

catalogue de la bibliothèque can
T. tonale Vaudoise

474.

Probablement
la chronique de
Heinrich Bullinger.
les deux premiers tt. voyez 55 & 56.
Chose
singulière, que la bibliothèque ne
possède pas le livre absolument néces
saire pour l'hist: de la réformation

Heinrich Bullinger's
Reformationsgeschichte
nach dem Autographon etc
3 Bande.
Beyel. Frauenfeld 1838 etc

476 idem quod 485 et 496.

Avec l'expression
de mes remerciments Zürich 6. [illegible]
pour Votre catalogue 1. 1858 [illegible]
qui est parfaitement bien arrangé.

Voyez A. 204. Salomon Voegelin.

Das alte Zürich,

oder

eine Wanderung durch dasselbe

im Jahr 1504.

Das alte Zürich

historisch-topographisch dargestellt.

Oder

eine Wanderung durch dasselbe

im Jahr 1504.

Mit Erläuterungen und Nachträgen bis auf die neueste Zeit

herausgegeben

von

Salomon Vögelin.

S. 5.



F. Hegi del et sc.

Zürich, 1829.

Bey Orell, Füßli und Compagnie.



Noch glänzt, vom Abendpurpur übergossen,
Der Berge Kranz, wie man ihn ehmals sah;
Noch steht, von jeder Schönheit Reiz umflossen,
Die alte Zürich groß und freundlich da.

H.

Seiner

werthen Vaterstadt

freundlich gewidmet.

Vorbericht.

Ich übergebe dem Publikum, dem vaterstädtischen zunächst, in vorliegender Schrift — in welcher ein Eidgenosse geistlichen Standes von Zug, die Wanderung beschreibt, die er zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, bey Anlaß jenes im Jahr 1504 hier gehaltenen großen Freyschießens, in Begleit von zwey jungen Zürichern, durch unsere Stadt machte — die Frucht vieljährigen und sorgfältigen Forschens betreffend den ältern und ältesten Zustand unsers Zürichs und seiner Umgebungen in historischer und topographischer Hinsicht. Indem mich das vaterländische Geschichts- und Alterthums-Studium, das kirchliche besonders, von je her anzog, wandte sich meine volle Muße in den letzten zehn Jahren demselben um so ungetheilter und eifriger zu, je geneigter das Gemüth wird, nach erreichtem Wendepunkt des Lebens, den Blick, statt vorwärts, vielmehr rückwärts in die Vergangenheit zu richten, welche der Gegenwart zur Grundlage dient, und durch welche allein nur die letztere verstanden werden kann. Die Erfahrung aber, wie wenig ausreichend, ja wie unzuverlässig nur allzuoft die bisherigen Führer, Bluntschli, Werdmüller, von Moos und Andere in ihren historischen und topographischen Angaben seyen, ließ mich bald den Entschluß fassen, auf die Quellen selbst zurückzugehen; ein freylich mühsamer Weg, aber der einzig sichere. Ich suchte also, weniger aus den Chroniken (mit Ausnahme solcher, deren Verfasser als

Augenzeugen berichten) als vielmehr aus den Urkunden selbst, aus den ältesten Stadtbüchern, Jahrzeitbüchern, Urbarien, Stiftungs- uud Vergabungsdokumenten, Kaufbriefen und andern Aktenstücken bis ins sechszehnte Jahrhundert, und von da aus den Rathsmanualien bis auf unsere Zeiten hinab, die Namen und Beschaffenheit der Gassen, Plätze, Häuser, ihre Besitzer in ältester Zeit, und die von da an vorgefallenen geschichtlichen und lokalen Veränderungen bis auf die neuesten Tage, mit Sicherheit zu bestimmen. Wenn es sich nun aus diesem Quellenstudium ergab, daß jene benannten historisch-topographischen Werke gar vieler Berichtigungen und Verbesserungen bedürftig sind, und einmal irgendwo vorgebrachte Irrthümer und aufgestellte grundlose Vermuthungen von spätern Schriftstellern ungeprüft nachgeschrieben, dadurch immer weiter fortgepflanzt wurden, und so auch unter uns sich erhalten haben: so darf ich dagegen versichern, daß hier kein, auch geringerer, Zug oder Umstand in der Erzählung, noch irgend eine Angabe in den angehängten Nachträgen vorkommt, die nicht als aus jenen Quellen geschöpft bestimmt nachgewiesen werden könnte, oder durch eigene Ansicht und Untersuchung an Ort und Stelle erhoben wäre.

Alle diese Forschungen stellte ich anfänglich einzig zu meiner eigenen Belehrung und Ergötzung an; bald aber ermunterten mich mehrere meiner Bekannten und Freunde, die Resultate derselben auch einem größern Publikum mitzutheilen. Dieses und das Interesse, welches sich zeigte, wo etwa diese Sache zur Sprache kam, so wie die Begierde, mit der man da und dort zu wissen verlangte, wie es vor Jahrhunderten in Zürich ausgesehen, bewog mich, diesen geäußerten Wünschen zu entsprechen, und spornte mich an, meine Untersuchungen noch mehr zu vervollständigen, um etwas möglichst Befriedigendes ans Licht treten zu lassen. Es dünkte mich auch für solche Forschungen und ihre Mittheilung wirklich hohe Zeit, wofern man anders noch einen klaren Begriff von der Vorzeit soll gewinnen können, da unsere Zeit höchst geschäftig ist, überall Altes zu zerstören und Neues zu schaffen,

und daher namentlich auch der alten Thürme, Mauern und burgähnlichen Gebäude des Turikum der Vorzeit und mit ihnen der anschaulichen Erinnerungen an Zürichs ins graue Alterthum hinauf reichenden Ursprung immer weniger werden.

Man findet also hier keine moderne Topographie, wie wir sie nicht nur von den wichtigsten deutschen, sondern auch von einigen Schweizerstädten, von Luzern z. B. und nunmehr auch von Bern haben, die auch mehr für Fremde geschrieben sind, als für Einheimische, welche daraus wenig neues lernen können; sondern durchaus nur eine Topographie des alten Zürich oder das getreue Bild dieser Stadt, wie sie zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts sich darstellte. Diesen Zeitabschnitt zu wählen, schien mir am schicklichsten, da hier gerade das sogenannte Mittelalter sich schließt und mit der Reformation die neuere Zeit beginnt; so daß nun alles historisch und topographisch Bemerkenswerthe, was in jene ältere Zeit fällt, in die Erzählung verwoben; was hingegen in die neuere, in die Nachträge aufgenommen werden konnte.

Wenn diese Topographie dabey noch etwas Eigenthümliches hat, so dürfte dieses vielleicht darin bestehen, daß sie auf das Architektonische unserer Kirchengebäude genauere Rücksicht nimmt. In unsern Tagen ist das Interesse für altdeutsche Baukunst in Deutschland durchgängig erwacht; überall werden diese Denkmäler einer kunstreichen Vorzeit mit neuer Aufmerksamkeit betrachtet, in ihrem Werthe wieder erkannt, mit Sorgfalt beschrieben und künstlerisch nachgebildet. Auch bey uns ist, Gottlob! die Zeit längst vorüber, wo man den Gedanken fassen konnte, ob nicht die Großmünsterkirche, dieses seltene Denkmal vorgothischer Baukunst, diese erste Alterthumszierde unserer Stadt, füglicher abzutragen und dagegen eine neue Kirche mit Einem Thurme aufzuführen seyn möchte? wogegen der sel. Canonikus Breitinger mittelst einer eigenen Denkschrift einzukommen sich bewogen fand. Darum schien es mir an der Zeit zu seyn, vorzüglich auf die schönen Denkmäler der alten Baukunst, wie wir sie an dem

Großen- und dem Frauen-Münster besitzen, den Blick zu richten, und sie in ihren Einzelnheiten näher zu beschreiben, damit wir nicht mit unsern eigenen Schätzen unbekannt bleiben, vielmehr das Interesse für diesen Theil der Alterthumskunde auch bey uns rege werde.

Was die Einkleidung dieser Schrift oder die Form der Darstellung betrifft, so möge dieselbe lediglich für einen Versuch gelten, die an sich trocknen topographischen Angaben durch den Reiz einer Erzählung dem Leser etwas anziehender zu machen. Der Verfasser hofft hiebey um so eher auf einige Nachsicht, da die Trockenheit und Sprödigkeit des Stoffes einer gefälligen Form zum Theil widerstrebte, auch das Mittel dem Zweck selbst stets untergeordnet bleiben mußte. Wenn man dabey leicht die Sprache etwas breit und schwerfällig und die Manier redselig finden möchte, so wolle man nicht vergessen, daß der Styl des sechszehnten Jahrhunderts, welcher, mit Ausnahme der Orthographie, größtentheils bis auf die besondern Ausdrücke beybehalten werden sollte, nicht der des neunzehnten ist. — Daß der Erzähler gerade in der Beschreibung unserer Kirchen und Klöster am ausführlichsten ist, mag seine Rechtfertigung darin finden, daß ihm, als Priester, eben diese Gegenstände die wichtigsten und anziehendsten seyn mußten. Und überdieß erhalten wir dadurch ein anschauliches Bild des Innern und Aeußern derselben, wie sie vor der Reformation waren, da wir uns ohne diese Schilderung wohl kaum mehr einen richtigen Begriff davon machen könnten. Daß auch an Waldmann so häufig erinnert und zu seinem Lobe gesprochen wird, dürfte um so weniger auffallen, als damals erst funfzehn Jahre seit seiner Hinrichtung verflossen, der Erzähler ein Zuger, sein Landsmann ist, und dessen Begleiter um so mehr auf Waldmanns Seite stehen mußten, als bey jenem Auflauf der alte Bürgermeister Röust, Diethelms Großvater, von Waldmanns Feinden ebenfalls seiner Stelle war entsetzt worden. — Wen endlich des Speziellen und des ins Kleinliche gehenden Details hierbey allzuviel bedünken sollte, der möge dieses damit entschuldigen,

daß nicht Alles für Alle seyn kann noch soll; daß, was dem Einen sehr gleichgültig und ganz überflüssig erscheint, einem Andern, seiner besondern Verhältnisse wegen, sehr erwünschten Aufschluß gewährt, und ich gern den Geschichtsforscher sowohl als den Ungelehrten, so viel in meinen Kräften stand, und so weit es der Zweck und Umfang dieser Schrift erlaubte, befriedigen wollte. Vielleicht aber werden im Gegentheile Andere, welche etwa über Alles und Jedes Aufschluß zu finden dachten, noch weit mehreres darin vermissen. Es wird indeß bey näherm Nachdenken gewiß einleuchten, daß ich, wenn diese Schrift nicht ganz unförmlich werden sollte, mich nur auf eine Auswahl des Wichtigern und allgemein Interessanten beschränken mußte.

Dabey erkenne ich die ausgezeichnete Gefälligkeit, mit welcher nicht nur meine nähern Bekannten, sondern auch viele andere meiner geschätzten Mitbürger auf mancherley Weise meinen Zwecken beförderlich waren, so wie die besondere Bereitwilligkeit, mit welcher mir der Zutritt zu den Archiven, deren Benutzung mir unentbehrlich war, gestattet wurde, und ebenso zu mehrern schätzbaren Privatsammlungen, von denen mir hier nur die Lindinersche als die in jeder Hinsicht ausgezeichneteste anzuführen vergönnt sey. Für diese vielfache gütige Handbietung spreche ich hiermit öffentlich meinen verbindlichsten und achtungsvollsten Dank aus.

Bey der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die ich mir auf alle Punkte verwendet zu haben bewußt bin, mag gleichwohl das Eine und Andere meinem Blicke noch entgangen, Manches hier und da zu berichtigen, und viel Mehreres noch — wie wäre dieß anders möglich? — zu ergänzen seyn. Daher wird mich zu großem Danke verpflichten, wer immer durch Hinweisung auf mir noch unbekannt gebliebene alterthümliche Denkmäler, oder durch Mittheilung von bedeutenden Urkunden, Dokumenten u. s. w. irgend eine gründliche Berichtigung oder anderweitige Beyträge zur Vervollständigung dieser Topographie zu liefern im Stande ist. Ja, ich möchte um solche ergänzende und berichtigende

Beyträge recht angelegentlich bitten, damit das Ganze immer mehr vervollkommnet werden könne.

Uebrigens ist meine Absicht erst dann vollkommen erreicht, wenn diese kleine Schrift meinen Mitbürgern, denen ich sie zu nachsichtvoller Aufnahme empfehle, nicht bloß Vergnügen gewährt mittelst anziehender Aufschlüsse über Zürichs Zustand vor dreyhundert uud mehr Jahren, und bey einer sich darbietenden Vergleichung zwischen Vormals und Jetzt; sondern zugleich auch die Liebe zu vaterländischem, besonders vaterstädtischem Geschichts= und Alterthumsstudium bey ihnen, zumal den jüngern, belebt. Zu einer Zeit, wo sich überall ein reger Forschungstrieb dem Historischen und Antiquarischen zuwendet, sollten Wir da zurückbleiben wollen? Möchte daher — es sey mir erlaubt, hier diesen Wunsch auszusprechen! — namentlich unsere vaterländisch=historische Gesellschaft die, leider! nur noch sparsam unter uns vorhandenen, zerstreuten, zum Theil wenig beachteten und ihrer Zerstörung täglich mehr entgegengehenden Ueberreste vaterländischer Alterthümer jeder Art zu einem Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit machen und, als einen ihrer Zweige, einen Verein bilden, dergleichen Deutschland bereits mehrere hat: einen Verein zur Erforschung vaterländischer Alterthümer im weitesten Sinne des Wortes, so wie zur Erhaltung aller seiner Denkmäler, der beweglichen und unbeweglichen, der Schrift= und Kunstwerke. Sie würde sich dadurch ein nicht geringes Verdienst um Vaterstadt und Canton, und um die Geschichte beyder erwerben, vielleicht auch in andern Cantonen ähnliche Vereine ins Leben rufen. Mir aber würde es zu besonderer Freude gereichen, auch an meinem Orte hierzu etwas beygetragen zu haben.

Zürich, im Oktober 1828.

Der Verfasser.

Im Jahr nach Christi Geburt, da man zählte fünfzehnhundert und vier, auf Sankt Laurenzen Tag (war ein Sonntag), ritt ich mit etlichen guten Freunden und Gesellen von Zug nach der lieben alten eidgenössischen Stadt Zürich. Und nahmen wir daselbst unsere Herberge in der mindern Stadt, im Wirthshause zum rothen Schwert, an der niedern Brücke. Da fanden wir gewaltig viel Volk, fremdes und heimisches; denn auf diese Woche hatte Zürich einen großen Ehren- und Freyschießent ausgekündet, und männiglich dazu eingeladen, auch köstliche Gaben ausgesetzt, nämlich (heißt es) neunhundert zwey und siebenzig Gulden den Büchsenschützen, und gleichviel den Bogen- oder Armbrustschützen, und war die beste Gabe hundert und zehn Gulden. Auch war ein Glückshafen aufgerichtet, worin mehr denn vierhundert Gulden, und wer den besten Zug that, gewann fünfzig Gulden (1). Und lockte dieser Schießent nicht allein aus den mehreren Orten der Eidgenossenschaft, sondern auch aus den Städten am Bodensee, und weiterhin aus Schwaben, ja aus Tyrol rc. eine große Zahl Schützen und andere Gewinnslustige herbey, also daß dieses Wirthshaus voll Gäste war von oben bis unten, und der Wirth uns kümmerlich Platz geben konnte. Also war da ein verwirrtes Geschrey oben auf dem Estrich und unten

in der Stube, und hörte man von nichts anderm reden, als von der Lustbarkeit des morndrigen Tages und der folgenden Tage, und wie die Herren von Zürich allen Schützen, so lang der Schießent währe, zu der Tag-Uerthen Wein, Brot, Käs ꝛc. geschenkt geben. Auch erzählte da ein Jeglicher von dem letztgehaltenen Schießent, wie es ihm auf demselben wäre ergangen, auch was sich sonst dabey zugetragen; und wollte morgen jeder sich als der treffenlichste Schütze erzeigen und die beste Gabe heimtragen; und wer es auch nicht laut sagen mochte, der gedachte es doch für sich im Stillen. Mein Augenmerk aber war auf etwas ganz anderes gerichtet. Nämlich ich, als ein Liebhaber der Geschichten und Merkwürdigkeiten meines Vaterlandes, hatte mir vorgenommen, seine fürnehmsten Städte nach und nach alle in Augenschein zu nehmen, und wollte billig mit Zürich den Anfang machen, als dem ersten Orte der Eidgenossenschaft; außerdem daß ich noch besondere Anmuthung für diese Stadt habe, sintemal meine Altvordern auch Bürger in Zürich gewesen, von dannen sie später gen Zug gekommen und daselbst sich niedergelassen. Mittlerweile also meine Freunde und Gesellen sich hier mit Schießen erlustigen würden, gedachte ich die Stadt nach aller ihrer Gelegenheit zu besehen und alles eigentlich zu erkundigen.

Nun fügte sich's, daß, nach schon eingenommenem Nachtmahl, noch etliche junge Züricher zu einem Schlaftrunk auf unsere Herberge kamen. An diese wandte ich mich jetzt mit folgenden Worten: „Liebe Herren und gute Freunde! Ich möchte gar gern euere Stadt nach aller ihrer Gelegenheit, ihre gemeinen und beson-

dern Gebäue, füraus ihre Gotteshäuser, Münster und Klöster, zu denen ich, als selbst dem geistlichen Stande eingeleibt, eine absönderliche Liebe trage, eigentlich beschauen, auch anderes Merkwürdiges, und was die Geschichte hievon erzählt, erfahren, dieweil in diesen Mauern schon gar mancherley Wichtiges vorgegangen, auch viele große und um die Eidgenossenschaft verdiente Männer hier gelebt und geregiert haben. So ihr mir daher Jemand anzeigen könntet, welcher mir dazu behülflich wäre, indem er mir das Geleit durch die Stadt gäbe und mich aller dieser Dinge gründlich berichtete, würde ich Euch großen Dank wissen." Darauf sahen sie einander an, deuteten lächelnd auf einen unter ihnen, blassen Antlitzes und etwas magerer Gestalt, aber sehr verstandreicher Miene, auch vornehm gekleidet, der sich aber bisher ganz still erzeigt hatte, und sprachen: „Wir wüßten keinen, der Euch bessern Bescheid um solches geben könnte, als da den Junker Diethelm, denn der sitzt mit dem Junker Edlibach (2), seinem Oeheim, beständig ob den alten Geschichten. Vielleicht thut er Euch den Gefallen." Und eh' ich noch ihn darum anreden konnte, kam derselbe schon auf mich zu, grüßte mich mit ziemendem Anstande und sprach: „Würdiger Herr! Es ist gar ein Weniges, was ich weiß; kann ich aber damit Euerm Begehren genug thun, so bin ich Euch zu Dienst. Ja, ich achte es mir eine Freude und Ehre, einen ehrwürdigen Priester und biedern Eidgenossen mit meiner Vaterstadt des Nähern bekannt zu machen." Dieses Anerbietens bedankte ich mich gegen ihn höchlich, nahm es ohne Säumniß an und machte mit ihm die Abrede, daß er alsogleich morgen bey früher Tageszeit zu mir an die Herberge

komme, mich von da abzuholen und überall in der Stadt herum zu führen.

Am folgenden Morgen erwachte ich, da eben das erste Zeichen für die Frühmesse zur Propstey St. Felix und Regula läutete. Kurz nachdem ich aufgestanden war, hatte die Sonne die Knöpfe der beyden hohen Helmthürme der Stift übergüldet, und bald stand auch der nahe Wendelstein [Thurm] zu St. Peter im Sonnenglanze. Inzwischen ich mich an der Aussicht auf den Zürichsee und die hohen Gebirge ob demselben ergötzte, ward alles laut im Hause, und wollte jeder Gast sein Morgenbrot in Bälde haben, daß er den Anfang des Schießens nicht versäume. Als endlich, nach mehr denn einer Stunde, das Volk in Haufen auf die Zielstatt gezogen und es nunmehr im Wirthshause erstillet, ist Junker Diethelm, wie er denn versprochen, zu mir an die Herberge gekommen und hat mir einen freundlichen guten Tag geboten, mit dem Beyfügen, daß er nunmehr bereit sey, mit mir den Gang durch die Stadt vorzunehmen. Er brachte auch noch einen andern Züricher mit, den er Werdmüller nannte (3), der uns auch gern begleiten würde, wofern es mir genehm sey. Ich war auch alsogleich bereit, mitzugehen; bat aber zuvor den Junker noch um Anzeige seines Namens, damit ich doch auch wüßte, wer mein Wegweiser wäre. Hierauf antwortete er mir: er heiße Diethelm Röust (4) und sey der zweyte Sohn von Junker Marx Röust, Seckelmeister und des Rathes; es sey auch der Alt-Bürgermeister Heinrich Röust sein Großvater. Als ich diesen Namen hörte, war meine Freude so viel größer, daß das Glück mir einen so treffenlichen Jüngling zugeführt habe aus solch einem be-

rühmten Geschlechte, der seine Zeit so rühmlich aufwende, das Wesen und die Geschichten seiner Vaterstadt fleißig zu erforschen, und welcher derselben, so wie auch gemeiner Eidgenossenschaft, gleich seinem Vater und Großvater, dereinst ersprießliche Dienste leisten werde. So machten wir uns jetzt — da es eben sieben geschlagen — auf, um noch vor Imbiß die ganze mehrere Stadt zu besehen; auch steckte ich mein gewohntes Schreibtäfelein in den Gürtel, das Wichtigste, was ich vernähme, zu Hülfe meines Gedächtnisses sofort aufzuzeichnen.

I. Wanderung durch die mehrere Stadt.

Auf der niedern Brücke, über welche wir nun kamen, und die, wohl bey fünfzig Schuh breit (5), den Kraut-, Obst- und Milchverkäufern täglich zu einer kommlichen Gelegenheit dient, gewahrte ich zum Ersten ein Brunnengehäus mit vier Röhren, welche zur Erfrischung beständig aus der Limmath geschöpftes Wasser ausgießen. Ueber ihnen steht ein Gemäld, welches die drey Stadtheiligen von Zürich vorstellt (6). Es soll dieses künstlich und ergötzlich Wasserwerk im Jahr 1420 durch Hans Schlaff, damals der Stadt Werkmeister, wiederum neu erbaut worden seyn (7). Rechts am andern Ende der Brücke steht, ins Wasser hinausgebauen, das Rathhaus; ist ein hohes und schmales, aber langes Gebäu, ganz von Stein, nur daß es an der Seite gegen die mindere Stadt einen hölzernen Fürschutz [Anbau oder Gallerie] hat, und ist erst seit hundert Jahren ungefahrlich auch auf denselben Platz erbauen, wo zuvor das alte gestanden (8).

Das Rathhaus.

Auf der Seite gegen die Brücke hat es drey schmale, aber hohe spitzbogige Thüren neben einander, ob welchen die Schilde aller Orte der Eidgenossenschaft in Stein ausgehauen. Es werden aber diese Thüren nur bey besondern Anläßen geöffnet; darum mußten wir, um hinein zu kommen, zuvor um ein anderes Gebäu herumgehen, welches dem Rathhaus in einem rechten Winkel angebaut und unten ringsum mit Gäden besetzt ist. Es wird zum Schneggen genannt, und ist eine offene Trinkstube [Gesellschaftshaus] für die Rathsherren und andere angesehene Leute, absönderlich der sogenannten Böcke oder Schwertler, welche im Kriege der Eidgenossen wider Zürich sich zusammengethan hatten, um durch tapfere Ausfälle und Raubzüge dem Feinde Schaden und Abbruch zu thun. Sie nannten sich auch „die Schildner zum Schneggen", weil sie allda ihre Wappenschilde oder Zeichen aufgestellt hatten, und stieg ihre Zahl bis auf sechszig. „Es war aber — sagte Junker Röust, da wir jetzt an das Haus hinauf sahen und den Schneggen allda angemahlt betrachteten — schon von Alters her ein Haus zum Schneggen genannt, eine gemeine [obrigkeitliche] Trinklaube, und dem Rathe zu Dienst, welcher auch einen Stubenknecht auf dieselbe gesetzt, und ist das Haus jetzt noch im Wesen. Sehet es dort über der Straße, das kleine Gebäu, oben an dem Haus zum Kiel oder Schiff genannt. Nachdem aber im Jahr 1399 dieses unser jetzige Rathhaus aufgeführt worden, erbaute man, gleich als ein Nebengebäu desselben, das neue Gesellenschaftshaus, und hieß es auch zum Schneggen; von welcher Zeit an die ehevorige Trink-

laube benannt wurde zum alten Schneggen, auch dieser Weile den Schneidern zu ihrer Zunftstube dient (9).

Der gewöhnliche Eingang zum Rathhaus ist auf dem Fischmarkt, und ist unten eine große weite Laube, die Brotlaube genannt, weil allda die Kleinbrötler oder Feiler (10) alle Tage ihr Brot verkaufen. Auf dem ersten Boden ist die große Stube, wo der Rath und die Burger zusammen kommen, ist ein gar langes, aber schmales Gemach mit gewätteter [gewölbter] hölzerner Tille, und steht vorn zwischen den beyden Fenstern gegen der obern Brücke hinauf der Thron, welchen der Burgermeister einnimmt, und worauf so manches Mal Waldmann, der unglückliche, gesessen. Auch sey er, sagte der Werdmüller, eben in dieser Stube, in Beyseyn der eidgenössischen Gesandten, sammt noch einigen seiner Rathsfreunden gefänglich angenommen und von da stracks in den Wellenberg hinauf geführt worden. Außen am Rathhaus führt eine steinerne Stegen in den Schneggen; wir gingen aber nicht hinauf, dieweil Junker Röust mir sagte, daß da, außert den Wappenschilden der Schwertler, gar nichts zu sehen sey. Daneben erzählte er mir — da er aus meinen Fragen um Waldmann bald merkte, daß ich an selbigem, als einem Landsmanne von mir (11), gar sonderlichen Antheil nehme — wie Waldmann, auch einer der Schwertler, nicht nur fleißig den Schneggen besucht, sondern ein Jahr vor seinem Tode noch mit etlichen guten Freunden, weltlich und geistlich, worunter auch der im abgewichenen Jahr verstorbene Leutpriester zu Sankt Peter, Herr Hans Helfenberg, Herr Conrad Hoffmann, Chorherr, dazumalen Leutpriester, zur Probstey, Junker Gerold Edlibach, Wald-

manns Stiefsohn, und Andere, eine Gesellschaft errichtet, die alle Tage ohne am Samstag da zusammen kam; und war die Uerte jedesmal 18 Haller; doch schossen sie, ein jeder von ihnen, zwey Gulden zusammen, daß sie eigenen Wein hätten. Wer ausblieb, wurde um einen Kreuzer gebüßt.

Der Rathhausplatz. Auf dem Fischmarkt vor dem Rathhaus sind viel stattliche Gebäue, worunter mehrere Zunftstuben. Gerade dem Schneggen vorüber ist der Weinleuten Zunfthaus, zur Meisen genannt, eigentlich „zu der Meisen Haus", weil dasselbe vormals dem Geschlecht der Meisen, einem der ältesten und angesehensten Geschlechter, zugehörte, welche es hernach bemeldten Zünftern mögen verkauft haben (12). Weiter aufwärts steht der Krämer Zunfthaus, vormals „zum Schiff" nunmehr zum Saffran genannt (13), und neben ihm das Haus zur Hauen oder Salzhauen, gläublich darum also genannt, sagte Röust, weil es vormals der Salzleuten Haus war; auch hatte hernach die Zunft der Zieger- und Gremperschaft ihre Stube daselbst (14). Unter diesen und den folgenden fünf Häusern wandelt man als unter bedeckten Bogen, oder, wie sie es heißen, „unter den Tillenen", allwo auch Gädmen sind; und sey hier vor Alters der Obst-, Kraut-, Käs- und Hühnermarkt gewesen, bevor solcher zum größern Theile auf die niedere Brugg versetzt worden (15). Von da kamen wir auf einen gevierten Platz, der Rüdenplatz genannt, weil er auf der Seite gegen dem Wasser von der Constafler (16) Zunfthaus eingeschlossen ist, welches der Rüden heißt, und ein alt

Der Rüden. Gebäu ist mit gewaltigen Steinen vom Wasser heraufgeführt bis zum ersten Stock; und hat oben einen

freyen offenen Estrich (17). Und da ich wissen wollte, warum das Haus solchen Namen habe, gab der andere Züricher dessen als Ursache an, daß dasselbe vormals der Grafen von Toggenburg Haus gewesen, welche bekannter Maßen einen Doggen oder Rüden in ihrem Wappen geführt. Aber Junker Röust bedeutete ihm, daß die alten Grafen von Toggenburg im dreyzehnten Jahrhundert gar ein ander Wappen geführt; auch sey es gar nicht gläublich, daß dieses Haus jemals diesen Grafen zuständig gewesen, dieweil es in alten Schriften vielmehr „der Stadt Münzhaus" heiße, auf welchem auch zuvor gar kein Gemach gestanden. Denn erst in Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sey, als die adelichen Gesellen, die bisher ihre Zusammenkunft auf des von Lunkhofen Estrich hatten, vom Rath Platz begehrten, ein eigen Haus zu bauen, und ihnen, durch der Stadt Ehre willen, der Stadt Münzhaus dazu bewilligt worden, dem Baumeister der Stadt befohlen worden, den untersten Boden, allda die Münz war, eines Gemaches hoch mit Steinen aufzubauen, welches sich aber die Stadt zu eigen vorbehalte, auf welches Gemäuer dann die Adelichen eine Stube und Estrich, auch was der Gesellschaft nutz und füglich, erbauen mögen (18). Daneben sey Rüd (molossus) ein Name, welchen auch in andern Städten gewisse öffentliche Gesellschaftshäuser tragen, allwo man nichts um die Grafen von Toggenburg wisse (19); nach welcher Sitte dann auch die Edelleute dieses ihr Haus also möchten benannt haben.

Der Rüdenplatz.

Indem ich mich während diesem Gespräch von ungefähr wieder zurück gegen die Tillenen wandte, fiel mir an dem letzten oder Egghause gegen den Rüden-

platz — einem hohen stattlichen Gebäu, unten mit steinernem Bogen und mit Gestrebe [Strebpfeilern] versehen — eine große in Stein gehauene und bemahlte Kerze in die Augen. Als ich dem Werdmüller auf dieselbe deutete, sagte er mir, es habe, wie er allezeit sagen gehört, ein Hr. Maneß am Stad nebst seiner Gemahl Adelheid dieses Haus der Probstey vergabet, und solle die Verleihung deßselben zwey benannten Caplanen dieses Gotteshauses zustehen, also nämlich, daß vom Zinse deßselben eine Wachskerze zwölf Pfund schwer gekauft werde, dieselbe vor dem Hochwürdigen her zu tragen, so oft der Leutpriester mit dem Sakrament zu den Kranken gehe; und solle dieselbe erneuert werden, so oft sie abgebrunnen bis auf vier Pfund; und heiße danahen dieses Haus das Kerzhaus (20). Oberhalb einer engen und steilen Gasse, welche sie die Schäflingasse (21) hießen, und an welcher zu unterst eben das bemeldte Kerzhaus steht, erblickte ich einen alten, hohen Thurm, welchen Röust den Schwendenthurm nannte, und über welchen er mich dann zu berichten versprach, wann der Weg uns bey ihm vorbey führe. Dem Kerzhause vorüber ist der Fischer Trinkstube, zum Salm genannt, nunmehr aber ein Wirthshaus, und ist ganz hölzern (22). Daran stoßt oben der Zimmerleuten und Binder [Küfer] Zunfthaus, dessen vorderer Theil nur eines Gemaches hoch und ganz von Holz, oder eigentlich zu reden, nur ein beschlossener, mit einem Fürschutz [Erker] gegen das Wasser hinaus versehener Estrich ist (23). Dann folgt der Wettingerhof, welchen das Gotteshaus schon im zweyten Jahr nach seiner Stiftung mit Erlauben des Rathes erkauft hat. Es besteht

aber derselbe aus zwey großen zusammengefügten Gebäuen, von welchen das obere einen freyen lustigen Estrich hat. Auch ist daselbst eine gewölbte Capelle zu Ehren St. Felix und Regula, in welcher ein Conventsbruder, der in diesem Hofe die Gefälle des Gotteshauses einnimmt, den Gottesdienst versieht (24).

Als wir jetzt unter den Bogen des Wettingerhofes hervor auf den offenen Platz (25) traten, ergriff mich der einsmalige Anblick des nahen Münsters mit seinen beyden gewaltig hohen Thürmen, die gar kühn auf den jähen Abhang gestellt sind, dermaßen, daß ich alsogleich zu demselben hinauf steigen wollte. Aber Junker Diethelm bat mich ganz freundlich, ihm vörderst in die berühmte und merkwürdige Wasserkirche zu folgen, von deren Giebel uns das große übergüldete Kreuz gar herrlich entgegen glänzte. Zu derselben begiebt man sich von der Straße ein Paar Tritte aufwärts durch einen schmalen bedeckten hölzernen Gang, der sich vor der Kirche in ein Viereck oder kleine Vorlaube erweitert, von welcher aus die lange, schmale, aber offene, obere Brücke in die mindere Stadt hinüber läuft. Unter diesem Helmhaus oder Vorhalle der Wasserkirche (26), wo jetzt fremde Handwerker und Krämer feil haben, sey, so erzählte mir Röust, vom Schultheiß in den ältern Zeiten und bis ins fünfzehnte Jahrhundert öffentlich Gericht gehalten worden (27).

Das Helmhaus.

Mit großer Andacht betrat ich nun die Capelle selbst, den heiligen Märterern St. Felix und St. Regula, den Schutzheiligen der Stadt, in vorzugs weise geweihet. Sie ist ein gar schönes Gebäu, mißt, vom Boden bis zu dem festen, mit vielfach sich kreuzenden Rippen verzierten, Gewölbe bey 47 Schuhen, und hat ringsum

Die Wasserkirche.

gewaltige, mehr denn 30 Schuh hohe Fenster, die aber, von wegen des vielen zierlichen Glasgemähles in ihnen, nur ein gebrochenes Licht einfallen lassen, und deßnahen einen sanften Dämmerschein inwendig verbreiten. Sechs Altäre sind in der Kapelle; ob dem Eingange ist ein kleiner Letter [Emporkirche] mit einer Orgel (28). An den Wänden sind die in jüngst vergangenem Schwabenkriege eroberten Fähnlein, mit Namen das Panner von Nürenberg, nebst dem von Fryburg, Pfirt, Endingen und Straßburg, welch letztes der Burger Heinrich Rahn vor Dornach erbeutet hatte, als Zierde und zum Dank gegen die Patronen der Stadt, aufgehängt (29); und setzte mich diese Schönheit der Kapelle dergestalt in angenehmes Erstaunen, daß ich unter dem Eingange lange betrachtend stille stand, ehe ich in dieselbe hinab stieg. Zuerst hörten wir andächtig die Messe, die der Priester eben auf dem obern Altar angehoben hatte, und nachdem dieselbe zu Ende war, begaben wir uns in die merkwürdige Gruft hinab, die mitten in der Kapelle befindlich; sie ist von etlichen Ampeln erhellet, und steht darin ein Altar auf einem großen platten Stein und dabey ein steinernes Brunnenbett, das aber ganz wasserleer. „Saget mir doch, was hat diese Gruft zu bedeuten?“ fragte ich den Werdmüller, der nächst bey mir stand. Bevor aber derselbe mir antworten konnte, ergriff der Sigrist dieser Kirche, der sich uns jetzt auch beygesellt hatte, schnell das Wort und sprach: „Hier an diesem Orte haben die heiligen Marterer St. Felix und Regula ihr Blut vergossen, und ist das eben der Stein, auf welchem sie sind enthauptet worden von dem grausamen Tyrann Dezius. Jener Stein-

trog aber ist noch der Rest von dem Brunnen, bey welchem die lieben Heiligen anfangs gewohnet, und allwo sie, da sie just des Mittags ihre Speise zu sich nehmen wollten, von den Dienern des Wütherichs sind gefangen worden; darum denn auch gar bald hernach die Christgläubigen an diesem Orte, bey dem heiligen Brunnen und über dem Muttersteine eine kleine Kapelle haben errichtet, über welche dann eine größere, welche diese kleinere oder Gruft einschloß, später ist erbaut und von ihrer Lage „Wasserkirche" genannt worden." Aber wie lange steht das gegenwärtige schöne Gebäu, das noch kein hohes Alter haben kann? fragte ich den Sigrist. „Erst zwanzig Jahre, antwortete er: denn da die alte Kirche aus Länge der Zeit angefangen baufällig zu werden und von der einten Seite ins Wasser zu sinken, erkannte der Rath, sie ganz neu aufzubauen. Deßnahen wurde sie im Jahr 1479 geschlissen bis an den nach Norden stehenden Mantel [Giebelseite] und die Gruft, ein neues breiteres Fundament gelegt, auf dasselbe ein viel höheres und größeres Gebäu aufgeführt, und mit vielen Gestreben [Strebepfeilern] befestnet, auch von außen ein breiter Umgang rings herum geführt, wie ihn auch schon die alte Kapelle gehabt, für die Kreuzgänge [Prozessionen]. Und war der ganze Bau in fünf Jahren, nämlich im Jahr 1484 vollendet, und kostete, neben den Frohndiensten und den Gottesgaben, die durch den päpstlichen Ablaß waren gewonnen worden, noch sechstausend Gulden, ungerechnet das Helmthürmlein, welches, da es mit Bley zierlich gedeckt ist, allein fünfzehnhundert Gulden gekostet, und erst 1487 von einem St. Galler ist aufgesetzt worden." „Und wer hat diesen

schönen Bau geleitet und ausgeführt?" fragte ich weiter. „Der damalige Baumeister [Bauherr] Hans Waldmann, und Hans Felder, damals unserer Stadt Werkmeister." „Also eben der Hans Felder, rief ich, der im Jahr 1478 unsere schöne St. Oswaldskirche in Zug, deren Gewölb dem in dieser Wasserkirche fast gleicht, auch erbaut hat?" „Derselbe", war die Antwort (30). Mit Freuden und mit Wehmuth zugleich betrachtete ich, nachdem wir die Kirche wieder verlassen, beym Wasserrad auf der obern Brücke das schöne Denkmal nun von außen, welches sich Waldmann auch durch dieses edle Gebäu in Zürich gestiftet. Bald aber wich diese Empfindung bitterm Unwillen, als ich vernahm, wie nicht lange hernach dasselbe bey Waldmanns Auflauf dadurch schändlich befleckt worden, daß eben in dieser von Waldmann erbauten Kirche die Burgerversammlung zusammen gekommen, in welcher der alte Rath gewaltsam entsetzt und dagegen ein anderer, der sogenannte hörnerne, eingesetzt worden, der aber seiner Unwissenheit und Tyranney wegen kaum zwey Monate Bestand hatte.

Es war mir nicht entgangen, daß Junker Röust gar nicht dieselbe Ehrerbietung wie andere Züricher der Wasserkirche erzeigt, auch nicht mit mir die Gruft besucht, ja überhaupt gegen mich über sie geschwiegen. Deßnahen konnte ich mich nicht enthalten, ihn um die Ursache dessen zu befragen. „Haltet zu gut, lieber Junker! redete ich ihn demnach an, da wir wieder unter dem Helmhaus waren — Mich befremdet, daß Ihr mit einmal so stille seyd, und es Andern überlassen habet, mir von dieser Kirche und ihrer Stiftung Bericht zu geben, den ich doch am liebsten von Euch

empfangen hätte. Mich will fast bedünken, es möge dieselbe in Euern Augen kein solches Heiligthum seyn." Darauf antwortete er mir: „Ich will es Euch nur frey bekennen, daß Ihr nicht weit vom Ziele geschossen habet. Bis auf kurze Zeit zwar betrachtete auch ich diese Wasserkirche als eine hochheilige Kapelle, als den Grund und Ursprung unserer ganzen Stadt und ihres Heils, wie Probst und Capitel der Stift schreiben in einem Brief an Kaiser Rudolf im Jahr 1274. Seitdem ich aber die alten Schriften, dieselbe berührend, gelesen, bin ich andern Sinnes geworden. Sintemal ich nämlich daraus die Gewißheit geschöpft habe, daß die ältesten urkundlichen Nachrichten von dieser Kirche nicht weiter aufwärts reichen, als bis zur zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts (1250), wie auch daß dieselbe von Anfang weder der Stift, noch weniger der Stadt, wohl aber das Eigenthum besonderer Personen gewesen. Sehet da das Haus, fuhr er fort und deutete mit dem Finger auf das uns vorüberstehende Haus (31) — das jetzt sammt dem angebauten Thurm der Stadt Kaufhaus ist. Darin wohnte zuvor der Ritter Johannes von Seon, welchem dieses Besitzthum von denen von Hottingen in Erbsweise angefallen war, daher dieser Thurm noch jetzo der Hottinger Thurm heißt." „Diese Edeln von Hottingen aber, wie sind sie zu diesem Thurm gekommen? fragte der andere Züricher. Hat dieses alte und mächtige Rittergeschlecht selbst ihn erbauen?" „Nein, antwortete Röust: Dieses Haus sammt Thurm war in alter Zeit der Sitz des Landgrafen von Zürich, welches Amt die Grafen von Lenzburg lange bekleideten, deren Rechte und Besitzthümer nachher durch Heirath an

Das Kaufhaus.

die Grafen von Kyburg übergingen, von welchen sodann die von Hottingen besagtes Haus und Thurm, sammt dem dazu gehörigen Grund und Boden der Wasserkirche, zu Lehen hatten. Aus allem diesem scheint mir klärlich hervorzugehen, daß diese Kirche nichts weiter als die Kapelle der Landgrafen war, zu deren besonderm Gebrauche sie von ihnen mag erbauet worden seyn, wie denn auch der Eingang in dieselbe anfangs nicht auf der Brücke, sondern auf der Seite gegen den Hottingerthurm gewesen, zu welchem ein Steg vom Gestade hinüber führte. Diese Kapelle nun ward von den Edeln von Hottingen der Stift zur Probstey im Jahr 1255 zum Eigenthum überlassen und diese Schenkung hierauf von den Grafen von Kyburg als Erblehenherren bestätigt. Es mißt aber die Schenkungsurkunde dieser Kapelle gar keine besondere Wichtigkeit bey, sagt auch davon gar nichts, daß sie am Orte der Hinrichtung unserer lieben Heiligen erbauen sey." Woher ist denn aber diese Meinung entstanden? fragte ich. „Aus der Legende selbst, erwiederte er, die wir alle Jahr auf St. Felix und Regula Tag lesen hören, und die da sagt, es haben die heiligen Märterer ihre abgeschlagenen Häupter vom Gestade des Flusses, allwo sie enthauptet worden, auf den Vorbühel des nahen Berges getragen, wo sie dermalen in großen Ehren ruhen. Dieser Platz am Limmatstad, vierzig Ellen unten am Münster, welch ein anderer konnte es seyn, als eben derjenige, auf dem die Wasserkirche steht? So war der Schluß fertig, die Kirche demnach als Kapelle der h. Märterer ausgegeben, und so hat sie ihre Berühmtheit erlangt." Aber was sagst Du denn von dem Brunnen in der Gruft? sprach der

Werdmüller, höchlich erstaunt über diese Rede des Junkers. „Das sage ich, versetzte dieser, daß die alten Schriften von diesem Brunnen gar nichts erwähnen, bis auf die Zeit, da die alte Kapelle ist abgeschlissen und das jetzige Gebäu aufgerichtet worden: damals zuerst hat sich das Wasser gezeiget."

Der Hellbrunn.

Inwährend er dieses sagte, kam ein Mönch daher, war ein regulirter Augustiner aus dem St. Martins-Kloster auf dem Zürichberg, wie ich nachgehends erfahren. Den redete Röust sogleich an: „Ihr kommet uns recht gelegen, Herr Martin (32). Saget uns doch, wie es sich wegen dem Brunnen verhalten hat da in der Wasserkirche, zur Zeit, da sie ist neu aufgeführt worden; denn Ihr waret, wie ich vermeine, damals schon bey uns." Der Mönch ließ sich nicht lange bitten, sondern sprach: „Das will ich Euch gern erzählen, lieber Herr! — Als die ehrwürdigen Burger Zürich ernstlich und fleißig waren, Gott zu Lob, der hochwürdigen Jungfrauen Marien, füraus aber ihren Patronen und Herren, St. Felix, St. Reglen und St. Exuperantien zu Ehren wiederum zu bauen, da ward im Winter das Wasser dermaßen klein, daß die Kirche um und um trocken stand, und drang da ein kleines Brunnenrünslein unter dem Helmhaus herfür. Nun war eine reiche Burgerin, die hatte groß geschwollene Beine unter den Knien, daß sie nicht mochte allein gehen, sondern sich mußte mit dem einten Arm auf ihre Jungfrau stützen. Dieser Burgerin kam in ihren Sinn, als sie bey dem Rünslein hinging zur Kirchen, daß sie das Wasser ließ heimtragen und wärmen, und badete ihre Beine darin. Davon empfand sie große Leichterung und Besserung abgegangener Geschwulst,

so daß sie darnach mochte allein zur Kirche gehen und wohin sie wollte. Das mochte sie nicht verschweigen, sagte es jedermann und die Stadt ward der Rede voll. Es war aber dieses Wasser dem andern Seewasser nicht gleich an Gestalt und Geschmack; nämlich es war etwas weißer und nicht so durchsichtig, und im ersten Anriechen schwefelte es ein wenig. Und da die alten Mauern und das Fundament ganz abgeraumt wurden, da sah man diesen Brunnenrunsen stark aus dem Kirchengrund rinnen, und das schwefelte noch stärker als das vorige. Darnach waren zween ehrbare Männer in der Stadt, die hatten viel Krankheit mit dem Grien, die ließen diesen Brunnen auch heimtragen, wärmen, und badeten darin, und die funden, daß das Grien von ihnen gegangen war. Also ward alle Gegne damit erfüllet. Darauf machte man ein eichen Faß, daß sich der Brunn darin sammelte, und das Wasser ward daraus geschöpft und geführt in Fassen über Land und zu Schiff in andere Städte und Dörfer und Landschaften für mancherley Presten, sich darin zu baden. Und war der gut Leumde groß nicht allein von dem Brunnen, sondern auch von wegen anderer großer merklicher Zeichen, die da geschahen, laut verläßlicher Urkunde der Menschen und in Schrift, deren eine ganze Tille voll stuhnd geschrieben da vor der Wasserkirche, auch die wächsenen Bilder und andere Kleinode, die da aufgehängt waren, das offenbar machten. Und indem man jetzt Steine haute zur Kirchen und die Sache mit dem Brunnen nicht aufhören wollte, da faßte man ihn ein mit gehauenen Steinen und machte Kette und Eimer daran, und ward er gebraucht Jahr und Tag von Fremden und Einheimischen, darin zu

baden für allerley Presten. Das alles aber, setzte er hinzu, hat sich seit Langem geändert. Die Züricher verachteten bald die große Gnade, welche ihre Heiligen ihnen durch dieses Wasser erzeiget, und fuhren lieber wieder nach Baden, wo das Wasser, sagen sie, viel kräftiger sey, und dabey ein lustig Leben. Mundus in maligno positus — die Welt liegt im Argen!" (33).

Der Sonnenplatz.

Nach diesen Worten grüßte er uns freundlich, und wandelte dann seinen Weg über die obere Brücke; wir aber gingen von da weiter hinauf an die Schiffländе, ist ein freyer Platz am Wasser, vormals „an Finkenstad" genannt, weil etliche aus dem alten, berühmten Geschlecht der Finken allda ihr Haus hatten (34). Hier ist auch der Schiffleuten Zunfthaus, und haben sie gerade ob dem Durchgang zwischen ihrem und dem unten anstoßenden Hause ihre Trinkstube erbaut (35). Und stoßt oben an dasselbe das St. Johannser Haus „zum weißen Kreuz" genannt (36); unten aber das Haus „zur Sonne", steht ganz am Wasser mit einem großen hölzernen Ueberbau in dasselbe hinaus, und war vormals das Wohnhaus der Kriegen, eines alten, berühmten, gar zahlreichen Geschlechtes in Zürich, auch die Kriegen von Bellikon genannt (37). Auf diesem freyen Platze stand ich eine Weile am Wasser, nach der mindern Stadt hinüber gewandt, und betrachtete von weitem das Münster der Abtey, auch mit zween, aber viel niedrigern Thürmen, und der Aebtissin Hof daneben, lag alles gar herrlich im Morgenlichte. Dagegen war mir unheimlich der mit dem Ende der mindern Stadt in gleicher Richte stehende Thurm mitten im Wasser, den sie den Wellenberg heißen, und der seit Alters her zur Ge-

Der Wellenberg.

fängkniß dient, wo nach der Züricher Mordnacht der Graf Hans von Habspurg bey zwey Jahren und auch Waldmann gefangen lag. Und als ich aber jetzt über Namen und Ursprung dieses Thurmes mich bey Junker Röust näher erkundigen wollte, kam mir der andere Züricher zuvor mit der Frage an ihn, was ihn doch dünke um die Meinung, daß der Wellenberg schon zu der Römer Zeiten erbaut und ein Leuchtthurm zum Dienst der Schiffahrenden gewesen sey? Worauf Röust alsogleich antwortete, daß ihm diese Meinung wenig der Wahrheit gemäß, ja ganz erdichtet vorkomme. Dessen nicht zu gedenken, daß am Ausflusse eines Sees, wo die Gestade einander so nahe liegen, auch keine Felsen zu fürchten, wie an den Meerküsten, keine Leuchten vonnöthen, noch jemals gebaut worden, so zeige schon der Name, der ja ganz deutsch laute, klarlich an, daß Deutsche und nicht Römer den Thurm müssen erbaut haben. Daher sey viel gläublicher, daß derselbe aus viel späterer Zeit herrühre, und zugleich mit den übrigen Thürmen der Stadt, mit welchen er, seiner Gestalt und Beschaffenheit nach, völlige Aehnlichkeit habe, zum Schutz der Stadt wider feindlichen Ueberfall erbaut worden, wie auch sein Name scheine anzudeuten (38). Er meinte auch, es möchten die Schwirren [Pallisaden] im See, ehe sie da, wo jetzt die Grendelhütte stehe, eingeschlagen worden, zuvor beym Wellenberg gestanden seyn. Daraus ließe sich dann auch erklären, warum hier an diesem Platze, und nicht oben auf Dorf, der Zoll von den Schiffen eingenommen werde, welcher jetzo noch der Zoll bey den Schwirren heiße, und dessen Eingewinner hier rechts auf dem Zollhaus sitze, welches auch ein alter Thurm sey (39).

Diese Erklärung lasse ich mir wohl gefallen, sprach der Werdmüller.

Die Schifflände.

Unter der Schiffleuten Trinkstube hindurch führte uns die Straße zwischen die zwey einander vorüber liegenden, oben durch einen Gang verbundenen, Wirthshäuser „zum Rößli" und „zum goldenen Sternen." Letzteres, ans Wasser gebaut und an das Haus zur Sonne stoßend, hat eine gar lustige Aussicht (40). Als ich vor diesem Wirthshause stille stand, ob ich etwan Bekannte von Zug oder Schwyz da ersehen möchte, denn ihrer mehrere hier ihre Einkehr nahmen, sprach Junker Roust: „Ich kann doch nie bey diesem Wirthshause vorbey gehen, daß ich nicht mit Freuden unserer Böcke gedächte, und ihres klugen, männlichen und ehrenwerthen Thuns. Vergönnet mir, daß ich Euch erzähle, was in diesem Wirthshause vorging. Diese Böcke waren den Eidgenossen von wegen der kühnen Thaten, wodurch sie ihnen während dem Kriege viel Schaden zugefügt, dermaßen zuwider, daß sie dieselben von dem Frieden mit Zürich ganz und gar ausgeschlossen wollten haben. Das wollte aber Zürich nicht zugeben. Da kehrten die Böcke selbst vor Rath, baten, man möchte ihrethalben einen ehrlichen Frieden mit den Eidgenossen nicht ausschlagen; ihnen genüge, wofern sie nur ihren Herren und Vätern in Gnaden empfohlen seyen, sie wollen mit Gottes Hülfe schon sich selbst Frieden schaffen. Dann zogen sie aus der Eidgenossenschaft hinweg auf das Schloß Hohenkrähen in Schwaben, und wurben von da auf allen Tagen um Frieden, wiewohl immer vergeblich. Nun ward ihnen verkundschaftet, daß Ammann Fries von Uri, der ihnen gewogen war, auch gern zum Frieden geholfen hätte,

den Zürichsee herab werde kommen. Dem lauerten sie jetzt auf, nahmen ihn auf dem See gefangen und führten ihn als Gysel auf ihr Schloß, woselbst sie ihn aber nicht als einen Gefangenen, sondern als einen Freund hielten und ehrten. Wollten nun die Eidgenossen den Ammann wieder auf freyen Fuß haben, mußten sie die Böcke in den Frieden aufnehmen und ihnen noch 500 Gulden an den Kosten bezahlen. Das fiel den Eidgenossen hart; doch kam der Vergleich zu Stande. Ital Reding, der Ammann von Schwyz, nebst noch einem andern Gesandten brachte das Geld gen Zürich und zahlte es den Böcken hier in diesem Wirthshause. Im Auszahlen sprach er: Das ist nie erhört, daß wir Eidgenossen so wenig Leuten ein solch Geld erlegen müssen. Da antwortete ihm einer aus ihnen: „Ammann! reut Dich das Geld, so nimm es wieder; die Ansprach ist uns lieber. Denn wenn wir unser Herren von Zürich nicht ehrten, hätten wir uns mit so Wenigem nicht thädigen lassen.“ „Nein, entgegnete der Ammann, da habet Ihr Euer Geld, und wir haben nichts mit Euch, denn Liebes und Gutes.“ „So laß uns ruhig und ungetratzt, rief ihm darauf einer zu, und was wir gelobet, das wollen wir redlich halten.“ Fürwahr, ehrwürdiger Herr! fügte Röust hinzu, das waren noch rechte Züricher in Wort und Thaten. Aber heutzutage, leider! achten die Reisläufer und die Pensioner Geld höher denn die Ehre.“ — Hierauf nahm der Werdmüller den Röust ein wenig beyseits, und redeten sie mit einander von der schönen Reinhartin (41) (wird wohl des Rößliwirthes Tochter seyn, denn sie inzwischen viel ans Rößli hinauf blickten), und wie ein Junker, den man jetzt noch nicht

nennen dürfe, ihr Herz gewonnen, wie sich das aber in Bälde offenbaren werde. Aber ich nahm mich, als ein Priester, solchen Gespräches nichts an, that vielmehr, als hörte ichs nicht.

An der nächsten Gasse, zu der wir jetzt kamen, die Rütinergasse genannt, weil oben daran des Abts von Rüti Haus und Thurm (42), ist abermals ein Wirthshaus, heißt „zum goldenen Schaf", (43) und wiederum ganz am Wasser, und jenem vorüber, das Wirthshaus zum Rappen. Ist sich auch nicht zu verwundern, daß vier Wirthshäuser (44) diesen Platz der Schifflände umgeben, da der Zürichsee die viel befahrene Reichsstraße von und nach den obern und den welschen Landen ist. Zwischen jenen beyden Wirthshäusern hindurch kamen wir abermals auf einen freyen, weiten, lustigen Platz am Wasser (45), auf welchem auch ein Röhrenbrunnen, und von wo aus man theils aufwärts gegen den See, der bey der Grendelhütte (46) anfängt, theils niederwärts gegen die obere und bis zur niedern Brücke hinab sieht. Es ziert diesen Platz auch ein gar stattliches, durchaus von Steinen erbautes Haus, der Haben Haus genannt (47), mit einer Sommerlaube und dabey gelegenem Garten. Nachdem wir auch hier uns ein wenig gesäumt, da ich mich an der schönen Aussicht kaum satt sehen konnte, wandten wir uns die oberste Gasse hinauf (48) bis zu dem Oberdorfthurm, der zugleich das Stadtthor ist (49). Wir thaten aber auch noch einen Schritt vor dasselbe hinaus bis zur St. Barbara-Kapelle (50) in der Vorstadt, Stadelhofen genannt. Zu oberst an der Ringkmauer beym Burggraben, in welchem wir die Thiere [Hirschen] herumlaufen sahen, steht aber ein Thurm, ist

Auf Dorf.

Die Thorgasse.

Stadelhofen.

ein wahrer „Lug ins Land" (51), da man von ihm herab rund herum die Gegne überschauen mag; sie hießen ihn den Geißthurm (52), und da mir dieser Name verwunderlich vorkam, lachte der Werdmüller und sprach: „Weil die Geißen lieben hoch hinauf zu klettern, wird man ihm, da er auf der obersten Höhe der Stadt steht, eben auch diesen Namen beygelegt haben." Junker Röust aber war gar ernsthaft und sagte zu mir: „Sehet Ihr die Matte dort, gerade dem Geißthurm vorüber, sie heißt des Hegnauers Matte, unten an den Wettinger Wiesen! Hier ist Waldmann auf einer daselbst aufgerichteten Bühne, im Angesicht vieler tausend Zuschauer von der Stadt, deren die ganze Ringmauer bis zum Geißthurm hinauf voll war, enthauptet worden, nachdem man ihn vom Fischmarkt hinweg außer die Stadt zu Schiffe bis hieher geführt." Und da ich ihn fragte, wie es doch gekommen, daß man den Waldmann an diesem ungewohnten Orte hingerichtet? antwortete Röust: „Das hatten Waldmanns Feinde mit Fleiß also ausgesonnen, damit die aufrührischen Haufen vom See, die sich vom Riesbach bis Stadelhofen und im Zeltweg gelagert hatten, nicht müßten in die Stadt eingelassen werden, und ihnen doch das Schauspiel der Hinrichtung Waldmanns gegeben werden könnte; darum ward dieser Platz unweit ihres Lagers dazu erkieset. Aber eben dadurch mußte es sich auch also fügen, daß der Stadt Grund mit Waldmanns Blut nicht ist befleckt worden und Waldmann selbst in den letzten Augenblicken von seiner Richtstätte herab noch einmal auf sein Zürich schauen konnte, wie er denn selbiges auch noch segnete mit den Worten: „Gott wolle, daß Dir kein Leid widerfahre, liebes

Zürich!" — Kommet, fuhr er dann fort, ich will Euch jetzt auch sein Haus zeigen, wo er zuletzt gewohnt hat, seit er nicht mehr des Abts von Einsiedeln Ammann war. Der Weg nach dem Münster führt uns just da vorbey."

Wir kehrten also wieder in die Stadt, durch die hintere Münstergasse auf die Kirche zu wandelnd. Ungefähr in Mitte dieser Gasse zeigten sie mir auf rechter Seite das Eckhaus unten an dem Gäßlein, das hinauf in die Neustadt führt (53), als Waldmanns Wohnhaus. Und redeten wir da von dem Reichthum, welchen Waldmann verlassen. „Ja, erzählte jetzt Junker Diethelm, man fand hinter ihm groß Hab und Gut, wohl bey dreyßigtausend Gulden, wie er denn als der reichste Eidgenosse geachtet ward; nur allein in diesem Hause waren mehr denn 800 Eimer Wein, bey 500 Säcke Fäsen und Haber, mehr denn 70 Stück Silbergeschirr, die gegen 40 Mark wogen, ungerechnet die kostbaren Kleider und Wamms mit Silber gewirkt, von Sammet, Atlas, Damast und mit Pelz verbrämt. Aber das Alles ward um ein Spottgeld verkauft, theils sonst geraubt, und was man dem aufrühriscḥen Landvolk verheißen, auch was sonst bey diesem Auflauf für Kosten ergangen, ward alles von seinem Hauptgut bezahlt; sein Wittib aber, der er doch den größten Theil seines Gutes durch Vermächtniß zugedacht, die auch den Grund zu seinem Reichthum geleget hatte, ward so schlecht gehalten, daß sie kaum mehr denn ihr Zugebrachtes empfing." Nebenan, und nur durch das Gäßlein getrennt, wohnt Junker Gerold Edlibach (54), der Seckelmeister, Junker Diethelm Röusten Oheim und Waldmanns Stief-

Auf Dorf gegen den Münster.

sohn (55). Und wunderte ich mich bey mir selbst, daß derselbe seine Wohnung nicht geändert hat, da doch der tägliche Anblick des Hauses seines Stiefvaters das schmerzhafte Andenken an dessen trauriges Ende, und an alles, was seine Mutter von daher erlitten, immer von neuem in ihm aufwecken muß.

Waldmanns Hause vorüber, auf der andern Seite der Straße, oben an der Rütinergasse, zeigten sie mir das Haus zum Steinbock, allwo die Bilgeri wohnten, ein gar altes, reiches und angesehenes Geschlecht der Züricher, das bis auf die Regimentsänderung unter Brun beständig unter den Räthen saß (56). Dann aber wandte sich der Werdmüller gegen das Haus oben am andern Egg jener Gasse, Edlibachs Haus gegenüber, und fragte den Röust, ob das nicht das Haus sey „zum Schwibbogen" genannt, von welchem man sage, daß anfänglich der Bogen des Stadt- oder Burgthores von Zürich hier gestanden, und ob es wahr, daß bis zu demselben hinauf, vom Niederdorf an, Wackerbolts Brunst sich erstreckt habe? (57). Worauf ihm Röust antwortete: „Daß im Jahr 1280 durch einen Wackerbolt eine große Brunst entstanden, da findet kein Zweifel Statt, denn auch unser alter Richtbrief (58) mit ausdrücklichen Worten spricht von Wackerbolts Hofstatt, von der Zürich verbrann. Auch hat man aus alten Schriften und Urkunden so viel ersehen, daß die Brunst hinauf durch die Brunngassen und bis in Nüwmarkt sich erstreckt habe. Ob aber das Feuer gar über das Münster hinaus und bis hieher gedrungen, davon hat man keine gewisse Spur, man wolle dann annehmen, daß die Chorherren der Stift ihre Schriften und Statuten, die ihnen vor alten Zeiten

sollen verbrunnen seyn, eben durch jene Wackerboltische Brunst verloren haben. Ich lasse das also an seinen Ort gestellt. Daß aber vor Altem bey diesem Haus ein Thorbogen gewesen, ist gar nicht unmöglich. In den ältesten Zeiten stand sogar das Münster der Chorherren, welches zugleich die Pfarrkirche der mehrern Stadt und ganzen Gegne war, noch außer der Stadt, welche Bewandniß es jetzo noch mit nicht wenigen Pfarrkirchen kleinerer und größerer Städte in der Eidgenossenschaft hat (59), und gerade auch mit Euerer Pfarrkirche in Zug, ehrwürdiger Herr, setzte er hinzu, sich nach mir wendend. Als dann die Ritter- und andere angesehene Geschlechter an den jetzigen Kilchgassen um das Münster jene Häuser aufgeführt, die jetzt der Chorherren Höfe geworden; späterhin in der sogenannten Neustadt, da jetzt großentheils Caplanenhäuser sind, und eben so vom Münster hinweg vorwärts, hier gegen Stadelhofen hinaus und abwärts bis an die Schifflände war gebaut worden, da mag das Ende dieser Vorstadt wohl durch einen solchen Thor- oder Schwibbogen bezeichnet worden seyn, dergleichen man noch viele in den Vorstädten alter Städte und Städtlein antrifft. Was außer dieser Vorstadt lag, wo gemeineres Volk der Handwerker sich niederließ, ward Dorf genannt (und zwar hier das Oberdorf, zum Unterscheide vom Niederdorf auf der untern Seite der Stadt, und heißt ja heut bey Tage noch von jedem, der dort wohnt, daß er „auf Dorf" wohne), bis endlich auch dieses Ober- und Niederdorf größerer Sicherheit wegen mit Mauern und Thürmen umgeben und in den Begriff der Stadt aufgenommen worden (60).

Die Großmünster-Kirche.

Inzwischen waren wir, eh' ich mich versah, vor des Münsters Kirchhofthor gekommen, zu dessen linker Seite des Leutpriesters Haus (61), rechts ein Beinhaus ist. Und eilte ich jetzt, diesen Münster allererst von außen recht zu besichtigen, ob ich vielleicht schon aus seiner Bauart sein Alter erforschen möchte. Was mir nun an demselben vor Allem aufstieß, war dieses, daß er mit seinem Chor mehr gegen Mittag [ostsüdostwärts] sieht als gegen Morgen, da doch die alten Kirchen sonst überall gegen Aufgang gerichtet waren. Von dem Chor selbst wollte mich bedünken, daß er, von etwas anderer Bauart, als die Kirche, ihr erst später sey angefügt worden. Daß aber letztere ein hohes Alter haben muß, das zeigen schon, nebst flachem Dach und Giebel, die kleinen, schmalen, rundbogigen Fenster, die in zwo Reihen über einander gestellt sind, so weit die Mauern der Abseiten reichen; weiter die rohen, starken Mauerwände ohne allen Zierrath, außer daß an denselben, gleichwie auch an den Thürmen, die Stockwerke durch Gesims angedeutet werden, und dieses Gesims unten mit einer Reihe kleiner halbrunder Bogen verziert ist; endlich daß die Seitenmauern durch vorstehende Säulenschäfte oder Mauerbänder in Felder eingetheilt sind, und in jedem Felde ein schmales, kleines Fenster steht; was alles den ältern, wo nicht den ältesten, Baustyl offenbart. Deßhalb war ich gar begierig, zu erfahren, was die Züricher selbst von dem Alter dieses Münsters und seiner Stift Zuverlässiges wüßten; bat also meinen Wegführer freundlich, mir solches zu eröffnen. Worauf sich derselbe folgender Maßen äußerte: „Wann und von wem hier zuerst eine Kirche sammt einem Stift sey aufgerichtet

worden, davon hat man keine sichere Kunde. Nur ist so viel gewiß, daß Kaiser Carolus der Große, als er zu Anfang des neunten Jahrhunderts nach Zürich gekommen, beydes schon vorgefunden." „Aber ist denn nicht — fiel ich ihm in die Rede — eine Urkund vorhanden, daß Euer Münster von einem gewissen allemannischen Heerführer, Namens Rupertus, gestiftet worden?" „Und dessen Bildniß zu Pferde am einten Münsterthurm zu sehen ist", setzte der andere Züricher hinzu. „Ich merke gar wohl, worauf Ihr zielet, erwiederte Röust. Aber von diesem Rupertus ist gar kein Stiftungsbrief vorhanden, sondern alles gründet sich auf den Stiftungsbrief des Münsters zu Luzern von Wighardus, worin dieser meldet, es habe auch sein Bruder Rupertus, Heerführer König Ludwigs, demselben, seinem Herrn und Vetter, alle seine Güter übergeben, auf daß in der Stadt Zürich an der Limmat eine Kirche von ihm erbaut und daselbst ewiglich ein Gottesdienst aufgerichtet werde. Setzen wir nun auch, daß dieser Brief ächt sey, wiewohl daran mit Grund zu zweifeln (62), so würde diese Stiftung des Ruperts gläublicher auf das Frauenmünster der Abtey gehen, als auf dieses; welcher Meinung auch etliche Chronikenschreiber sind" (63).

Die Thürme.

„Daß aber Herzog Rupert — fuhr er fort — den einten Thurm erbaut habe, und Kaiser Karol den andern, wie Etliche behaupten, das ist ein offenes Mährlein. Es ist in der Probstey eine gemahlte Tafel, vorstellend diesen Kaiser, als Stifter des Münsters, wie er das Modell der Kirche trägt, an welcher nur Ein Thurm zu sehen ist (64). Hauptsächlich aber erscheint sich das aus der Beschaffenheit des Gebäues

selbst. Ihr sehet ja schön von Außen, daß beyde Thürme mit der Kirchenmauer von Grund auf in Einer Richte fortlaufen; noch mehr aber zeigt das Inwendige der Kirche, daß beyde Thürme mit derselben zugleich erbaut worden, und daß keiner ohne den andern hat aufgeführt werden können. Wann aber dieser Bau angefangen und vollbracht worden, dessen hat man keine eigentliche Nachricht. Also muß man sich zumeist an die Bauart selbst halten, um daraus das Alter desselben ungefahrlich abzunehmen. Und wollen aber die, welche sich auf das Bauwesen der Alten verstehen, behaupten, daß unser Münster, wo nicht schon im zehnten, doch gewiß zu Anfange des eilften Jahrhunderts erbauen sey. Es ist aber leicht zu erachten, daß — wie auch bey andern Münstern geschah — wohl ein ganzes Jahrhundert, ja mehr als Eines, vergangen, bevor dieser kostbare Bau ganz zu Ende ist gebracht worden: welches auch durch Urkunden bestätigt wird (65). Es hatten auch die Thürme — sprach Röust weiter — von Anfang keineswegs ihre jetzige Gestalt, sondern noch ist es gar nicht lange, seit ihnen die hohen, spitzigen, mit Bley gedeckten Helme sind aufgesetzt worden, die sie nunmehr tragen. Ja, zuvor war auch nur der Glockenthurm ganz ausgemacht; er trug aber, wie ich meinen Großvater schon oft habe sagen hören, nur ein kleines Dächlein oder Hüthlein, gleich den Thürmen in Italien. Aber nachdem Waldmann Burgermeister worden, wollte er auch das Münster mit hohen köstlichen Spitzhelmen zieren. Nach seinem Willen erkannte daher der Rath Anno 1488, die beyden Thürme auf- und auszubauen, doch daß man zum ersten den Helm auf den gemachten Thurm zurüsten

und bauen wolle, den andern aber (der damals nicht weiter als bis an's Kirchendach ging) (66), ruhen lassen bis nächstkünftigen Herbst. Um aber die Kosten dieses Baues zu erschwingen, legte Waldmann der ganzen Priesterschaft, wer von Fremden und Einheimischen Zehnten und Zinsgülten in unserm Gebiet hatte, vom Bischof an bis auf den niedersten Caplan, eine Steuer auf; also daß Probst und Capitel der Stift allein dreyzehnhundert Gulden beytragen mußten, und die Stiftscaplane dreyhundert. Und mag sich Waldmann dadurch eben wenig Freunde unter der Pfaffheit ergwonnen haben, ob er gleich von seinem eigenen Gut zweyhundert Gulden an den Bau schenkte. Er selbst aber erlebte die Vollendung dieses Werkes nicht. Im Jahr 1489 wurden erst die Erker am Glockenthurm ausgemauert und im folgenden Jahr dann der Helm aufgesetzt. Alsdann erst ward auch der Thurm, an welchem Ihr da Kaiser Karols Bild sehet, auferbauet und dem andern gleichförmig gemacht" (67).

Wir betrachteten jetzt Alle das mehr als lebensgroße Bild des Kaisers. Er trägt auf dem Haupte eine vergüldete Krone mit drey Zinken, auf deren jedem eine Kugel ist; in einem langen Rock mit gepanzertem Oberleibe sitzt er auf einem Throne, und hält mit beyden Händen das bloße Schwert, das ihm auf den Knien liegt. „Gerade so wird uns Carolus der Große beschrieben von den alten Scribenten, wie wir ihn hier abgebildet sehen", sagte jetzt Röust (68). „Das Bild ist also schon alt? Oder ist es erst bey der letzten völligen Aufbauung des Thurms hinauf gesetzt worden?" fragte nun der andere Züricher. „Ich habe nie anderes geglaubt, noch anderes gehört, erwiederte Junker

Diethelm, als daß solches Bild so alt als die Kirche und der Thurm sey. Niemand weiß auch, wer das Bild gemacht; und wäre das doch nicht unbekannt, wenn es nur erst vor zwölf oder vierzehn Jahren verfertigt wäre worden. Ueberdem führten die alten Pröbste der Stift auf ihren Insiegeln des Kaisers Bild genau also, wie solches hier am Thurm zu sehen ist; ist also gläublich, daß sie die Abbildung von daher werden genommen haben (69). Es ist auch ein eben so rauhes und grobes Bildwerk, wie das Reuterbild am andern Thurme, das wir nun auch besehen wollen." Als wir aber an der Giebelseite vorbey, wo das große Fenster ist mit dem Gitter von Steinwerk, neben welchem auch zwo Figuren in Stein gehauen sind, um den andern oder Glockenthurm herum kamen, achtete ich wenig auf das kleine Bild hoch oben an demselben, dieweil der Haupteingang der Kirche nordostwärts all meine Aufmerksamkeit nach sich zog. Schon die Thür auf gegenüberliegender südlicher Seite mit ihren Rundbogen und Seitenpfeilern hatte ich mit Lust betrachtet. Aber diese Hauptthür däuchte mir noch viel merkwürdiger. Es ist nämlich die innere Oeffnung oder die Thür selbst zwar in gewöhnlicher Größe, aber von ihr gehen weit vor die Kirche hinaus gar breite, schräg laufende Mauern, und ist inwendig derselben zu jeglicher Seite eine Reihe freystehender Säulen oben mit Laubwerk und mancherley wunderbarlichen Thiergestalten geziert, über welche sich runde Bogen erheben, deren einer immer größer und höher ist als der andere, also daß durch diese Bogen der Eingang sich immer mehr weitert, und dergestalt eine Vorhalle macht, die zu beyden Seiten noch durch zwey freye

Säulen eingefaßt ist (70). Auch Roust bewunderte mit mir den sinnreichen Verstand der alten Baumeister, die, indem sie auf solche Weise das Beschwerliche allzu großer Thürflügel mieden, gleichwohl dem Eingange ein schickliches Maß zu der Größe des Gebäues gaben, und also das hohe, schöne und feste Ansehen desselben noch ungemein vermehrten. „Aber ist es nicht zu bedauern, rief der Werdmüller, daß wir den Namen des Meisters so gar nicht wissen, der uns dieses ehrwürdige Münster erbauen hat?" „Lieber Herr! erwiederte ich ihm, das war eben der fromme und demüthige Geist der Alten, daß sie die Erbauung solcher Münster als fromme Werke betrachteten, wodurch sie nicht sich selbst, sondern Gott und die Heiligen wollten ehren und herrlich machen: darum sie auch wenig bekümmert waren, ob ihr Name untergehe, wofern nur ihr Werk bleibe der Nachwelt, und sie zu frommem Dienste Gottes erwecke."

Das Innere der Kirche.

Mit diesen Worten trat ich in das Münster, dessen Inwendiges nicht minder merkwürdig ist. Das Schiff desselben besteht, wie bey allen alten Münstern, aus einem gar hohen Mittelschiffe und zwey niedrigen Abseiten [Seitenschiffen, Nebengängen], die auf gewaltig dicken, an den Ecken ihres Kranzes mit Thiergestalten und anderm Gewinde gezierten viereckigten Pfeilern ruhen. Ueber den runden Bogen, die von jenen Pfeilern getragen werden, ist, gleich als ein oberes Stockwerk, eine zweyte Reihe ähnlicher, nur kleinerer Pfeiler und Rundbogen, die das Gewölbe [Emporkirche] bilden, welches zu beyden Seiten ob den Abseiten herumläuft. Diese beyden Stockwerke sind von einander abgetheilt durch ein Gesims, das einem gewürfelten

Bande ähnlich. An jedem zweyten Pfeiler treten einander gegenüber kleinere Pfeiler hervor, welche bis an die Decke hinauf reichen, wo sie dann als runde, aus schönen geblätterten Knäufen emporsteigende Scheidbogen sich fortsetzen, die das steinerne Deckengewölb in drey Felder eintheilen, von denen jegliches ein eigenes kuppelartiges Kreuzgewölb ausmacht, das, durch zwey, von jenen Pfeilern auslaufende, sich durchschneidende Rippen oder Gurten, vier Rauten zeigt. Das Ganze stellt uns offenbar die ältere italische Bauart vor Augen, wie sie unter den Nachfolgern Caroli des Großen und unter den Ottonen üblich war (71). Auf den hintersten Bogen, die das gar breite mittlere Gewölb tragen, allwo die große Orgel, und vornämlich auf den beyden großen Pfeilern von zweyfacher Dicke, durch welche eine Wendelstegen hinauf geht, ruhen wunderwürdig die beyden Thürme, die, von hinten gleichsam in der Luft schwebend, mit der Kirche ein untrennbares Ganzes ausmachen. An den Pfeilern beym Durchgange zwischen beyden Thüren, zeigte mir Junker Röust zwey Steinbildwerke in erhobener Arbeit. Das eine am rechten Pfeiler stellt einen König zu Pferd dar, mit dem Lilienzepter in der Hand, hinter ihm seinen Falken (72), vor ihm aber zwey Figuren, eine männliche und eine weibliche, mit einem Heiligenscheine um ihre Häupter, und mit kostbaren Gewändern bekleidet, wovon jegliche einen Palmenzweig, die männliche aber noch ein Buch in der Hand trägt. Der gemeinen Meinung nach solle der reitende König Carolum den Großen, und die Gestalten vor ihm die beyden Heiligen der Stadt, St. Felix und Regula, anzeigen, welchen zu Ehren dieses Münster erbaut worden. Aber

Röust fand diese Erklärung nicht glaubwürdig (73). Doch vermochte er auch keine andere gläublichere vorzubringen. Gleichermaßen erging es ihm mit dem andern Steinbildwerk an der Abendseite des vorüberstehenden Pfeilers, an welchem der Predigtstuhl angebracht ist. Es sind auf diesem sechs Männer zu sehen; die beyden in der Mitte sind mit Schwert, Helm und Schild ältester Art bewaffnet, und ersticht der eine den andern, indem ein Dritter dessen erhobenen Arm fest hält, auf daß er sich mit dem gezückten Schwerte nicht gegen den Mörder wehren könne; der fünfte aber faßt den sechsten beym Barte, und sind diese beyden unbewaffnet. Auf dem aufgehabenen Schwerte des Erstochenen lese man, sagte Röust, den Namen Guido, welches auf eine in Welschland vorgefallene Begebenheit hindeute (74).

Es ist auch die Kirche gar reichlich mit Altären versehen (75). Zwey stehen in jeder Abseite (76), und zwey vorn unter dem Gitter des Chors, zu beyden Seiten an der Stiege, die in denselben hinauf führt (77). Neben dem einen dieser Altäre stiegen wir hinab in die Gruft oder unterirdische Kirche, dergleichen man im eilften und zwölften Jahrhundert unter dem hohen Chor der Münster zu erbauen pflegte. Diese Gruft ist etwann zehn oder zwölf Schuh hoch, und so breit und lang, als der Chor selbst. Und sieht man hier gar deutlich, daß der innere oder hintere Chor erst später ist angefügt worden, da der hintere Theil der Gruft ganz anderer und späterer Bauart ist, als der vordere. Es wird nämlich in letzterm die gewölbte Decke getragen theils von halb vorstehenden Wandpfeilern an den Seiten, theils von zwo Reihen kleiner, einfacher

Säulen durch die Mitte hinab gehend, von welchen nach allen Seiten Rundbogen auslaufen. In der Mitte ungefährlich, da wo diese Säulen einander am nächsten stehen, ist ein Altar befindlich, in der Ehre St. Moritzen geweiht, und von dem alten, angesehenen Geschlecht der Schwenden zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts [1306] gestiftet; wie denn auch das Feld des Gewölbes ob diesem Altar mit den beyden Wappen der Schwenden mehrfach bemahlt ist (78). Und brennt auch Tag und Nacht ein Licht vor dem Altar, die Gruft zu erleuchten. Und verblieben wir aber gar nicht lang in derselben, sondern stiegen zu der andern Seite neben St. Magdalena Altar wieder herauf; denn mich verlangte am meisten zu sehen, wo allhier im Münster die heiligen Märterer in großer Ehre leiblich ruhen. Sie führten mich also ohne Verzug in die h. Zwölfboten- [Apostel-] Capelle, welche gewissermaßen die Fortsetzung der anstoßenden Abseite ist, mit der sie gleiche Höhe und gleiches Gewölb hat. Hier zeigten sie mir der h. Märterer St. Felix und Regula Gräber, ob welchen ein köstlich vergoldet Tafelwerk mit der Stadt Zürich Conterfey (79) und daneben ihr Altar, Altare S. Martyrum ad tumbas genannt, weiterhin aber der Zwölfboten-Altar, von welchem die Kapelle benannt ist (80). Auch brennt bey diesen Gräbern Tag und Nacht ein groß Licht in einem Kessel, wozu das Zollamt allwöchentlich neun Pfund Unschlitt geben mußte, und werden überdem noch, sprach der Werdmüller, an allen doppelten Festen drey Wachskerzen angezündet, jede sechs Pfund schwer, unsern Herren [Patronen] zu Ehren. Das Gewölb dieser Kapelle ist anfangs niedrig, der Abseite gleich, mit einem

Schlußstein, der ein Agnus Dei abbildet, vornen aber, wo der Altar steht, höher (81). Von hier kamen wir durch eine schmale Seitenstiege hinauf in den vordern oder nähern Chor, wo die Chorstühle in gar langer Reihe die beyden Seiten einnehmen, wie denn nicht weniger als vier und zwanzig Chorherren nebst zwey und dreyßig Caplanen den Gottesdienst der Stift versehen, ungerechnet den Leutpriester mit seinen zwey Helfern. An dem zweyten oder innern Chorbogen stehen abermals zwey Altäre, nämlich links U. L. Frauen Altar und rechts St. Galli Altar. Und ist dieser innere Chorbogen schon etwas spitz, auch viel höher, als der äußere, ganz runde, auf Säulenknäusen sich erhebende Bogen, der den Chor vom Schiff scheidet, und ob welchem die tief hinabgehende Wand mit Gemäld bedeckt ist. Im innern, noch um etwas erhöheten Chor dann, dessen Seiten ringsum mit Bogen auf kleinen freystehenden Säulen geziert sind, steht der große kostliche Fronaltar St. Felix und Regula, und hinter demselben sah ich jetzt, in einem köstlichen Gitter verschlossen, die mit Silber überzogenen und mit seidenen Tüchern bedeckten zwey Särge, darin die Leichname und Heiligthümer der seligen Märterer, über welchen Särgen wohl zwölf Ampeln brennen.

Aber der Werdmüller ließ mich nicht lange vor denselben verweilen, sondern führte mich in die untere Sakristey auf rechter Seite des Chors. Daselbst fanden wir den Custos, Chorherr Hegenzi, der sich zur Fronmesse [Hochamt] rüstete, dieweil er dießmal Wochenherr war (82). Der zeigte uns, auf Werdmüllers Ersuchen, die vielen Kleinode und Heiligthümer, die daselbst aufbewahrt sind, deren ich nur einige nennen

will, die mir noch im Gedächtniß sind geblieben, als: Drey silberne Häupter [Brustbilder] von St. Felix, St. Regula und St. Exuperantius, mit Edelsteinen eingefaßt, welche an hohen Festen auf den Fronaltar aufgesetzt werden; item das silberne Haupt St. Placidi, ein silberner Arm St. Andreä, St. Caroli Heiligthum in Silber eingefaßt; item St. Galli Heiligthum ebenso; ein silberner Leu, darin St. Martins Heiligthum verschlossen; item der sel. Märterer gläsernes Fläschlein in einer silbernen] Büchs; ein großes silbervergoldetes Kreuz mit 80 Edelsteinen besetzt, außer den Perlinen, und mit einem Krystall; item ein Kreuz mit dünnem Gold überzogen und mit Edelsteinen besetzt; ein Sarg mit Chalzedoniern in Ziegelweise bedeckt; eine silberne Monstranz von 26 Mark, soll 1000 Pfund gekostet haben; ein gar großes silbernes, übergüldtes Rauchfaß, wohl ein Pfund schwer; dann zwey Plenarien [Evangelienbücher], das eine mit Silber, das andere mit Elfenbein und Gold gefaßt; Kaiser Caroli Gebetbuch, gleichfalls in Gold gefaßt; item eine köstliche Fronaltartafel, darin die Historie Melchisedeks und Abrahams, kostete 600 Pfund, und noch viel mehrers, welches zu weitläufig wäre zu melden (83). Als aber der Sigrist jetzt auch die reich mit Gold und Perlinen gestickten Meßachel [Meßgewänder] darzeigen wollte, ward Junker Röust ungeduldig, nahm mich beyseits und fragte, ob ich an derselben Statt nicht lieber die Liberey [Bibliothek] der Stift besähe? Und als ich das mit vieler Freud annahm, führte er mich gerade durch die Sakristeykammer, in der alle Nacht der Sigrist oder sein Knecht schlafen muß (84), in die Liberey hinauf (85). Es war aber dieselbe, wessen sich

Röust gar nicht versehen, verschlossen; woran ich großes Bedauern hatte, denn ich gar gern die große auf Pergament geschriebene lateinische Bibel gesehen hätte, von welcher mir Röust unterwegs gesagt, daß sie der Stift von Carolus dem Großen soll geschenkt worden seyn, wie auch seinen Psalter und die zwey Bücher der Homilien (86).

Wir gingen dann, nachdem wir zuvor noch einen Blick in die St. Michaelskapelle (87) gethan, noch vollends auf das Gewölb oder die große Emporkirche des Münsters, welche auf allen drey Seiten in demselben herumläuft, und mit noch vier Altären, nämlich mit zweyen auf jeder Abseite (88), wie auch mit vielen Betstühlen versehen ist. Da fanden wir Herrn Pelagius, den Organisten — ist ein Caplan der Wasserkirche (89). Der zeigte uns das groß hübsch Orgelwerk, das vor nicht langer Zeit gemacht war, mit viel Registern, mit Pfeifen, Flöten, Ruußpfeifen und den Posaunen, auch Vogelgesang. Und war mir fast leid, daß wir nicht konnten zuwarten, bis daß das Amt der Fronmesse anfinge, weil er uns verheißen, dabey diese Orgel nach aller Kunst zu schlagen. — Also kehrten wir wiederum in den Kreuzgang hinab, diesen noch genauer zu besehen. Und ist derselbe nicht minder merkwürdig, dieweil er gleiche Bauart und gleiche Verzierungen zeigt, wie am Münster wahrzunehmen sind, daher er auch zugleich mit demselben mag erbaut worden seyn. Er ist nämlich ganz gewölbt und mit einer Viele von Gurtbögen versehen, die von den Wandpfeilern auslaufen und oben ein Kreuzgewölb nach dem andern bilden. Die Seiten nach dem inwendigen Viereck oder dem Kreuzgarten zu, bestehen

Der Kreuzgang.

aus mehreren großen Bogen, in deren jeglichem wieder drey kleinere Bogen enthalten sind, die auf gar leichten, schlanken und zierlichen Pfeilern ruhen, welche hinwiederum auf einen fortlaufenden, hohen Untersatz gestellt sind. An allen Gesimsen und Säulenknäufen sind seltsame Vogelgestalten, Thierhatzen und andere Bilder manigfach in einander geschlungen. Auch hat ob einem der schmalen Durchgänge in das Viereck der Steinmetz sich selbst in seiner Arbeit abgebildet; sein Name aber war nicht zu finden. Der Boden ist mit lauter Grabsteinen der Stiftsherren bedeckt. In mitten des Kreuzgärtleins steht die kleine Göldlin-Kapelle, also benannt, weil der Ritter Heinrich Göldli dieselbe im Jahr 1410 zu Ehren St. Jakobi und Jodoci erbaut, dazu eine Pfrund für sein Geschlecht gestiftet, und in derselben die Begräbniß für sich und seine Nachkommen erwählt hat (90).

Das Chorherrengebäude.

Als wir noch allda herum spazirten, kam Her Peter Nümagen daher, der Caplan zu St. Lienhard außer der Stadt, der auch des Capitels der Stift Notarius oder Schreiber ist. Der führte uns durch eine große Thür hinauf in das alte Gebäu, wo der Chorherren Trinkstube und Sommerlaube, auch die Schul der Stift ist (91). Wir wandten uns aber rechts durch den alten Dormenter (92) nach dem Capitelhaus (93), welches ob der Sakristey erbauen, mit einer, wie unten im Kreuzgange, gewölbten Vorlaube, durch welche man in dasselbe hinein geht. Es ist dasselbe aber ein weites, unfreundliches Gemach, daraus man zu einer Seite in den Chor des Münsters hinab sieht, zur andern aber in das Kreuzgärtlein; und hat es gegen dieses hinab eine Menge Fensteröffnungen, die

aber dermaßen schmal und eng sind, daß man kaum eine Hand hindurch stecken mag. Wir kehrten demnach den kürzesten Weg wieder in den Kreuzgang, und ging jetzt der Caplan in den Chor, mich aber führte Junker Röust durch eine Seitenthür in die, unter der St. Michaelskapelle befindliche, U. L. Frauenkapelle hinab, denn sie halb unterirdisch zu seyn scheint. Es hat aber dieselbe ein gar merkwürdiges, festes Gewölb. Nämlich durch die ganze Kapelle stehen sechs, querüber geschwungene, dicke und starke runde Bogen, wie Chorbogen, hinter einander in gleicher Entfernung, zwischen welchen allemal ein Tonnengewölbe befindlich. Diese Gewölbe sind mit mancherley Blumwerk, die Bogen aber mit Brustbildern von Päbsten, Bischöfen und Andern, in runden Schilden eingefaßt, zierlich bemalt; also daß man aus solchem das hohe Alter dieser Kapelle leicht abnehmen mag (94). Es haben auch Einige der edeln Meisen allhier ihr Begräbniß erwählt, und ist ihre Gruft an der Mauer gegen dem Kreuzgange in Mitte der Kapelle, wie solches die Inschriften an der Wand ob der Gruft deutlich weisen (95); von deßwegen man sie auch „der Meisen Kapelle" heißt. Sie hat zwey Altäre, den größern und ältern in der Ehre U. L. Frauen, und den andern, den St. Johannes Evangelisten Altar, den die von Opfikon im vierzehnten Jahrhundert gestiftet. Und sprach jetzt Junker Röust zu mir: „Daß ich Euch, ehrwürdiger Herr! in diese alte dunkle Kapelle noch geführt habe, geschah hauptsächlich deßwegen, weil ich Euch allhier das Grab eines der gelehrtesten und berühmtesten Stiftsherren habe zeigen wollen. Derselbe hieß Conrad von Mur, lebte im dreyzehnten Jahrhundert,

wurde seiner großen Einsicht und Gelehrtheit wegen in allen wichtigen Streithändeln zum Schiedsrichter auserwählt, und war Graf Rudolfs von Habsburg besonderer Freund. Im Jahr 1259 war er zum ersten Sänger [Cantor] der Stift ernannt worden, hatte auch um die Stiftsschule viel Verdienst, als der mancherley für dieselbe, mehrentheils in Versen, geschrieben, indem er irgendwo selbst bezeugt, daß er in trägem Müssiggang nicht leben könne, noch wolle, sondern zu gemeinem Nutz der Jugend zu dienen begehre. Er legte auch den Grund zu der Liberey [Büchersammlung] der Stift durch seine zahlreichen Schriftwerke, die er der Stift hatte vergabet, von welchen aber die mehrsten nicht mehr vorhanden. Er liegt hier links vom größern Altar, zu welchem er selbst eine Pfrund gestiftet, und ist gestorben am 30. May im Jahr 1281, wie Ihr selbst lesen möget die Schrift an der Wand ob seinem Grabe, welche desselben gelehrter Nachfahr, Meister Felix Hemmerlin, im Jahr 1452 wiederum erneuern ließ" (96). „Wer war dieser Hemmerlin?" fragte ich. „Das will ich Euch sagen, antwortete Röust, wann wir zu seiner Wohnung kommen werden."

Der Kirchhofplatz.

Wir begaben uns also aus der Kapelle über den Kirchhof gegen dessen oberes Thor oder das Käppeli, wie sie es nennen (97); und da ich, unter dem Hinaufgehen, die Häuser an der gähen Gasse links neben dem Kirchhofe, auch Kilchgasse genannt, betrachtete, gewahrte ich eines mit kunstreichem steinernem Eingange, der mit dem Portal des Münsters etwas Aehnlichkeit zeigt. Er besteht nämlich auch aus einem halbrunden Bogen, welcher, zu beyden Seiten mit

dünnen Stäben geziert, gegen die Thür zu sich gleichfalls immer mehr verengt; und haben die Fenster im untern Stocke auch das Eigene, daß sie aus zwey rundbogigen, durch eine Säule in der Mitte getheilten, Oeffnungen bestehen, mit einem Bogen oben darüber. Da ich diesem Hause vorüber still stuhnd, es genauer zu betrachten, sprach der andere Züricher: „Wisset, daß von diesem Hause auch die Sage ist, es habe dem Kaiser Karol, da er um das Jahr 800 in Zürich anwesend war, zum Aufenthalt gedient; was aber daran wahr seyn möchte, will ich gern meinem Freunde und Gesellen zu urtheilen überlassen." Darauf nahm Junker Röust das Wort und sagte: „Ich habe fürwahr allweg fleißig nachgeforscht, worauf sich solche Sage eigentlich gründen möchte, hab aber nicht das Mindeste finden können, als nur, daß es in den ältern Zeiten ein fürnehmes Schwendenhaus war, von welchen es hernach die Stift erkauft hat (98). Was sollte auch jener Carolus, fuhr er fort, nicht vielmehr auf der Pfalz, so sie nämlich damals schon im Wesen war, gewohnt und gehauset haben, gleichwie die spätern Kaiser, oder aber dort oben an der Gasse, in dem alten Hof des Probstes, der, wie Du siehst, bis weit hinauf von gewaltig groben, unbehauenen Steinen aufgeführt, und gewißlich viel älter ist, denn das Schwendenhaus, ja in welchem etwan auch Kaiser und Könige sind beherbergt worden" (99). Letztes war dem andern Züricher gar neu zu hören, bat daher derselbe seinen Gesellen, ihm ein Mehrers hievon zu erzählen. Dessen war Junker Röust ganz willfährig und sagte: „Als im Jahr nach Christi Geburt 1353 Kaiser Karol IV. gen Zürich kam, zog

ihm — so berichtet eine alte Chronik — Rudolf Brun, Ritter, der Burgermeister, mit allen Burgern gemeinlich bis zu St. Lienhard entgegen, empfing ihn da gar loblich und schön, und geleitete ihn bis in den Münsterhof uf den Stein (?). Da hatte ihm unser Frauen Gnad, die Abtissin, gewartet mit dem Heilthum [Reliquien], mit allen ihren Frauen und Herren, und waren auch andere der ehrbarsten Frauen, unsere Burgerinnen, bey ihr, die auch jegliche einen grünen Schappel [Kranz] aufhatten. Derselben Stunde stand der König vom Pferd, lieh der Ebtissin ihre Regalia und empfing auch er die Vogtey [Kastvogtey der Abtey] von ihr. Da führte man den König in das Münster der Abtey, und segnete man ihn da vor dem obersten Altar, und las man Collekten und andere Ding ob ihm, wie sie's in demselben Gottshaus vorgeschriben haben. Darnach führte man ihn heraus über die obere Bruggen; da hatten sein die Chorherren mit dem Heilthum, mit aller ihrer Pfaffheit und den Orden gewartet, und führten ihn zu der Probstey hinauf in den Chor für den obersten Altar, und sungen und lasen ob ihm. Darnach führte man ihn an seine Herberge in des Probstes Hof."

Aber jetzt wandte sich Röust wieder gegen mich: „Sehet da das Haus gerade vor uns, oben an dem alten Probsteyhof, heißt „zum grünen Schloß", und ist des Sängers Hof; dieses war die Behausung des Magister Felix Hemmerlin, über den Ihr mich vorhin gefragt habet. Er stammte von einem alten Züchergeschlecht ab, war Chorherr zur Probstey allhie, auch Stiftsherr zu Zofingen und zuletzt Probst der St. Ursusstift zu Solothurn. Seit jenem ersten Can-

tor der Stift, Conrad von Mur, also nach hundert und funfzig Jahren, war er der erste, der sich wieder durch Gelehrtheit und Liebe zu den Studien hervorthat (100). Nicht nur verfaßte er selbst mancherley gelehrte Schriften, sondern besaß auch von allen Priestern des Constanzer Bistums die größte Anzahl Bücher, mehr denn fünfhundert Stück; und andere merkwürdige, die er nicht selbst hatte, die entlehnte er aus Klöstern oder anderwärts zum Lesen. Dabey war er gar ein feiner, gescheidter, auch satirischer Kopf, also daß man heut bey Tage noch zu einem, den man als sinnreich und gescheidt rühmen will, spricht: „Du bist mir ein rechter Meister Hemmerlin!" Deßgleichen wenn man dunkle und schwer aufzulösende Sachen andeuten will, heißt es gemeinlich: „Dazu muß man den Meister Hemmerlin holen." — Nun versteh ich auch das Sprüchwort vom Meister Hemmerlin! rief jetzo der Werdmüller dazwischen. Aber Röust redete weiter: „Das wüste, üppige, ungeistliche Leben der mehresten Priester seiner Zeit, zumal der Stiftsherren allhie, war diesem Hemmerlin gar ärgerlich, und züchtigte er sie deßnahen in seinen Schriften gar scharf, zog sich dadurch aber auch ihren, absönderlich Probst Nidhardts, tödtlichen Haß zu, also daß sie ihm mehrmals nach dem Leben stellen ließen. In dem Kriege der Eidgenossen wider Zürich war er, als eifriger Züricher, auf Seite der Oestreicher, und schrieb ein Buch: „Vom Adel", worin er die Schwyzer gar böslich schmähete und verspottete. Das vermerkten ihm die Eidgenossen übel, und als sie bald nach geschlossenem Frieden auf eine Faßnacht gen Zürich kamen, überfielen sie ihn, auf Anstiften seiner Wider-

sächer, hier in diesem seinem Hause, schleppten ihn hinab auf das Richthaus, und führten ihn von da, ohne daß auch nur ein Mensch dieser Gewaltthat sich widersetzt hätte, auf einem Rosse gebunden gen Constanz zum Bischof. Daselbst ward er, dieweil er keinen Widerruf thun wollte, bey vier Monaten in einem stinkenden Kerker behalten, zuletzt aller seiner Aemter entsetzt, und auf Lebenszeit gen Luzern zu den Barfüßern gebracht, und ist er auch, in welchem Jahr, ist nicht bekannt, allda verstorben." Mich betrübte das traurige Geschick dieses gelehrten und wahrheitliebenden Mannes, gedachte aber auch dabey des Sprüchleins: „Allzu scharf bringt Scharten!"

Die obere Kirchgasse.

Und wandten wir uns jetzt rechts nach der obern Kilchgasse, und zeigte mir Junker Röust oben an der Cantorey, der St. Michaelskapelle und St. Christophsbilde vorüber, des Custors Hof mit dem zwiefachen Erker (101). Nebenan, und nur durch ein mit einer Mauer beschlossenes Höflein von ihm getrennt, ist ein gar altes, hölzernes Haus, darin auch der Chorherren einer sitzt, am Egg der Gasse, der Schule grad vorüber, und heißt „zur Müsegg" (102). Oben daran stoßt des Schulherrn Hof oder die Schuley (103). Dann folgt der jetzige weitläufige Hof des Probstes (104), und ist gegenwärtig Probst Johannes Manz, der auch Vikarius generalis zu Constanz. Gegenüber hat die hohe Stift zu Constanz zwey Häuser (105). Die übrigen Häuser aufwärts zu beyden Seiten der Gasse sind alles Chorherrenhöfe, ausgenommen das oberste Haus auf jeglicher Seite. Das oberste Haus links nämlich, mit seinem vormaligen Thurm, sey — so sagte mir Röust — schon seit mehr denn hundert Jahren ein

Eigenthum der edeln Meisen, auch die Wohnung der zwey Bürgermeister, Heinrich und Rudolf Meis, Vater und Sohn, gewesen (106), die beyde in ihrer Gruft in U. L. Frauenkapelle beym Münster begraben lägen. Das oberste Haus aber auf der andern Seite, an dem Thor gelegen, welches das Thor zu Linden heißt (107), sey im vierzehnten und noch im vorigen Jahrhundert dem Geschlecht der Schönen zuständig und die Wohnung des Burgermeisters Rudolf Schön gewesen, der vonwegen des Anno 1392 heimlich mit Oestreich geschlossenen Bundes habe von der Stadt weichen müssen (108).

Hinter Zäunen.

Von diesem obersten Platze, welcher vormals der Finken Hofstatt hieß (109), und wo auch das Haus des Abts zu Allerheiligen in Schafhausen ist (110), und neben demselben das Amthaus des Gottshauses auf dem Zürichberg (111), führen die Gassen wiederum niedwärts bey den „obern und niedern Zäunen" hindurch (112). Wir lenkten jetzt unsere Schritte unter den niedern Zäunen hinab nach dem Gottshause zu den Barfüssen (113), welches auf einem weiten Platze, ein wenig in der Tiefe, bey der Stadt Ringmauer liegt. In der Reihe der Häuser, bey welchen wir vorbey kamen, zeigten sie auf das Haus, das vormals des Bischofs von Chur war, worin eine hoch und schön gewölbte Kapelle (114), und auf das Amthaus der Frauen des Gottshauses im Ofenn (115). Alsdann traten wir durch die Hauptthür auf der Barfüsserhofstatt in die Kirche (116). Und ist dieselbe ein weites, herrliches Gebäu, bey 150 Schuh lang, ohne den 70 Schuh langen Chor, und 80 Schuh breit. Es ist auch das Schiff der Kirche in zwo Abseiten [Neben-

Das Barfüsserkloster.

gänge] getheilt, durch zwo Reihen, jede von sieben fast unmerklich spitz zulaufenden Bogen, von denen der vorderste auf jeglicher Seite von doppelter Weite ist, und die alle auf gar dicken, viereckigen Pfeilern ruhen. Die Abseiten haben aber gleiche Höhe mit dem Mittelschiffe, welches auch eine hölzerne Diele hat, und liegen mit selbigem unter Einem Dache — was ich sonst bey keiner der andern Kirchen allhie wahrgenommen hab. In den Seiten= [Umfassungs=] Mauern, die bis zum Dache aufsteigen, sind zwo Reihen gar kleiner Fenster, wovon die untern mit unmerklich spitzen Bogen sich einwärts immer mehr verengen, die obern aber quer über denselben stehen und viereckigt sind, indeß die Chorfenster vollkommen runde Bogen haben. Und ist mir darum fast gläublich, was ein Barfüsser, dem Röust zu uns winkte, und der auch demselben, als seinem lieben Junker und Nachbar (117), wie er ihn nannte, große Ehr bewies, zu uns sagte. Dieser Münch, Bruder Gorius (118), also hießen sie ihn, behauptete nämlich, daß ihr Orden und Ordenshaus das älteste in Zürich sey. Er rühmte auch die sonderbare Liebe, welche die Bürger von jeher gegen ihren Orden getragen, und wie dieselben ihre ansehnlichsten Burgerversammlungen bey ihnen in dieser Kirche gehalten, vornämlich bey der Neuerung des Regiments Anno 1335, da sie den geschwornen Brief annahmen und dem Burgermeister Rudolf Brun zum erstenmahl schwuren; und wiederum Anno 1393, als vonwegen des heimlich mit Oestreich geschlossenen Bündnisses die Vordersten im Rathe entsetzt wurden (119). „Ja, fuhr er fort, als Herzog Otto von Oestreich, dem der Kaiser Zürich verpfändet hatte, im

Jahr 1330 die widerspenstige Stadt durch Belägerung zwingen wollte, sich ihm zu unterwerfen, hatten die Burger eine Zahl armer Personen, geistlich und weltlich, die sie auch spiesen, gedungen, daß sie ohn Unterbruch, Nacht und Tag, in dieser unserer Kirche zu Gott flehen um das Heil der Stadt. Aber, setzte er schmunzelnd hinzu, unser Gottshaus hielt es auch in allweg treulich mit der Stadt, da sie bald hernach, vonwegen ihrer Treu an Kaiser Ludwig, vom heiligen Vater war in den Bann gethan worden. Denn als alle Pfaffheit sammt den Orden sich weigerten, der Stadt Gottesdienst zu halten, und darum dieselbe verließen, verblieben wir allein bey den Burgern und versahen sie mit Gottesdienst, Lesen und Singen. Wir haben auch zu Ehren derjenigen Züricher, welche für Kaiser Rudolf von Habspurg wider den König Ottokar in Böhmen tapfer gestritten, und am 17. Aprellen des Jahrs 1278 in der Schlacht umgekommen, ihre Wappen hier anmahlen lassen." Und zeigte er uns hiermit diese Wappenschilde, die adelichen auf der einen und die der Burger auf der andern Seite der Mauer. Er führte uns auch zu der Gruft, welche die Escher sich bey ihnen zum Begräbniß erkauft haben (120); und ist dieselbe in der Abseite gegen dem Kreuzgang vor dem Altar bey U. Frauen Ablöse (121).

Hernach gingen wir mit ihm in den Chor hinter dem Fronaltar, hat aber nichts als altes Gestühl darin (122); sodann in die hinter dem Chor liegende Sakristey (123), und aus ihr endlich in den weitläufigen und schönen Kreuzgang, der aber in seiner jetzigen Gestalt glaublich erst am Ende des abgewichenen Jahrhunderts mag erbaut worden seyn, dieweil er aus

lauter Spitzbogen besteht, sechszehn auf jeglicher Seite, oben zierlich in gothischer Art durchbrochen, immer anders und anders. Es fragte auch Junker Rôust den Münch nach dem Grab des alten Freyherrn Lütholo von Regensperg, der hie im Kreuzgang bestattet sey. Aber der Münch wußte den Ort nicht zu zeigen. Von da gelangten wir ins große Conventhaus durch einen Gang über den Wolfbach, der zwischen jenem und dem Kreuzgang unten hindurch fleußt und beym nahen Wolfsthurm (124) an der Ringmauer in die Stadt gekommen ist. Allda führte man uns in das große oder Sommer-Refektal (125) der Barfüsser; ist ein über die Maßen weites und lustiges Gemach, das bey 60 Schuh lang und 40 breit, und zu dreyen Seiten zahlreiche Fensteröffnungen hat, deren jegliche aus zwey kleinen, runden, in der Mitte durch einen Pfeiler getheilten Bogen besteht; auch ist ein Brunn in dasselbe Gemach geleitet, durch welchen sie immerdar mit frischem Wasser zu allem nöthigen Gebrauche versehen werden. Auf gleicher Seite, und nur durch eine große Laube davon getrennt, ist das kleinere Refektal oder die Conventstube; und sind in derselben die geweißten Wände mit mancherley Zierrathen und Blumengewind bemahlt, zu einer Seite aber, in einer langen Reihe, Pabst, Cardinäle, Priester, Engel, Heilige u. a. m. in halber Figur abgebildet (126). Aus diesem Gemach führt eine Thür in die Stube und übrigen Gemächer, die der Guardian inne hat, zu welchem Bruder Gorius uns zu führen anerbot. Da wir uns aber dessen freundlich bedankten, geleitete er uns durch eine Stiegen bey der Küche hinab in den hintern Hof des Klosters, von da der Weg bey Gärten

hindurch zum Nüwmarktthor gehet. Nachdem nun der Münch uns verlassen, sprach ich zu meinem Begleiter: „Saget mir, lieber Junker! wie ist es doch zu erklären, daß, als euere Stadt war in den Bann gethan worden, die Barfüsser allein sich unterstanden haben, wider des Pabstes Gebot Euch fortwährend mit Gottesdienst offentlich zu versehen? Sollte das wirklich aus sonderbarer Liebe zu Euch und um des Heils euerer Seelen willen von ihnen geschehen seyn, wie dieser Münch behauptete?" — „Ich will Euch die wahre Ursach entdecken, antwortete Röust. Wären die Barfüsser dazumalen in gutem Einverständniß gewesen mit dem heiligen Vater, so hätten sie gethan wie die andern Orden, und hätten unsere Stadt auch lieber verlassen, als daß sie uns gedient hätten mit Gottesdienst, Lesen und Singen; denn sie suchen alle doch nur das Ihre. Aber sie lebten eben in gar großer Feindschaft mit dem Pabst, der sie hassete und ganz heftig verfolgete, dieweil ihr Orden wider ihn behauptete, Christus der Herr habe kein Eigenthum besessen. Darum hingen sie dem König Ludwig an, wiewohl er in dem Bann der Kirche war, und hielten es mit ihm und mit allen Widersächern des Pabstes, worunter auch unsere Stadt war: wie solches alles einer ihrer Ordensbrüder selbst erzählt, welcher zu selbiger Zeit lebte, Bruder Johannes, genannt von Winterthur, der auch in hiesigem Ordenshaus sich etwann aufhielt, und eine Chronik geschrieben (127), die ich gelesen hab."

Der Neumarkt.

Von besagtem Thor (128) gingen wir wieder die Gasse hereinwärts, welche eben der Nüwmarkt (129) heißt, und gefiel mir dieselbe desto mehr, weil sie gar

hell und breit ist. Auch erzählte mir Röust, daß hier in ältester und noch in neuer Zeit viele berühmte Geschlechter zu wohnen erwählt haben. So sey das Haus, welches an das Thor stoße, der Schwenden Haus (130); das rechter Hand gelegene, zweyte vom Predigergäßlein hereinwärts, die Behausung der Manessen im Hard und des Burgermeister Felix Maneß (131) gewesen. Vornämlich aber deutete er auf den hier am Wolfbach stehenden Thurm, welchen, nachdem im zwölften Jahrhundert der Ritter Wernher Böckli ihn besessen, nachgehends dann die Bilgeri inne gehabt, die sich von daher die Bilgeri auf dem Bach genannt, zum Unterscheid derer beym Steinbock auf Dorf, worin aber dieser jetzigen Zeit ein Schenk von Landegg wohne (132). „Das Haus nebenan, fuhr er dann weiter fort, wo Ihr St. Peters Bild sehet, und welches auch „das Haus zu St. Peter" heißt, weil es der St. Peters Stift in Embrach zuständig ist, war dasjenige, worin der Burgermeister Rudolf Brun bis an sein End gewohnt hat (133). Auch der Thurm da gerade vor uns, am Egg zwischen dem Rindermarkt und der Steingasse, sammt dem anstoßenden Haus, zum langen Keller genannt, gehörte dem Geschlechte der Bilgeri gemeinsam, da ihn zuvor das angesehene Geschlecht der Schürpfer besessen. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aber vergabte Johannes Bilgeri, der Grimm genannt, von welchem dieser Bilgerithurm nunmehr des Grimmen Thurm heißt, was er davon besaß, theils dem Spital, theils den Beginen, welche noch jetzo Haus und Thurm inne haben" (134). Und da wohne nun ich, ehrwürdiger Herr! diesem Thurm vorüber (135), setzte er hinzu,

und bat mich, als wir jetzt bey seinem Hause waren, gar ernstlich, mit ihm hinauf zu gehen und einen Morgentrunk zu nehmen, da wir schon einen ansehnlichen Lauf durch die Stadt gemacht hätten. Und empfand ich auch großen Lust, den treffenlichen Vater und Großvater dieses edeln Junkers zu begrüßen; konnte aber gleichwohl sein freundliches Erbieten nicht annehmen, dieweil wir uns nicht säumen durften, wenn wir, wie ich mir vorgenommen, noch vor Imbis unsern Gang durch die mehrere Stadt vollbringen wollten.

Die Steingasse.

Als wir jetzt durch die Steingasse herauf kamen, zeigte uns Junker Roust das Haus, da der Schultheiß Ulrich von Lommos [Lomis] gewohnt, welcher im Kriege gegen die Eidgenossen der Züricher Hauptmann auf dem Etzel gewesen, und im Streit an der Sil nebst dem Burgermeister Stüßi umgekommen (136). Auf rechter Seite dann, etwas weiter aufwärts, ist „der Elenden Herberge" (137) oder der Spital für die fremden, zum heiligen Grabe oder nach Rom fahrenden, Pilger. Sie besteht aus zwey Häusern ungleicher Größe, die durch ein Zwischengebäu mit einander verbunden sind, und hat unten im größern Hause auch eine Kapelle mit drey Altären. Wir sahen aber auf unserm Wege diese Herberge nur von hinten. Zu oberst an der Gasse, da, wo der Weg unter den obern Zäunen herauf führt (138), steht abermals ein Ritterthurm und Haus, genannt der Escherthurm (139), weil eben der Ritter Götz Escher, dessen Begräbniß wir in der Kirche zu den Barfüssen besehen, denselben von den Cawertschen (140) erkauft und selbst bewohnt hatte, und in dessen Besitz jetzo noch seine Nachkommen sind. Von da gingen wir durch das enge Gäß-

Die Nadelgasse.

lein zu linker Seite, Nadelgasse genannt (141), nidwärts bis an die vordere Münstergasse; und stand ich da unversehens bey dem Thurm oben an der Schäfflinsgasse, über welchen mir mein Wegweiser eigentliche Auskunft versprochen hatte, als wir am Wasser aufwärts gingen. „Das ist der alte Manessenthurm, rief jezt Röust freudig aus — denn seine ältesten bekannten Besitzer waren eben die edeln Manessen von Manegg, und achte ich denselben gern für das Geburtshaus unsers Rüdger Maneß, des sieghaften Helden bey Tätwyl und treuen Gehülfen Rudolfen Bruns, welchem er auch im Burgermeisteramt nachfolgte. Der Großvater desselben, der alte Rüdiger Maneß, Ritter und des Raths von 1280 an, war ein sonderbarer Freund der Minnesänger und ihrer Kunst. Darum war auf seiner Burg Manegg, die er einst [1304] von den Eschenbachern erkauft hatte, wie nicht minder auch hier in seinem Ritterthurm, der Sammelplatz aller gelehrter, die edle Dichtkunst liebender und übender Ritter und Edeln, geistlich und weltlich, damaliger Zeit; dergleichen der Bischof Heinrich von Constanz und sein Bruder Albrecht von Klingenberg war, auch der Abt in den Einsiedeln und der zu Petershausen; weiter der Freyherr Heinrich von Schwanden, Lüthold von Regensperg der Freye, Walther von Eschenbach, Graf Friedrich von Toggenburg, Ritter Rudolf von Landenberg, Graf Wernher von Homberg, der Freyherr Heinrich von Sax, Walther von der Vogelweide und andere mehr; auch von Geschlechtern in unserer Stadt, als der Meister Heinrich Teschler und Meister Johannes Hadloub (142). Durch Heurath kam dieser Thurm nachgehends an die Schwenden, ein alt be-

rühmt und zahlreich Geschlecht, deren mehrere auch Burgermeister waren; und dieweil sie ihn jetzo noch bewohnen, heißt er heut bey Tage der Schwenden-thurm (143). Gleich oben an demselben zeigten sie mir den Hof der Meyer von Knonau, welche mir von-wegen ihrer Herrschaft und ihres Weyerhauses in meiner Nachbarschaft gar wohl bekannt sind. Jetzt wohnt in diesem Hofe (144) der alte Junker Gerold, ein ernster und strenger Mann, einer der grimmigsten Feinde Waldmanns, wie Röust mir sagte, und der bey seiner Hinrichtung der Reichsvogt war. Unten an der Nadelgasse, rechts, steht ein großes Haus, heißt „zum Spiegel." Auf dieses deutete mir jetzt der andere Züricher hin und sagte: „Sehet, da wohnt der tapfere Kriegsheld, Junker Felix Keller, des Raths, jetzt Pfleger des Spitals, und Sohn unsers gewesenen Burgermeisters Johannes Keller. Das ist eben der, welcher in der Schlacht bey Murten so mannhaft ge-fochten, daß ihm der Kaiser deßhalb einen Wappen-brief verliehen" (145). Dieweil ich nun begierig war, von der Mannhaftigkeit dieses Zürichers in jener Schlacht ein Näheres zu hören, nahm Junker Röust das Wort und erzählte: „Als nämlich der Burgun-der Herzog sein Volk in die Schlachtordnung gestellt hatte auf einem weiten Acker, mit einem dicken Grün-hag umzogen, und da, hinter einem gewaltigen Ge-schütz, der Eidgenossen wartete, kam Herr Wilhelm Herter von Straßburg, Waldmanns Mithauptmann vonwegen der Bundsgenossen, die uns von Straß-burg und von andern Städten waren zugezogen, zu den Eidgenossen geritten, und zeigte an, daß die Bun-desgenossen Willens wären, eine starke Wagenburg

gegen den Herzog zu schlagen; um diese herum sollten die Eidgenossen dann zu ihnen ziehen, als die ihr Leib und Gut zu denselben setzen wollten. Da nun jedermann schwieg, rief Keller: „Wollet Ihr denn Euer Leib und Gut zu uns setzen, wohl her, so kommet hieher zu uns! Denn wir unsern Feind, den wir da vor uns haben, gleichwie unsere Altvordern angreifen wollen, und uns in kein Läger einlassen." Dieses mannliche Wort machte, daß, statt eine Wagenburg zu schlagen, die Herren, der Adel und alle Bundsgenossen nun auch zu den Eidgenossen stießen mit aller Macht zu Roß und zu Fuß."

Die Marktgasse.

Während dieser Erzählung kamen wir rechts abhin in den Markt (146), von welchem eine Gasse, die Marktgasse genannt, wieder hinab zu dem Rathhaus führt. Oben an ihr rechts ist das Haus und Keller, zum goldenen Rad genannt, allwo die Stadt den Elsäßerwein ausschenken läßt (147); zur linken Seite aber das Wirthshaus „zum rothen Haus" (148). Demselben gegenüber, am rechten Egg des kleinen Salzgäßleins (149), steht das Wohn- und Stammhaus der Kriegen, die sich von diesem Hause, welches „zum schwarzen Adler" heißt (150), die Kriegen zum Adler nennen. An dasselbe stoßt der Schmiden Zunfthaus, „zum goldenen Horn" genannt (151), und ist dasselbe das Ort- [Eck-] Haus gegen die Straße, welche der Rindermarkt heißt; diesem vorüber, auf Seiten des rothen Hauses, ist aber ein Wirthshaus, heißt „zur Linden" (152), und stoßt dasselbe zu einer Seite an

Stüßi's Hofstatt.

Stüßi's Hofstatt, welche also benannt wird von Burgermeister Rudolf Stüßi, welcher allda sein Wohnhaus hatte (153). Solches zeigten mir auch meine

Gefährten von weitem, und erzählten mir da viel von diesem Stüßi, welcher aus dem Lande Glarus gebürtig gewesen, woher sein Vater im Jahr 1375 nach Zürich gezogen und daselbst Burger geworden, und wie dessen Sohn seiner Einsichten und großen Geistesgaben wegen bald sich hervor gethan, schnell zu Ehren und Würden emporgestiegen, bis er zuletzt im Jahr 1430 Burgermeister geworden; wie er nun, als in Sachen des Kriegs und Friedens voraus erfahren, zu allen wichtigen Händeln gezogen, als Gesandter zu Kaiser Sigismund gen Rom geschickt worden, und von diesem großer Gunst und Auszeichnung genossen. Als nämlich dieser Kaiser im Jahr 1433, nebst den Reichsständen, auch die Eidgenossen zu seiner Krönung eingeladen, habe Zürich eine ansehnliche Gesandtschaft dahin abgeordnet, und zwar eben diesen Burgermeister Stüßi, mit ihm Johannes und Heinrich, die Schwenden, auch Götz Escher, benebst Michael Graf, der Stadt Schreiber. Der Kaiser habe diese Gesandtschaft mit besondern Ehren empfangen, und am Krönungstage, da die Kaiser gewohnt gewesen, auf der Brücke bey der Engelsburg Ritter zu schlagen, allen vier Gesandten den Ritterschlag ertheilt; am Tag nach der Krönung, da die Kaiser den Gebrauch hatten, auf öffentlichem Platze Lehen zu ertheilen, habe Sigismund, als er der Züricher Gesandten unter den Zuschauern erblickt, ihnen auf die Bühne herauf gewunken, allwo er vom Thron aufgestanden, den Burgermeister bey der Hand geführt und mit ihm und den Mitgesandten lange Unterredung gepflogen, dieselben hernach dem Pabst als seine werthen Freunde dargestellt, und ihnen endlich in zwey

goldenen Bullen die Bestätigung aller Freyheiten und Rechte geschenkt. Sie berichteten mich auch weiter, wie Stüßi habe in allweg Zürich groß und herrlich machen wollen, wie er aber auch durch seinen hochfahrenden Muth und hartnäckigen Sinn die Stadt in jenen verderblichen Krieg mit den Eidgenossen verwickelt, worin er auch selbst das Leben verloren an der Schlacht bey St. Jakob, indem er auf der Silbrücke, während er den herandringenden Feind mit seiner gewaltigen Streitaxt schier allein noch aufhielt, meuchlerisch sey erstochen worden. — Es ist aber diese Hofstatt Stüßi's ein weiter, offener, jedoch stark abschüssiger Platz, auf welchem das alte Lederhaus der Gerwer, jetzt der Stadt Münzhaus (154), steht (155).

Die große Brunngaß.

Kaum waren wir etliche funfzig Schritte weiter gewandelt, so standen wir abermals bey einem alten Ritterthurm, am Egg einer Gasse. Und sprach ich da mit Verwunderung: „Wie kommt es doch, daß Ihr dergleichen Thürme so viele in Mitten Euerer Stadt habet?" Aber Rüst antwortete: „Diese Thürme waren nicht, wie Ihr meinet, von Anfang an in Mitten der Stadt, sondern vielmehr an den Enden derselben und bey den Thoren (156), und dienten, zur Zeit als die Stadt noch geringen Umfanges und noch mit keinen Mauern und Graben umzogen war, nicht minder zur Bedeckung derselben, als zur Sicherheit den edeln und mächtigen Geschlechtern, die in diesen Burgen innert der Stadt Schirm suchten vor fremdem Ueberfall. Und gerade dieser Thurm da gleicht recht eigentlich einer Burg, dieweil er mit dem dazu dienenden Hause ein Viereck ausmacht, das unten einen ansehnlichen Hofraum in sich faßt, und oben herum

Gänge hat, also, daß auch hier in ältester Zeit mag ein Stadtthor gewesen seyn (157). Die ersten und ältesten Besitzer dieses Thurms und Hauses, fuhr er fort, sind gänzlich unbekannt. Nur so viel weiß man, daß er bis ins Jahr 1335 einem Ritter Rudolf aus dem alten und angesehenen Geschlechte der Biber angehörte, und darum der Biberthurm hieß. Hernach kam derselbe Erbsweise oder durch Heurath an die Manessen, die solcher Thürme viele bey uns besaßen. Und ist mir dieser Thurm darum ehrwürdig, weil unser Burgermeister Rüdger Maneß wohl bey dreyßig Jahren und bis ans Ende seiner Weile [Lebenszeit] (von 1357—1383) darin wohnte. Dann fiel der Thurm, weil Ital Maneß, des Burgermeisters Sohn, übel hausete, Mr. Abraham von Spyr, einem Juden, um das Jahr 1400 in die Hände, den ihm, um das Jahr 1410, Heinrich Göldli von Tiefenau abkaufte, der Enkel dessen, welcher im Jahr 1335 zum ersten unser Burger geworden, auch Stifter der Göldlinkapelle im Kreuzgange zur Probstey, und der erste Reichsvogt der Stadt war, welchen der Rath aus sich setzte. Dieweil die Göldlin noch jetzt im Besitze dieses Thurmes und darin wohnhaft sind, heißt er heut bey Tage der Göldlinthurm (158). Und waren eben diese Göldlin Waldmanns grimmigste Feinde und die Hauptursächer seines Todes, voraus Lazarus Göldli, des benannten Göldli's Sohn, darum, daß seines Bruders Sohn, der jetzt noch am Leben befindliche Ritter und Bürgermeister Heinrich Göldli, durch Waldmann von dem Amte war gedrängt worden."

Unweit von bemeldtem Haus und Thurm in der Gasse, durch die wir jetzt gingen, und die man von

wegen des in ihr befindlichen Brunnens (159) die weite Brunngasse heißt, ist abermals ein St. Johannser Haus (160), und wenige Schritte von demselben öffnet sich ein engeres Gäßlein, das „kleine oder niedere Brunngäßlein", auch „die Judengasse" genannt, weil vormals allhier die Juden gewohnet; wie denn auch am Ende der Gasse, gegen den Rindermarkt hin, das Haus noch zu sehen ist, das der Juden Schule war (161). Bey diesem Anlaß war ich doch begierig, von dem Aufenthalt der Juden in der Stadt Zürich und ihren Schicksalen ein Näheres zu vernehmen, bat demnach meine Wegleiter, mich zu berichten, so viel sie davon wüßten. Und machte mir nun Junker Diethelm folgende ausführliche Erzählung: „Wann die Juden in unserer Stadt zum ersten ansäßig geworden, davon läßt sich das Jahr und der Tag nicht mehr eigentlich angeben. Gewiß aber ist dieses, daß sie zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schon bey uns eingesessen waren, weil in unserm sogenannten Richtbrief (162), welcher um das Jahr 1304 wird zusammengeschrieben worden seyn, schon Verordnungen der Juden halb vorkommen. Es waren aber die Juden eigentlich des Kaisers Kammerknechte, deren Leib und Gut unter seinem nächsten Schutz und Schirm stand, dem sie auch Steuer zu entrichten schuldig waren, und auf deren verlassenes Gut er allein Ansprach hatte. Die Juden bey sich aufzunehmen, mußten daher die Städte vom Kaiser die Erlaubniß haben. Solche Erlaubniß- oder Gnadenbriefe ertheilte schon der Kaiser Ludwig IV. und sein Sohn und Nachfolger Wenzel, deßgleichen im funfzehnten Jahrhundert Kaiser Sigismund, unserer Stadt,

Die kleine Brunngaß.

daß sie nämlich die Juden nach ihrem Gutdünken und Willen annehmen, und den Nutzen, so sie von ihnen nehme, in der Stadt Nutz und Frommen kehren möge. Es warben aber die Städte um solche kaiserliche Freyheit auch aus dem Grunde, weil die Juden allein Geld um Zins leihen durften, was den Christen nach geistlichen Gesetzen höchlich verboten war. Bald kamen also die Juden in großer Zahl auch zu uns, fülleten beyde Brunngassen, hatten mit Bewilligung des Bischofs hier eine eigene Schule oder Versammlungshaus, auch einen eigenen Friedhof vor dem Thor zu Linden, nahe beym Wolfbach (163), welcher solchen auch zum öftern schädigte und verwüstete. Wiewohl nun die Juden des Geldleihens wegen fast unentbehrlich waren; doch weil sie unmäßigen Zins nahmen, bis auf fünf und zwanzig von Hundert, auch sonst dem gemeinen Burger viel Eintrag thaten, und damit denselben in Armuth und Schulden, sich selbst aber zu Reichthum brachten, nahm auch bey uns, gleichwie in andern Städten, Neid und Haß gegen sie zu. Daher, als im Jahr 1343 und 1344 aller Orten Mißwachs und dadurch Hunger und Elend, und aus demselben endlich Pest entstand, die allmählich durch ganz Europa zog, warf das gemeine Volk, absönderlich in den Städten am Rhein, allen Verdacht auf die gehasseten Juden, als hätten sie die Brunnen vergiftet; man schlug sie allerorts an die Marter, bis daß sie bekannten, und wurden sie darnach mit Feuer hingerichtet. Gleichen bösen Verdacht faßte man auch hier bey uns wider die Juden; und da zu derselben Zeit ein kleines Christenkindlein war todt im Wolfbach gefunden worden, mußten die Juden auch solches gethan

haben; und entstand ein Auflauf wider sie, also daß sie gefänglich eingezogen, gemartert und auf den Tag vor St. Matthias Tag des Jahres 1349 verbrannt, ihre Weiber und Kinder aber von der Stadt verwiesen wurden. Und kam hierauf Burkhardt von Erbach, als des Kaisers Gewaltsbote, und machte eine Richtung mit Burgermeister und Rath, daß die Burger der Geldschulden, so sie den Juden zu bezahlen gehabt, sollten ledig seyn. Denn darauf war es mit Verbrennung der Juden eigentlich abgesehen, daß sich die Burger durch solches Mittel der Schulden entschütten möchten. Aber nicht gar lange, so ließen sich die Juden wiederum bey uns nieder, da man ihrer nicht wohl missen konnte. Sie wurden auch zu Burgern, d. h. in der Stadt Schutz und Schirm aufgenommen, und erhielten sowohl insgesammt als Einzelne Schirmbriefe vom Rath. Aber auch der Haß wider sie regte sich gar bald von neuem, und hätte männiglich sie gern mit sammt den Schulden vertilgt. Aber die Obrigkeit hielt ihnen gut Recht und schirmte sie wider alle falschen Klägden. Und als im Jahr 1401, bey einem abermaligen Sterbend, zu Dießenhofen, Winterthur und Schafhausen wiederum Juden verbrannt wurden, und auch bey uns die Burger also mit ihnen verfahren wollten, erkannte dagegen der Rath und die Zweyhundert, Schirm und Geleit an den Juden nicht zu brechen, zumalen nichts Strafbares auf sie ausgebracht werden könne. Also blieben dazumal die Juden bey uns geschirmt. Doch wurde die Judenschaft bald auch der Obrigkeit selbst beschwerlich, wiewohl sie durch jährlich auferlegte Steuern und anderes nicht kleinen Nutzen von ihnen zog; und wurden sie darum

schon im Jahr 1424 von Stadt und Land vertrieben, bis auf einzelne, welche von Zeit zu Zeit neuerdings, doch nur auf etliche Jahre, angenommen wurden. Endlich am Mittwoch nach St. Valentins Tag 1436, nachdem der Juden Freyheitsbriefe zu Ende gelaufen waren, ward erkannt, es sollen dieselben auf ewig von Stadt und Land verbannet seyn, Gott und unsrer l. Frauen zu Ehren. Und sind wir nun sinther dieser Plage gänzlich quitt" (164).

Die Froschau.

In eben dieser Gasse liegt auch ein klein Frauenklösterlein, „zu St. Verena", auch „die Sammlung der Frauen von Constanz" genannt (165). Diese geistlichen Schwestern, etwa zwanzig an der Zahl, haben die Regel St. Augustins angenommen, und sind in der Prediger Pflegnuß, also Predigerordens. Wann diese Schwestern sich hier niedergelassen und eine Sammlung errichtet, wisse man nicht genau, sagte Junker Röust; doch müsse es etwann um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts geschehen seyn, da schon in alten Schriften vom Jahr 1260 ihrer gedacht werde, und seyen sie gläublich eben von Constanz hieher gezogen (166). Ein Mehreres wisse man nicht, ihren Ursprung und Herkommen betreffend, da sie, wie er vernommen, selbst keine Schriften hierum hätten, die ihnen vielleicht auch bey Wackerbolts Brunst verloren gegangen. Wir traten jetzt durch das offene Thor in den Hof des Klosters, dessen rechter Flügel das Kirchlein ausmacht (167), das wir aber unbesichtigt ließen, weil nichts Merkwürdiges darin zu sehen. Dagegen wäre der Werdmüller lieber ins Kloster selbst hinein gegangen. Er war auch schon im Begriff, die steinerne Stegen zu betreten, die zu den Gemächern der

Priorin hinaufführt; aber sein Mitgesell, Röust, bedeutete ihm, daß die Frauen, nach der ihnen vom Bischof gemachten Ordnung, außer ihren Eltern und nächsten Verwandten, item den Amt= und Lehenleuten, niemand dürften in ihr Kloster lassen, bey Strafe des Bannes, in welchen nicht bloß sie selbst fielen, so sie jemand einließen, sondern auch die, die also hinein gingen. Da nun Werdmüller wenig Lust hatte, in den Bann zu fallen, kehrte er eilends wieder ab der Stegen, und wir stiegen aus dem Hof herauf an die Straße.

Der Prediger Kirchhof.

Und standen wir jetzt mit Einmahl auf dem weiten, lustigen, zum Theil auch mit Lindenbäumen besetzten Platze, der Prediger Hofstatt oder Kirchhof genannt (168). Als wir nun unter den Lindenbäumen hin gegen der Kirche zu gingen, sprach der Werdmüller zu Röust: „Es wäre doch Schade gewesen, wenn diese Bäume da hätten weggethan werden müssen, wie die Frauen in der Sammlung begehrten in dem Span, den sie vor etlich Jahren (169) mit den Predigermünchen darum gehabt, indem sie fürwandten, daß ihnen die Bäume an Licht und Luft hinderlich wären. Aber der Rath hat ihr Begehren trefflich abgewiesen.“ Ich aber richtete jetzund die Frage an Junker Röust: zu welcher Zeit wohl die Predigermünche gen Zürich gekommen seyen? Worauf er mir antwortete: „Nicht gar lange, nachdem ihr Orden vom heiligen Vater Honorius III. war bestätigt worden, folglich in den Jahren 1222—1225, da sie dann zuerst in der Vorstadt Stadelhofen ein kleines Oratorium oder Bethaus sollen erbaut haben. Bald aber ward ihnen, auf Empfehlen und Bitte ihrer Ordens=

brüder in Straßburg, dieser Platz hier in Brunngassen und an der Stadt Ringmauer zu Anlegung eines geräumigern Ordenshauses eingegeben. Und mag dasselbe bald nach dem Jahr 1230 zu Stand gekommen seyn (170), wie Ihr auch aus der Bauart dieser Kirche wohl schließen möget; denn ich sehe, daß Ihr Euch nicht wenig darauf verstehet." Wirklich hatte ich, unterdeß Röust also sprach, diese Kirche sammt ihrem hohen Chor mit angenehmer Verwunderung betrachtet. Und wollte mich aber bedünken, je länger ich sie ansah, daß das Schiff derselben um ein namhaftes älter seyn möge, als der Chor (171). Denn die Streben [Strebepfeiler] an ihr sind ganz glatt und plump, wie die ältesten überall waren, und sind von den niedrigen Abseiten in die Höhe geführt, bis hinauf in die Mitte der hohen Mauer des Mittelschiffes, zu dessen Widerhalt sie dienen, also daß sie frey schwebende Bögen bilden. Die Fenster des Mittelschiffes und der Abseiten haben zwar schon den Spitzbogen, jedoch nur noch unvollkommen, sind auch überaus klein und schmal (172). Am Chor hingegen, welcher fünfseitig ist, ist das Gestrebe ganz anderer Beschaffenheit, und steigt in mehrern Absätzen bis zum Dache hinauf; sonderheitlich aber sind die hohen Fenster in ihren Spitzbogen mannigfach und zierlich gothisch durchbrochen: welcher Zierrath, wie bekannt, erst in viel späterer Zeit aufgekommen ist. In dieser Meinung bestärkte mich auch das Inwendige der Kirche, welche ziemlich düster ist, und nur durch das große Fenster an der Abendseite ob der Hauptthür ihr vornehmstes Licht empfangt. Das Mittelschiff ist nämlich von den beyden Abseiten [Nebengängen] durch

Die Predigerkirche.

zwo Reihen halb kreisrunder Bögen abgetheilt, deren auf jeglicher Seite sieben sind, von denen je der vorderste eine gedoppelte Weite hat, gleichwie in der Barfüsserkirche, und die auf sechs dicken, viereckichten, aber glatten Pfeilern stehen. Unter dem vordersten Bogen der Abseite gegen dem Kloster ist ein kleiner Letter [Lektorium, Emporkirche], auf welchen man nur aus dem Kloster hinkommen kann, und von wo man gerade auf den großen köstlichen Fronaltar hinab sieht (173). Die Decke des Mittelschiffes ist noch ein hölzernes Tonnengewölbe, wie solche üblich waren, bevor die steinernen Kreuzgewölbe waren erfunden und angewandt worden, dergleichen hingegen der Chor eines hat.

Die Münche waren eben in der Kirche, und sangen die Terz (174) in ihrem verschlossenen Chor, wie solches ihr Orden mitbringt. Darin wollt' ich sie nicht stören; es sagten mir aber meine Begleiter, daß wir unbedenklich hinein gehen dürfen. Wir öffneten also eine von den Thüren, die zu beyden Seiten des Fronaltars in den Chor führen, und wunderte ich mich über die Maßen, nur sechs Münche darin zu finden, während ich nicht anders glaubte, als daß mehr denn zwanzig darin lesen und singen. Aber solches vermag der Wiederschall, welcher hier den mindesten Laut mit verdreyfachter Stärke wiedergibt. Als jetzt die Terz beendigt war, schlichen die Münche still von dannen. Nur der ehrwürdige Bruder Bartholome, der Lesemeister (175), kam auf uns zu und grüßte uns ehrerbietig. Und dieweil er sah, daß ich voll Erstaunen rings herum schaute in diesem majestätischhohen Gebäu, worin zehn Fenster von gewaltiger Länge eine

blendende Helle verbreiten, und oben ein zierliches, steinernes Gewölbe, dessen bemahlte Rippen tief hinab steigen, und das in der Mitte von drey großen, mit vergoldetem Bildwerk künstlich gezierten Schlußsteinen zusammen gehalten wird, wandte er sich an mich und sprach: „Ich sehe wohl, daß Euch unser Chor auch wohl gefällt." „Ja, fürwahr!" erwiederte ich, und fragte nach dessen Höhe, sintemal er der höchsten einer seyn möchte. „Sie beträgt mehr als siebenzig Schuh", war seine Antwort (176). Und da ich vonwegen der außerordentlichen Höhe das Bildwerk im vordersten Schlußstein des Gewölbes nicht eigentlich zu erkennen im Stand war, bat ich den Lesemeister weiter, mir zu sagen, was dasselbe vorstelle. „Es ist, sagte er, der St. Salvator [Christus]; er hält mit der Linken das Evangelienbuch und benedizirt mit der aufgehabenen Rechten (177). Ich eröffnete ihm jetzt auch meine Meinung, daß dieser Chor möge um ein Namhaftes später erbaut seyn, als die Kirche selbst: worauf er erwiederte, daß sich zwar in ihrem Gottshaus darüber nichts verzeichnet finde, dem aber füglich also seyn könne, da es sich, wie er zuverläßlich wisse, mit der Kirche ihres Ordenshauses in Straßburg eben also verhalte (178).

Das Predigerkloster.

Wir waren jetzt im Begriff, durch die offene Chorthür in der hohen Seitenhalle, welche durch zwey runde, hohe, auf einem gemeinsamen Pfeiler ruhende Bogen vom Chor getrennt ist, in den Kreuzgang zu gehen, da zog mich Röust durch eine Nebenthür in eine alte, dunkle, anstoßende Kapelle, St. Niklauskapelle genannt (179); und da er meine Verwunderung merkte, diesen Gang mit ihm thun zu müssen, gab

er mir heimlich einen Wink, daß er mir hernach den Grund hievon schon anzeigen wolle. Von da wollte der Lesemeister mit uns in die Sakristey gehen, welche gerade ob dieser Kapelle sich befindet, um uns ihre Kirchenzierden zu weisen; da sprach der Werdmüller zu ihm: „Ihr würdet Euch größern Dank um uns verdienen, wenn Ihr uns in Euere Liberey [Bibliothek] führtet, so nämlich etwas Sehenswerthes von Büchern oder Handschriften darin enthalten ist.“ Der Münch antwortete: „Unsere Liberey ist fast unansehnlich, wird auch nicht viel gebraucht. Doch könnte ich Euch einiche nicht unmerkwürdige Traktate darzeigen, von etlichen berühmten und hochgelehrten, auch heiligen Vätern unsers Ordens geschrieben, welche aus dieser Stadt gebürtig waren, oder allhier in unserm Gottshause lebten; als da sind die Bücher von der ewigen Weisheit, wie auch andere Traktate von dem hocherleuchteten Ordensvater Heinrich Suso, welcher die geistlichen Schwestern unsers Ordens hier an Oetenbach und zu Töß bey Winterthur durch seine Predigten und Schriften so sehr auferbaut hat, dessen Leben auch von Schwester Elisabeth Stagel zu Töß ist beschrieben worden (180). Item das Büchlein von Meister Albrecht vom Weißenstein, weiland auch Lesemeister in diesem Gottshause (181); item die Historie von Schwaben nebst anderm mehr von Bruder Felix Faber oder Schmid, Burger von Zürich, der aber im Predigerkloster zu Ulm als Leser der Theologey sein Leben zugebracht und erst vor zwey Jahren daselbst verstorben (182). Voraus aber besitzen wir einen schönen permentinen [pergamentenen] Codex des Chronikon Otto's von Freysing, welchen Bruder

Lüthold von Regensperg, im Jahr 1276, aus dem Gottshause in Viterbo, wo er studirt hatte, hieher gebracht, mit Glossen und Fortsetzungen von seiner eigenen Hand versehen und hernach unserm Gotteshause geschenkt hat (183). Allein das würde jetzt Euch, liebe Herren! und auch mich zu lange aufhalten, setzte er hinzu; denn nun ist bey uns Essenszeit, wie Ihr selbst sehen möget." Wir spazirten nämlich durch den weiten, alten, doch bemerkenswerthen Kreuzgang (dessen Seiten gleichsam in mehrere Felder abgetheilt sind, deren jegliches drey schmale Rundbogen in sich faßt, die auf zwey hinter einander stehenden, gar kleinen, dünnen, aber feinen, runden Säulen ruhen) und waren gerade vor des Klosters Küche gekommen, aus der ein Paar Layenbrüder das Essen in die auf einer andern Seite des Kreuzgangs befindliche Conventstube trugen. Wir verabscheideten uns also von dem Lesemeister, der uns bis an den Ausgang des Klosters das Geleit gab. Das Sonnenzeit an der Kirche zeigte auf Zehn, als wir wieder auf die Predigerhofstatt hinaus kamen.

Jetzt nahm Junker Röust, welcher, so lange wir im Kloster waren, nur stillschweigend mit uns herumgegangen, das Wort, und sprach mit sichtlicher Heftigkeit: „Ich bin ganz und gar kein Freund dieser Münche. Von allen drey Orden, die in unserer Stadt sind, hat keiner uns so viel Verdruß geschafft, ja so feindlich sich gegen uns erzeigt, wie dieser. Mag auch an der Erzählung unserer Altvordern seyn, was da will, daß nämlich diese Predigermünche, da Probst und Capitel der Stift sich ihrem Eindringen in unsere Stadt heftig widersetzten, an das Haus in Sta-

delhofen, darin sie zum ersten sich niedergelassen, am Egg gegen die Straße, den steinernen Leuenkopf haben hingesetzt, anzuzeigen, daß sie unerschrockenen Leuenmuth haben, ihr Fürnehmen mit dem Bau eines Klosters durchzutrucken: Trutzköpfe waren sie gewißlich, und Feinde unsrer Stadt. Als wir im Jahr 1247 vonwegen unsrer festen Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich in den Bann gekommen, und gleichwohl in der Treu an ihm verharreten, da versagte nicht nur die ganze Clerisey, als des Pabstes eifrige Anhänger, allen Gottesdienst, sondern es hetzten auch die Predigermünche die Lombardischen Städte wider uns auf, also daß Handel und Wandel mit Italien, dieser Hauptzweig unserer Nahrung, uns gänzlich abgeschnitten worden. Das erbitterte die Burgerschaft dermaßen, daß sie, nach dem Befehl Friedrichs, alle ihre Pfaffheit aus der Stadt vertrieben. Und als sie derselben im Jahr 1249 die Rückkehr wieder gestatteten, schlossen sie allein die Predigermünche, als von welchen sie an Ehr und Gut unleidenlich geschädigt worden, davon aus, und ließen einzig ein Paar Layenbrüder zur Huth ihres Klosters darin verbleiben. Ja, als neunzig Jahr hernach unsere Stadt abermahls war in den Bann gethan worden, von Kaiser Ludwigs wegen, dem sie anhing, da zogen nicht nur auch die Predigermünche wiederum aus der Stadt und auf den heiligen Berg bey Winterthur, allwo sie sich zur Zeit des ersten Bannes aufgehalten; sondern als hierauf, im Jahr 1339, der Rath gebot, daß alle Pfaffheit, geistlich und weltlich, vor dem Palmabend wieder in die Stadt kehren und bey offenen Thüren Gottesdienst halten solle; wer aber das nicht thäte, der sollte fünf

Jahr verbannt, ohne der Stadt Schutz und Schirm seyn; da blieben — indeß die andern sämmtlich zur Rückkunft und Haltung des Gottesdienstes sich fügten — die Prediger allein außen, als die sich lieber wollten viertheilen lassen, wie sie sagten, dann den Burgern gehorsamen; zogen hierauf gen Kaiserstuhl und von da wieder gen Winterthur, bis sie, allenthalben vertrieben, verachtet, und bequemen Unterhaltes ermangelnd, zuletzt froh waren, wiederum in ihr hiesiges Gottshaus einziehen zu können. In Waldmanns Auflauf hielten sie es mit dessen ärgsten Feinden und gaben ihnen Unterschlauf in ihrem Kloster; nämlich eben in der alten, abgelegenen Kapelle, wohin ich Euch aus diesem Grund geführt habe, kamen die Göldli und die andern, von männiglich unbemerkt, zusammen, und rathschlagten, wie sie den Waldmann am sichersten stürzen möchten. Auch wird der Bruder Erhard, welcher dem Waldmann die Beicht abnehmen und ihn auströsten mußte, der auch mit der Widerpart ganz einhellig [einverstanden] war, zweifelsohne ein Predigermünch gewesen seyn. Und hatte ich — da der Lesemeister uns in die Sakristey führen wollte — nicht wenig Lust, ihn zu fragen, ob er uns den Meßachel [Meßgewand] darzeigen wolle, mit unser Herren Schild von Perlen darauf, welchen nach Waldmanns Tod aus dessen rothen Sammet und Perlenschnüren der hörnene Rath ihrem Gottshaus, gleichwie den zwey andern Orden, machen lassen." „Und wo ist auch, sprach jetzt der Werdmüller, das köstliche Kreuz hingekommen, welches Waldmann an seiner güldenen Kette getragen?" „Das ist, erwiederte ihm Röust, dem Kaplan Hans Zay in der Wasserkirche

durch Gottes willen auf seinen Meßachel geschenkt worden: Wird solches um die Göldli wohl verdient haben! Im Uebrigen, fuhr Röust weiter fort, griff dieser Orden von Anfang an unter allen am meisten um sich. Er hielt seinen Gottesdienst zur Stunde der Leutmessen in den Pfarrkirchen, hörte Beicht, erschlich Vermächtnisse von Sterbenden an ihr Gottshaus, verkaufte das Begräbniß in seiner Kirche u. s. w., und that auf solche Weise den Leutpriestern an ihren Rechten und Einkünften namhaften Abbruch, und kamen schon im Jahr 1254 beyde Theile so hart an einander, daß der Pabst den Streit durch den Bischof beylegen mußte. Es suchten auch diese Münche die ihnen eingeräumte Hofstatt gar bald durch Kauf und Tausch von den Burgern ansehnlich zu erweitern (184). Vornämlich aber, als durch Wackerbolts Brunst im Jahr 1280 die ganze Wullwebergasse, die hier vom Zübli an bis hinab ins Niederdorf ging, abgebrannt war, brachten sie so viel Gebäue und Gärten an sich, und vergrößerten dadurch ihre Hofstatt und Ausgeländ dergestalt, daß der Rath sich gedrungen fand, zu verordnen, daß die geistlichen Orden forthin kein Haus, Hofstatt noch Garten mehr in der Stadt kaufen, was aber solcher Art ihnen vergabet würde, innert Jahr und Tag wieder verkaufen sollen." „Es ist aber, sagte schnell der Werdmüller, solches Gebot, scheint's, nicht lang gehalten worden; denn hier auf der Prediger Kirchhof, in Predigergassen und bis in den Nüwmarkt hinein gehört ja seit langem schon der Mehrtheil der Häuser den Predigern" (185). „Ja, sie kehren sich — nahm jetzt Röust mit zunehmender Entrüstung wieder das Wort — insgemein an keinen

Befehl des Rathes. Denn eben den Bruder Jakob Ravenspüeler, dem der Rath vor ungefähr sechszehn oder achtzehn Jahren befohlen, nebst noch einem andern Conventbruder, aus Ursachen, in vierzehn Tagen aus dem Gottshaus und der Stadt zu kehren, und daß der Provinzial sie an andern Enden versorge, den haben sie nicht nur bald hernach wieder in ihr hiesiges Gottshaus aufgenommen, sondern ihn sogar noch zu ihrem Prior erwählt, welches er wirklich zur jetzigen Stunde ist. Auch ist von des Rathes wegen schon vor Jahren zum öftern ernstlich mit den drey Orden geredet worden, daß sie alles unzüchtig Wesen und Wandel in die Frauenklöster, und namentlich, daß die Prediger das Geläuf und Ueberfahren an Oetenbach meiden. Aber das alles hat seinen Fortgang gleichwohl, wie zuvor. Und schicken die Frauen an Oetenbach den Predigern bald täglich in Häfen allerley Mundwerk, thun auch sonst denselben in allen Dingen Vorschub. Auch sind ihre Kornspeicher und Weinkeller am reichlichsten gefüllt" (186). „Und wäre doch viel besser und Gott wohlgefälliger, rief jetzt der Werdmüller, wenn solcher Ueberfluß den Armen zu gut käme:" „Ja, fürwahr! erwiederte Röust; und hoff' ich die Zeit noch einst zu erleben, da der Gewalt dieser Münche ein Ende hat und all ihr Gut dem Spital hier zugewendet wird."

Der Spital.

Unter solchen Reden (187) waren wir nämlich die Hofstatt hinab bis zum Spital gekommen, welcher nur durch eine Mauer von ihr geschieden ist. Es hat derselbe einen nicht kleinen Umfang; denn sein Begriff reicht von erwähnter Klostermauer bis an die Straße im Niederdorf; und besteht derselbe aus mehrern an

einander hangenden Gebäuen, welche eine zweyfache Hofstatt oder Hofplatz einschließen, den hintern und den vordern, und ist unter dem mittlern Gebäu (188) ein Bogen oder Durchgang vom einen zum andern. Da mir diese Spitalgebäue alt und unansehnlich vorkamen, hatte ich wenig Lust, die Siech- [Kranken-] Stuben zu besichtigen, wiewohl der Spitalmeister Dietrich Kumber, welchen wir im innern Hof stehend fanden, sich mir freundlich hiezu erbot. Dagegen erkundigte ich mich bey ihm um den Ursprung und Stiftung des Spitals, um seine Gefälle und um die Zahl der Hausbrüder und andrer, die darin beherberget werden. „Ueber die Stiftung unsers Spitals, antwortete er mir, kann ich Euch, ehrwürdiger Herr! leider nichts Gewisses sagen, sintemal wir darum gar keine Geschrift haben. Mir ist aber gläublich, daß selbige gar weit ins dunkle Alterthum hinaufsteige, und daß sie von etlichen frommen und mitleidigen Personen unsrer Stadt herrühren möge. Oder was haltet Ihr davon, Junker Diethelm?" setzte er hinzu. „Ich bin hierum nicht gänzlich Eurer Meinung, Meister Dietrich! erwiederte dieser. Mich will im Gegentheil bedünken, es werde wohl mit unserm Spital eine gleiche Bewandtniß haben, wie mit manchen andern Spitälern in der Eidgenossenschaft, welche keine burgerliche, sondern gräfliche, herzogliche, ja selbst königliche Stiftungen sind (189). Auch habe ich von meinem Oheim Edlibach einmal gehört, es seyen Spuren vorhanden, daß unser Spital von einem der Herzoge von Zäringen möge gestiftet worden seyn, welche bekanntlich bis zum Erlöschen ihres Stammes die Reichs- und Kastvögte unserer Stadt gewesen"(190).

Ueber diese neue Mähr, wie er's nannte, wunderte sich Meister Dietrich gar höchlich. „Es hat doch, was ich weiß, sprach er, unser Spital keine andern und ältern Gefälle, als solche, die von Vergabungen der Burger herrühren, von welchen die Vergabung der Ruffimühle durch einen Rudolf Gebi und sein Ehweib Bertha, welche im Jahr 1253 geschehen, die erste bekannte ist." „Ihr vergesset, fiel ihm Röust in die Rede, daß um die gleiche Zeit ungefahrlich die Güter und Gefälle der Schloßkapelle auf dem Lindenhof, welche, da der Kaiser, nach dem Tode des letzten Zähringers, keinen Vogt mehr auf das Schloß gesetzt, zusammt dem Schloß abgebrochen war, dem Spital zugetheilt, vielleicht auch zu der jetzigen Spitalkapelle verwendet wurden. Und muß aber der Spital, fuhr er fort, in den folgenden hundert Jahren sein Gut stark geäufnet haben, daß er schon im Jahr 1348 der Stadt fünf und achtzig Mark Silber leihen und dann im Jahr 1361 den Erben des Burgermeisters Brun den Kilchensatz zu St. Peter mit allen dazu gehörigen Zinsen und Zehnten um dreytausend fünfhundert Goldgulden abkaufen konnte. Gleichwohl begnügte er sich damit noch nicht, sondern, unterm Vorgeben der Verarmung durch Raub und Druck, also daß er kümmerlich für dreyßig Arme Unterhalt habe, obschon hundert und zwanzig aufgenommen seyen — warb er im Jahr 1378 beym Pabst um die gänzliche Inkorporation oder Einverleibung aller Einkünfte dieser Leutkirche in sein Eigenthum; nach damaliger verderblicher Gewohnheit der Stifte und Klöster, welche durch dieses widerrechtliche Mittel fremde Kirchen- und Pfrundgüter sich zueigneten, dem Leutpriester aber,

der nun den Namen Vikarius erhielt, von seinem bisherigen Pfrundeinkommen nur einen beliebigen Theil aussetzten."

Dieweil ich nun merkte, daß Junker Röust abermals fast eifrig werden wollte, suchte ich das Gespräch auf etwas anderes zu ziehen, fragte deßnahen den Spitalmeister, wie viel Leute der Spital jetziger Zeit beherberge. Worauf mir derselbe antwortete, daß er die Anzahl derer in der Siechstube nicht eigentlich angeben könne, da dieselbe immerfort ändere; der Ober- und Unterpfründer aber seyen beständig zwischen dreyßig und vierzig, der Knechte und übrigen Dienstleute ein Dutzend (191). Es sey aber der Pfründer Stube nicht im eigentlichen alten Spital, sondern da in dem Gebäu rechter Hand — wir befanden uns nämlich jetzt im vordern Hofe — „des Lossers Haus genannt" (192), setzte der Werdmüller hinzu. Unterdessen war der Spitalkaplan, Herr Ulrich Knoll von St. Gallen, hinzu getreten; der redete jetzt mit Meister Dietrich von dem gütlichen Vertrag, welcher zwischen ihm und den Predigerherren neulich war zu Stand gekommen wegen Begräbnisses der Hausbrüder und Dürftigen des Spitals, auch der Fremden, und den dabey fallenden Opfern. Von diesem nahm ich Anlaß, den Caplan zu ersuchen, daß er mich in die Spitalkapelle führe, da wir eben bey des Lossers Haus standen, dem sie gerade vorüber liegt (193) und mit den Spitalgebäuen zusammen hangt, und vornämlich die Geschichte derselben mir erzähle. Mit größter Bereitwilligkeit ging er mit mir in die Kapelle, und gab mir dabey folgenden Bericht: „Im Jahr 1279 thut die Geschichte unserer Spitalkapelle zum ersten Mahl Er-

wähnung. Denn da erklagten sich die Pfleger des Spitals bey Pabst Nikolaus III., daß etwan arme Leute im Spital sterben ohne Sakrament, das ihnen der Leutpriester zur Probstey reichen sollte, da doch der Spital eine eigene Kapelle und Kilchhof habe, baten also den Pabst um Erlaubniß, einen eigenen Priester anzustellen. Der übergab die Sache dem Bischof zu Constanz, daß er zuvor untersuche, ob nicht etwan die Stift, in deren Kilchhöre der Spital mit seiner Kapelle liegt, eine besondere Ansprache daran hätte. Es erscheinte sich aber, daß der Spital gänzlich nicht von der Stift abhange, sondern ihr allein als Erblehen, von des Grundes und Bodens wegen, ein Pfund Wachs jährlichen Zinses zu erstatten habe. Bey fürdaurendem Streite legte sich nunmehr im Jahr 1302 der Rath ins Mittel, stiftete mit 100 Mark Silber eine Pfrund, wozu auch die Stift noch 20 Mark beylegte, und wählte zum ersten Priester Peter Specht. Hierauf, im Jahr 1312, vergabte Johannes Leuen, des Ammanns zur Frauenmünsterabtey Witwe, Frau Ita, ihr Haus an der Aa zu einer Herberg für den Caplan des Spitals, worin derselbe auch bis auf heutigen Tag wohnt (194). Daneben haben sich Probst und Capitel der Stift als des Kaplans Obern angesehen und ihn an ihre Kirche gebunden, also daß er ihnen mit dem Chor- und übrigen Kirchendienst, gleichwie die andern Caplane, gewärtig seyn muß. Anderseits aber steht der Caplan auch im Verband mit den Predigerherren, dieweil alle, die im Spital sterben, auf ihrem Kilchhof bestattet werden. Und erhob sich ein Span zwischen ihnen und mir vonwegen der Opfer bey dem Begräbniß, welche die Prediger für sich haben ange-

sprochen. Nun aber ist derselbe vor etlichen Monaten durch einen gütlichen Vertrag beygelegt worden, worin ausgesetzt ist, wie viel davon jeglichem Theil zufallen solle" (195). Da ich nun wenig Sehenswerthes in der Kapelle gefunden, gingen wir wieder hinaus auf den Platz vor derselben, wo die beyden Züricher mein gewartet hatten; und setzten wir jetzt unsern Weg durch das Niederdorf fort.

Das Niederdorf.

Alsbald außer dem Spital traf ich oben und unten an demselben mehrere Wirthshäuser wie in einem Häufelein beysammen, als: den Adler, die Rose, den Hirzen und andere mehr. Dessen wunderte ich mich aber nicht länger, da sie mich berichteten, daß wir in der Nähe der Kornhäuser der mehrern Stadt seyen. Und müsse, sagten sie mir, alles Korn, so zu den Thoren auf Dorf, zu Nüwmarkt und im Niederdorf hereingeführt werde, hier abgeladen und verkauft werden; und werde mit dem Glöcklein auf der Spitalkapelle der Kornmarkt allemahl eingeläutet. Und stoßt nämlich das eine der Kornhäuser oben an diese Kapelle, und ist ein hohes, weites, steinernes Gebäu mit drey großen Eingängen (196). Etwas weiter abwärts aber steht dann auf linker Seite, zwischen beyden Kornhausgassen, das andere Kornhaus, das niedere [untere] genannt (197). Und zeigte mir da der Werdmüller, diesem Kornhause gerade vorüber, ein Haus, steht neben des Lossers Haus, und heißt „zum Strauß" (198), und sagte, dasselbe sey zu Bruns Zeiten auch ein Wirthshaus gewesen, und haben sich darin an der Mordnacht die Banditen und Verschwornen versammelt, weil der Wirth auch auf ihrer Seite gewesen, allda der gesetzten Mörderstunde geharret, und mittler-

weile sich unter einander beredet, wie sie zum ersten den Brun fangen, hernach über alle, die solche lasterhafte Neuerung angerichtet, herfallen und also ein gräulich Blutbad unter ihnen anrichten wollten. Solches habe ein auf dem Ofen liegender Knab, Eckenwieser genannt, unbeachtet gehört, der sich, voll Entsetzen darüber, heimlich aus der Stube und zum Burgermeister begeben, und ihm diesen Anschlag und der Banditen Wortzeichen entdeckt, wodurch dann die Stadt gerettet worden. Unten an dieses vormalige Wirthshaus stoßt der Müller Zunfthaus, welches einen gar verwunderlichen Namen führt, nämlich „zum Roß in Wiegen" (199). Und sprach der Werdmüller zum Röust: „Man merkt wohl, daß den Müllern das Kornhaus gar wichtig und lieb ist, daß sie ihre Zunftstuben, welche sie zuvor an der weiten Spitalergasse hatten (200), hieher, dem Kornhaus ganz vorüber, versetzten."

Je weiter abwärts wir kamen, über das Wirthshaus „zum Affenwagen" hinab (201), desto schmaler ward die Straße, absonderlich da, wo rechts ein gar überaus enges Gäßlein hinauf zum Predigerkloster führt, darum das Klostergäßlein genannt (202). Hier am Egg dieses Gäßleins zeigten sie mir den Platz, auf dem, laut der Sage, Wackerbolt der Pfister gewohnt, welcher im Jahr 1280 aus Rache sein Haus angezündet, und also den großen Brand gestiftet, welcher die mehrere Stadt bis über den Münster hinauf soll verwüstet haben (203). Die nächste Gasse links, gegen dem Wasser nidwärts, nannten sie der Schwenden Gasse (204), weil um die Mitte vorigen Jahrhunderts das zahlreiche und angesehene Geschlecht der

Die Schmidgasse.

Schwenden den Mehrtheil dieser Häuser besessen. Ganz zu unterst an der Gasse nämlich, im Hause „zum untern Schwenden-Egg" genannt (205), habe gewohnet der Burgermeister Conrad Schwend, derselbe, der im Jahr 1476 mit Waldmann vor Murten zum Ritter geschlagen und nach dessen Tod, im Jahr 1489, an seiner Statt Burgermeister geworden, der auch erst seit fünf Jahren todt, nachdem er ein Jahr vor seinem Ende [1498] als Abgesandter der Eidgenossen bey Kaiser Maximilian I. auf dem Reichstag zu Lindau und hernach zu Inspruck gewesen. Gleich oben an ihm (206) habe gewohnt Felix Schwend, sein Bruder, auch des Rathes und zu Waldmanns Widerpart gehörend, weßwegen er nicht nur in den hörnernen Rath gekommen, sondern sogar zum Hauptmann über den Wellenberg war ersehen worden, als Waldmann darin gefangen lag. Zu oberst an der Gasse aber, im obern Schwenden-Egg (207), sey ein Bruder von diesen beyden, Johannes Schwend der jünger, der Besitzer des Thurms oder der Burg im Hard, wohnhaft gewesen. Auf rechter Seite der Straße wird dann die sonst fortlaufende Reihe der Häuser seltsam unterbrochen durch ein kleines, viereckigtes Plätzlein (208), und sagte Röust, ihn dünke gläublich, daß in ältester Zeit hier an der Straße auch noch ein Haus gestanden, welches nachgehends abgebrochen und aber nicht wieder aufgebaut worden. Nachdem wir endlich zur letzten Gasse rechts gekommen, ist eine ziemlich breite und gähe, und heißt die Grabengasse (209), weil sie ganz hinauf bis an der Stadt Ringmauer und Graben führt — hatten wir nur wenige Schritte noch, alsdann sahen wir den untern Beschluß der Stadt,

nämlich das Niederdorfthor und Thurm (210), an welchem die der Stadt zuständige Landmühle (211) erbaut ist.

Der untere Mühlesteg.

Bevor wir uns aber wieder aufwärts wandten, führten mich meine Begleiter, auf daß ich der Schützen Zihlstatt mindestens von Weitem sähe, auf den niedern Mühlensteg. Und ist dieses ein bloßer Steg, an welchem fünf Mühlen mitten im Wasser stehen, hat kein Geländer, außer in der Mitte, allwo ein Schöpfeimer angebracht ist: Desto anmuthiger aber ist allhier sowohl das Ansehen der Stadt, als auch der Landschaft unterhalb derselben. Wendet man sich aufwärts, so erhebt sich rechts auf dem nahen Silbühel das weitläufige Kloster Oetenbach, und weiter hinauf dann der Lindenhof, hinter welchem der Wendelstein [Thurm] von St. Peter hervor schaut, und endlich die Spitzen der beyden Thürme des Frauenmünsters. Links gegen ihnen über ragen die stolzen Helme der Probstey empor, und endlich das hohe Chor des Predigerklosters; die beyden Brücken aber nebst dem Rathhause werden durch den obern Mühlensteg verdeckt. Abwärts ergötzt sich das Auge an dem schnellen Lauf des sich krümmenden Limmatflusses, an dessen rechtem, mit Matten und Rebgärten gezierten, Gestade zunächst der Stadt die Paradiesmühle liegt (212), und ob derselben die alte St. Lienhardskapelle mit des Caplans Haus (213); sodann noch weiter hinab, ganz an der Limmat, die Mühle zu Stampfenbach und des Abts zu St. Blasien Amthaus (214). Am Ende des Steges, der bey 360 Schuh lang ist, liegt das Papiererwerd, ist ein kleines, lustiges Insulein, etwan 700 Schuh lang, vorn durch einen Beschluß vom Steg

abgesöndert, hinten aber mit einer Mauer, nebst vielen Rebbögen und Lauben, versehen; und steht darauf ganz allein die Papiermühle, zum Papiermachen gar kommlich eingerichtet. Und besichtigte ich das ganze Wesen desto achtsamer und freudiger, dieweil ein Mitburger von mir, der Walchweiler von Zug, dieses Werd vor etwan dreyßig Jahren gekauft und zur Papiererey eingerichtet hatte (215). Wir gingen aber auch bis hinab zum Wasser, da an der Seite gegenüber das Schützenhaus am Platz steht (216), und setzten uns allda ein wenig auswendig der Mauer unter dem langen Rebdach, das uns vor der Sonnenhitze gar lieblich schirmte (217). Und zeigte mir da Junker Röust den Ort ungefahrlich, oberhalb dieses Werds, wo, an der Mordnacht, Rudi Bachs, der Fischer, einen Grafen von Toggenburg, der auch unter den Verschwornen war, nebst seinen Gefährten und Dienern, da er sie die Limmat hinabführen sollte, dieweil er aus ihren Reden merkte, daß sie an der Stadt untreu wären, sammt dem Schiff umwarf, also daß sie ertranken. Es ist auch an dem Ort, allda sie ans Land gezogen, oder etliche bestattet worden, unten an des Klosters Mauer am Spitz, da wo ein Arm der Sil in die Limmat ausläuft, und der Grendel ist, der von unten die Stadt beschließt (218), ein Bild- oder Kapellhäuslein erbauen (219).

Nachdem wir jetzt eine Weile dem Hin- und Herlaufen des Volkes ennert dem Wasser, dem Getümmel von den Schützen auf der Zihlstatt und von der Menge der Zuschauenden zugesehen, auch das unablässige Knallen der Büchsen gehört, hatte ich dessen fast genug, bat deßnahen meine Begl.iter, umzukehren,

auf daß wir noch zu rechter Zeit zum Imbiß kämen, dieweil es allbereit Mittag war. Also gingen wir wieder über den Steg zurück in die mehrere Stadt (220), und dann die erste Gasse rechts hinab an die Aa (221), neben welcher wir nun unsern Weg aufwärts nahmen. Bald waren wir wiederum an der Schwendengasse bey dem Hause am untern Egg derselben, darin, wie schon vernommen, der Ritter und Burgermeister Conrad Schwend gewohnt hatte. Dessen Sohn, Johannes Schwend, ein Kaplan zur Probstey und Conventherr zu den Einsiedeln, erzählte mir der Werdmüller, habe einen Theil seines verlassenen Gutes geordnet, daß jährlich zu den vier Fronfasten zween Mütt Kernen und ein Malter Haber an Brot den dürftigen Leuten gespendet werde, und daß sie dasselbe hier in diesem Hause abholen müssen (222). An dem obern Mühlensteg vorbey, worauf sechs Mühlen, und neben welchem der Wolfbach in die Aa fleußt, kamen wir alsdann zu der Gerwer Zunfthaus am kleinen Spitalgäßlein; ist ein altes Gebäu, dessen Vordertheil, worin die Zunftstuben, ganz von Holz, ein Ueberbau über die Straße ist 223). Nächst demselben läuft die weite Spitalgasse aus, in deren Mitte das Wirthshaus „zur Rosen" (224), und ihm vorüber die vormalige Zunftstube der Müller (225), neben welcher abermals ein alter Thurm steht, welcher der Glentner Thurm (226) heißt, weil er, wie Röust uns berichtete, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Eigenthum des reichen und berühmten Burgermeisters Jakob Glentners war, der zwar nicht in demselben, sondern weiter unten im Niederdorf, gläublich an der Schwendengasse, wohnte. „In späterer Zeit, setzte Röust hinzu,

Am Rank.

Die Rosengasse.

saß dann einer der Schwenden auch in diesem Thurm, nämlich der Burgermeister Heinrich Schwend, der erstlich neben dem Burgermeister Stüßi, und hernach neben Johannes Schwend diese Würde führte, auch eines der Häupter im Kriege unsrer Stadt mit den Eidgenossen war. Er verkaufte aber nachgehends diesen Thurm und zog an die Schwendengasse, allwo er nebst seinen Söhnen Conrad und Felix Schwend, etwan zehn Jahre wohnte, bis er bey einer Brunst in der mindern Stadt im Jahr 1469 von einem herabfallenden Balchen [Fensterladen] erschlagen worden. Vor dem Hause des Spitalkaplans, bey welchem wir jetzt waren (227), und der uns aus seinem Fenster grüßte, steht mitten in der Aa das niedere Fischerhüttlein. (Ein anderes, das obere genannt, steht oberhalb der Brücke, und beyde, so wie die Fischenzen, gehören der Abtey zu.) Auf dasselbe werden die Missethäter, welche man ertränkt, hinaus geführt, und von da, an Händen und Füßen zusammen geknebelt, herabgeworfen, und so lange unter dem Wasser gehalten, bis sie vom Leben zum Tod gebracht sind (228).

Der letzte Ueberbau, unter welchem wir hindurch gingen, dient dem Hause unten an Stüßi's Hofstatt, „zum gewundenen Schwert" genannt, in welchem im fünfzehnten Jahrhundert der angesehene und wackere Stadtschreiber Conrad von Cham wohnte (229). Das demselben vorüber stehende Egghaus ist die Schützenstuben oder das Haus der Bogenschützen, „zum Schütz" genannt. Und war unten darin vormals der Stadt Münzhaus, jetzt aber der Gerwer Lederhaus, das zuvor oben an dieser Hofstatt war, allwo sie nunmehr ihr Leder feil haben (230). Oben darauf ist eine offene,

freye Laube, aus welcher die Schützen, die sonst auf dem Lindenhof ihren Stand haben, bey schlimmem Wetter über das Wasser in den Tätsch an der Hofhalden schießen, und werden die Bolzen in einem Kästlein wieder herüber geseilet (231). Wenige Schritte davon ist endlich die Metzg, zwischen welcher und dem ins Wasser hinaus gebauten Schind- [Schlacht-] haus der Weg bis an die Brücke führt. Und ist die Metzg eine große, hohe Halle, vorn und hinten mit zwey weiten Bogen versehen, und stehen darin in Reihen die Metzgbänke, die der Stadt Lehen sind, und darauf das Fleisch offentlich muß verkauft werden. Und stehe, sagten sie, dieses Gebäu noch nicht gar hundert Jahr im Wesen, sintemal es im Jahr 1420 vom Rath neu erbauen (232), auch das Richthaus darauf gesetzt (233), und hernach der Metzgerschaft die Metzg mit 30 Bänken (234), das Schindhaus und die Gäden, alles um 100 Pfund jährlichen Zinses als ein ewiges Lehen übergeben worden. Es steht aber die Metzg von drey Seiten frey, und stoßt allein oben, zur vierten Seite, an die untersten Häuser der Marktgasse, mit Namen an das Haus „zum Kiel" genannt, darin der Burgermeister Jakob Schwarzmurer vormals wohnte (235), und vor dessen Gäden jetzt der Räben- [weiße Rüben] Markt gehalten wird (236). Von dem Schindhaus streckt sich längs der Brücke ein schmaler, langer Fürbau, oben mit einer Sommerlaube, unten mit Gäden versehen, gegen dem Rathhause weit in die Straße hinaus (237). Deß ärgerte sich der Werdmüller gewaltig, dieweil er den Platz dunkel mache und die Straße zur Brücke gar enge. „Du hättest Dich noch mehr ärgern können, sprach jetzt Röust,

Die Metzg.

wenn Du hundert Jahr früher gelebt hättest. Denn dazumalen stand ein gar gewaltiges Haus auf diesem Platze, das des Johannes zum Thor, der Herzogen von Oestreich Kammermeisters, Haus war, und so groß, daß zu einer Zeit bis auf neunzehn Haushaltungen darin wohnten (238). Laß uns deßnahen froh seyn, daß dieser Platz heut zu Tage um ein Namhaftes weiter ist, dann zuvor. Und wird wohl auch noch die Zeit kommen, da derselbe ganz wird abgeraumt, auch die Brücke selbst noch breiter wird gebauen werden."

Wir betraten nun wieder die Brücke, da schlug es eben zwölf an der Stadtuhr (239). Deß erschrack ich nicht wenig, bat darum meine Begleiter dringlich, den Imbiß mit mir auf der Herberge zu nehmen, dieweil sie ihn daheim möchten versäumt haben. Sie bedankten sich dessen freundlich, verhießen aber, in kürzester Zeit wieder bey mir zu seyn, mich auch noch in der mindern Stadt herumzuführen. Und begab ich mich nun unverzogenlich zum Schwert, mich durch ein gutes Mahl zu erquicken, denn ich merkte erst jetzt, daß ich durch dieses beständige Herumgehen fast müd und hungrig geworden. Ich traf aber nicht gar viel fremder Gesellen daselbst; denn nicht allein die Schützen waren auf der Zihlstatt geblieben, da ihnen zu der Tag-Uerthen [Gastmahl] Wein, Brot, Käs, Birnen, in Summa Alles geschenkt wurde; sondern es fand auch männiglich auf dem Platz Essen und Trinken zu kaufen, wie in der Stadt, deßgleichen Tanzen und Spielen und alle Kurzweil für das jung lustig Volk; ja sie sagten, es seyen allda sogar Gäden mit köstlichem Silbergeschirr, auch Seiden, Sam-

met und allerley Krämerey. Mir aber war gar lieb, daß es hier ganz stille zuging, dieweil ich nun desto ungestörter alles, was ich diesen Morgen gesehen und wessen ich war berichtet worden, wieder in mir erfrischen und ausführlicher verzeichnen konnte.

II. Wanderung durch die mindere Stadt.

Die Glocke hatte kaum Eins geschlagen, da stellte sich schon Junker Röust und bald nach ihm auch der Werdmüller wieder ein, um nun auch durch die mindere Stadt den Gang mit mir zu thun. Wir verblieben aber noch eine Weile im Wirthshause, schauten da aus dem Fenster auf den großen viereckichten Platz hinab, der vor unsern Augen befindlich und der Kornhausplatz (240) heißt, weil hier, gerade neben der Brücke, das Kornhaus der mindern Stadt steht. Und ist dasselbe ein niederes, aber langes, hölzernes Gebäu, von allen Seiten frey und ganz ans Wasser gesetzt, auf daß die Schiffe mit aller Kommlichkeit aus demselben das Korn einladen können (241). Es stehen auch die Häuser von demselben aufhin bis zur obern Brücke alle ins Wasser hinaus, und wundere ich mich, daß in der mindern Stadt nicht auch eine solche lustige Wühre ist, wie die mehrere hat (242). Nachdem wir jetzt auf den Platz selbst hinunter gegangen waren, gewahrte ich zum ersten des neben dem Wirthshause stehenden, gar alten Thurmes. Von diesem berichtete mich Röust, daß er der Müllner Thurm heiße, dieweil er im dreyzehnten Jahrhundert (denn erst von dieser Zeit an werde seiner in alten Urkunden gedacht) sey von dem reichen und berühmten Ritter Jakob

Der Weinplatz.

Müllner (243) besessen worden, der ihn der Aebtissin übergeben, und sodann von ihr, nach damaliger Gewohnheit, wieder zu Lehen empfangen. Anfänglich sey nur allein der Thurm an der Brücke gestanden, nebst etlichen Gäden daran; erst im Jahr 1270 habe Müllner einen hölzernen Anbau, aus einer großen Stube und Sommerlaube bestehend, in das Wasser hinaus auf Pfähle gesetzt. Der letzte Müllner, welcher diesen Thurm und Haus — das nunmehrige Wirthshaus — besessen, sey des Obigen Urenkel gewesen, nämlich Herr Gottfried Müllner, Ritter und Reichsvogt in Zürich, der Herzogen von Oestreich Hofmeister, auch Landvogt vom Thurgau und Aargau, der auch mit Oestreich vor Sempach gestritten und daselbst erschlagen worden. Nach dessen Ableben sey, noch vor Ablauf des vierzehnten Jahrhunderts, von seinen Kindern Haus und Hofstatt mit dem Thurme verkauft worden, und bald hernach an einen Wirth gelangt (244). Und ist unter diesem Wirthshause gar kommlich ein offener Schärgaden und vor demselben auf der Brücke ein Schleifstein (245).

Rechts im Egg dieses Kornhausplatzes, unten an einem Gäßlein, heißt „Udorfsgasse", zeigten sie mir der Pfister Zunfthaus, genannt „zum Weggen", wie auch der gemahlte Schild am Hause solches darthut (246). Aber dem Müllnerthurm vorüber, an der Gasse, die gegen dem Münsterhof führt, steht wiederum ein hoher alter Thurm sammt angebautem Hause, und hat derselbe zierliche hohe Bogenfenster aus ältester Zeit, ist auch oben mit einem offenen lustigen Estrich versehen (247). „Man heißt ihn gemeinlich nur den rothen Thurm", sagte Röust, konnte mir aber

Der rothe Thurm.

diesen Namen nicht erklären; er wußte nur allein, daß dieser Thurm schon nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts diesen Namen getragen, und daß zuvor ein Ulrich Brun, gläublich Rudolf Brunen, des Ritters und Burgermeisters, Bruder, allda gewohnt habe (248). Und wäre mir doch fast lieb gewesen, dieses Namens halben gründlich berichtet zu werden, dieweil auch anderswo in der Eidgenossenschaft, vornämlich aber in deutschen Landen in den meisten Städten, sogenannte rothe Thürme angetroffen werden (249). Nahe dabey, aber an der andern Seite, ist das Haus, worin die angesehenen Oeri gewohnt haben, als z. E. Peter Oeri, der mit dem Burgermeister Heinrich Meis Anno 1421 zu Kaiser Sigismund auf den Reichstag nach Nürnberg vonwegen des Hussitenkrieges war gesandt worden, und dem auch etliche Jahre zuvor, als, Anno 1415, auf des Kaisers Begehr, die Eidgenossen Herzog Friedrichs von Oestreich Lande im Aargau für sich eingenommen, die niedere Veste zu Baden Namens derselben zu verwahren übergeben war (250).

Die Storchengasse.

Neben dem rothen Thurm ist das Wirthshaus „zum Storchen", dessen Wirthschaft noch viel älter, als die zum rothen Schwert (251). Und liegt dasselbe an der Schmidgasse, die nach dem Münsterhof führt, und ist diese Gasse gar enge, absönderlich vonwegen des Hauses zur Sonne, das fast weit in die Straße hinaus gebaut ist (252). Nächst dabey, aber auf rechter Seite, zeigten sie mir ein gar großes Haus, genannt „am Thor" oder „zum Thor", und habe von daher das adeliche Geschlecht derer „vom Thor" oder „zum Thor" seinen Namen (253). „Mich dünkt doch verwunderlich, redete jetzt der Werdmüller, daß ein

Haus in Mitten der Stadt den Namen am oder zum Thor führt." Worauf ihm der Junker antwortete: „Du würdest aufhören, Dich zu wundern, sollte meine Muthmaßung Grund haben, daß anfänglich die mindere Stadt sich nicht weiter als bis hieher erstreckte, und daß eben hier an dem Haus zur Sonne, welches darum so weit in die Straße hinaus steht, das Thor befindlich gewesen. Alsdann wäre dieses Haus wirklich am Thor gestanden. Und ist einmal gewiß, daß in ältester Zeit die St. Peterskapelle, so wie auch die Abtey benebst dem Münsterhof, außer der eigentlichen Stadt sich befunden, indem beyde im neunten Jahrhundert in Vico Thuregum, das heißt, im Dorf oder Vorstadt zu Zürich befindlich, genannt werden. Willst Du aber dieser Meinung nicht zustimmen, so magst Du annehmen, daß die „zum Thor" vormals nächst beym Thor unserer oder einer andern Stadt gewohnt, darauf hieher gezogen, dieses Haus besessen und nach ihnen benannt haben; wie denn bey uns viele Häuser von dem Geschlecht ihrer Besitzer den Namen führen, und dieses Haus in alten Schriften des Herrn Otten Haus zum Thor heißt" (254). Wir waren wenige Schritte weiter zu einer Gasse gelangt, die links hinab führt, Badergasse genannt, dieweil zu unterst, am Wasser, eine Badstube, und soll sie vormals Gerwergasse geheißen haben. Da rief der Werdmüller: „Sehet, da wohnt unser Burgermeister Herr Matthias Wyß!" und deutete mir auf das obere Egghaus an dieser Gasse gegen dem Münsterhof, das den Namen hat: „zum Mond" (255). „Und ich will Euch hier auch ein Haus zeigen, sprach jetzt Junker Röust, dessen Ihr wohl noch lieber achten

werdet. Wendet Euch rechter Seits, und schauet da im Winkel das linke Egghaus der schmalen Gasse, „zum rothen Mann" genannt. Darin wohnte Hans Waldmann anfänglich mit seinem Weibe" (256).

Der Münsterhof.

Jetzt waren wir auf den Münsterhof gekommen, auf welchem das Münster der Frauenabtey steht, von dem er seinen Namen hat; ist ein ganz ebener, rings-um mit Häusern eingefaßter Platz, der weiteste und schönste in Zürich. Doch kamen mir dabey zwey Dinge fremd vor; für das erste, daß er gar nicht mit Steinen besetzt ist (257), und für das andere, daß auf ihm der Vieh- und Schweinmarkt gehalten wird (258); was ihn, wahrlich! übel entgästet. Links am Eingange des Münsterhofes steht der Zieger- und Gremperschaft Zunfthaus, genannt „zum Kämbelthier", bey der auch Hans Waldmann zünftig war (259). Neben-an ist des Abts zu den Einsiedeln Hof; ist ein hohes, stattliches Gebäu, allernächst an der obern Brücke gelegen, und steht zur andern Seite ganz am Wasser, nach welchem hinaus es eine Sommerlaube hat; ist auch mit mehrern schönen Dachfähnlein geziert, auf welchen wir das Wappen Abts Gerold von der Hohen Sax gar deutlich erkannten (260). „Hier in diesem Hofe, sprach Röust, wohnte Hans Waldmann, als des Abts Ammann, seit dem Jahr 1470, bis er in den Rath gekommen; darum er auch dort im Frauen-münster, wohin er große Vergabungen gethan, sein Begräbniß erwählt hat, welches Ihr hernach auch sehen sollet." Nun machte er mich auch mit den übrigen Häusern bekannt. Zu rechter Seite zeigte er mir das Haus des Ritters und vieljährigen Schultheißen Eberhard Müllners, Sohnssohn des Jakob Müllners,

Ritters, und neben daran das Haus seines Vetters, der auch Eberhard Müllner geheißen, und im Jahr 1362 der Aebtissin Küchenmeister gewesen, wohnt aber jetzt ein Färber darin (261). Zu oberst im Egg steht der Leinweber Zunfthaus, „zur Wage" genannt (262), ihm vorüber, auf Seite der Abtey, der Herren von Beerenberg Haus (263). Dann folgt des Leutpriesters Wohnung, und weiter gegen dem Münster hinab der Frau von Schenis Haus (264); die übrigen sind der Chorherren und Caplanen Pfrundhäuser. Hinten an der Kirche, innert dem Thor der Abtey, steht noch ein großes, steinernes Haus, ist die Schule bey der Abtey (265), wie denn nicht bloß die Stift zur Probstey, sondern auch dieses Stift von Alters her eine Schule und einen Schulmeister hat (266).

Das Frauenmünster.

Nunmehr wandten wir uns zu der Kirche selbst, sie zuvorderst von Außen zu betrachten. Sie ist ein hohes, herrliches Münster, aus Quadern aufgeführt und in Form eines Kreuzes erbaut. Zu beyden Seiten des Chores stehen zwey niedrige Thürme mit Spitzhelmen (267); neben dem vordern ist die Sakristey angebaut, gleichfalls von Quadern; unter derselben ist das Beinhaus (268). Und stellt sich schon auswendig der Chor weit älter dar, als das Schiff der Kirche. Denn es haben die Chorfenster noch runde Bogen; auch sind, wie am Großmünstergebäu, Giebel- und Nebenseiten des Chors unter dem Dache mit dem alten Gesims von kleinen, halb kreisrunden Bogen geziert, das an den Thürmen und selbst an den Armen des Kreuzes noch fortläuft; dagegen die Fenster des Schiffes Spitzbogen haben, mit Schmuck und Füllwerk, auch Glasgemähl (269); wie denn dieses absonderlich am

großen Fenster an der Abendseite ersichtlich ist. Rings um das Schiff geht ein hohes, mehrfach abgedachtes Gestreb [Strebepfeiler]; und ist zwischen jedem Fenster der Nebenseite eins angebracht, welches, obwohl verkleinert, bis zum Dache des Mittelschiffes hinaufsteigt. Am größten und am weitesten vorstehend sind die Gestrebe, welche sowohl den Arm des Kreuzes, als auch von hinten die Abendseite zu beyden Seiten einfassen. Auf meine Frage nun, ob man nicht eigentlich wisse, zu welcher Zeit dieses Münster oder seine Theile seyen erbaut worden, antwortete Junker Röust, wie er oft von den Pflegern der Abtey habe sagen hören, daß nichts Schriftliches hierum gefunden werde. „Dagegen — fuhr er fort — ist der Stiftungsbrief der Abtey selbst noch vorhanden, und ist derselbe von König Ludwig dem Deutschen, dem Sohn Ludwigs des Frommen und Enkel Kaisers Carolus des Großen, im zwanzigsten Jahr seiner Regierung, folglich im Jahr von Christi Geburt 853, gefertigt. Darin vergabt er, sammt noch viel andern Ländereyen und Gefällen, auch seinen Hof Zürich an sein königliches Münster auf demselben Hof erbauen, und übergibt alles seiner Tochter Hildegardis, daß sie daselbst ein Frauenstift aufrichte und ihm als Aebtissin vorstehe. Diese soll hierauf den Bau eines neuen Münsters angefangen haben; welcher Bau aber, nach ihrem frühzeitigen Ableben, durch ihre Schwester Bertha, die ihr in gleicher Würde gefolget, sey vollendet, hernach durch Bischof Gebhard in der Ehre unserer Stadtheiligen, St. Felix und Regula, den eilften Tag Herbstmonats des Jahres 879 geweiht, und auf diesen Tag der Züricher Kilchweihe oder, wie wir sie nennen,

„Unser Herren Tag" angeordnet worden, welcher Tag bis auf jetzt also gefeyert wird. Ist jedoch von diesem ersten Münster kaum eine Spur mehr vorhanden. Es ist aber, fügte er noch hinzu, diese Abtey, außer den von K. Ludwig und seinem Sohn Carolus dem Dicken ihr geschehenen Schenkungen, von spätern Königen und Kaisern mit vielen andern königlichen Rechten und Freyheiten begabet worden, als da sind: eine eigene Dingstatt [Gerichtshof], das Schultheißenamt, der Zoll, die Fischenzen, die Münze, auch Gewicht und Maß zu bestimmen." Als Zeichen des letztgenannten Rechtes, zeigte er mir an der Kirche neben der Thür beym vordern Thurm zween eiserne Kloben in der Mauer, die das Maß des Holzklafters angeben (270). Da erblickte ich zugleich ob dieser Thür unter dem großen Fenster, am Seitenarm des Kreuzes, einen Hirsch in Stein ausgehauen, mit seltsam gewundenen Hörnern, und fragte, was doch dieser Hirsch bedeute (271)? „Wir schämen uns fürwahr, antwortete mir darauf der Werdmüller, Euch das einfältige Mährlein zu erzählen. Als jene beyden Töchter König Ludwigs, Hildegardis und Bertha, auf der Burg Baldern, zwischen dem Albis und Uetliberg — als ob sie je in diesem rauhen, unwirthbaren, öden Forst gewohnt hätten! — zu Nacht, nach ihrer Uebung, vor das Burgthor hinaus gegangen zu beten, seyen sie zu wiederholten Mahlen eines Hirschen ansichtig worden, mit brennenden Kerzen auf den Hörnern, der ihnen bis auf einen gewissen Platz vorangeleuchtet, nämlich auf eben den Platz, da jetzt das Frauenmünster steht; woraus sie endlich gemerkt, daß sie hier ein Gottshaus bauen sollten. Zum Andenken dieser Begebenheit

sey der Hirsch mit den zwo Kerzen auf dem Haupte hier ob der Kirchenthür aufgestellt" (272). „Es ist auch dieser Hirsch, fügte Junker Röust noch bey, seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beynahe von allen Aebtissinnen in ihr Insiegel aufgenommen worden (273), so wichtig scheint ihnen dieses Mährlein gewesen zu seyn." Darauf sprach ich: „Nun denn, liebe Freunde! wenn Euch dasselbe ärgert, so betrachtet diesen Hirschen als das Sinnbild sehnsüchtiger und inbrünstiger Andacht, nach dem Anfange des 41 [42] Psalms: Wie der Hirsch schreyt nach den Wasserbächen, also schreyt meine Seele zu Dir, o Gott!" — „Wohlan, in solcher Bedeutung mag dieser Hirsch unsertwegen noch dreyhundert Jahr und länger hie oben stehen!" riefen jetzt beyde.

Nun begaben wir uns eben durch diese Thür in die Kirche selbst. Das erste, was mir darin in die Augen fiel, waren nächst bey der Thür gegen den vordern Thurm zwey Grabsteine neben einander liegend; der eine hatte keine Inschrift, nur waren zwey Löwen darauf in Stein gehauen; ist der Edlibachen Wappen, sagte Röust (274). Auf dem andern aber las ich die Worte: „Uf den 6. Tag Abrel 1489 ist gericht Hans Waldmann", und in der Mitte waren fünf Tannenbäume, Waldmanns Wappen (275). „Hie liegt also Waldmann begraben!" rief ich aus. Dann standen wir alle drey eine Weile schweigend um sein Grab. Endlich sprach Röust mit einem Seufzer: „Daß doch dieser große Mann, der auch Zürich groß machen wollte, nachdem er aus niedrigem Stande zum Gipfel des höchsten Ansehens sich ganz allein heraufgeschwungen, durch Neid und treulose List ein solch schmächli-

ches Ende nehmen mußte!" Da nahm ich das Wort und sagte: „Liebe Freunde! wenn auch Ihr dereinst zu Ansehen und Würden gelanget, oder einer aus Euch — Ihr vielleicht, Junker Diethelm! — wohl gar auf Waldmanns Burgermeisterstuhl sitzen sollte, suchet dann auch Ihr, wie Waldmann, Euer Zürich groß und herrlich zu machen: aber durch seinen Fall gewitzigt, vergesset niemals der Gerechtigkeit und der Mäßigung!" „Euere Rede, ehrwürdiger Herr! soll an mir nicht verloren seyn!" erwiederte Röust. Mit diesem schritten wir jetzt weiter hinein in die Kirche, deren Inwendiges mir das ungleiche Alter ihrer einzelnen Theile noch unzweifelhafter machte.

Das Schiff der Kirche enthält zwo Abseiten, die vom Mittelschiffe getrennt sind durch zwo Reihen je von sechs Spitzbogen, welche auf fünf achteckigten, hoch aufsteigenden Säulen ruhen. Das zierliche Gewölbe ist durch Gurten in mehrere Felder getheilt, von denen je das zweyte Feld einen Schlußstein hat. Nur an zwey Säulen laufen die Gurten bis ganz hinunter: die übrigen dagegen endigen sich ob den Bogen selbst. Das Schiff ist vom Chor abgesondert durch einen Querbau, der eben das sogenannte Kreuz der Kirche ausmacht, und wiederum von diesem ist der Chor getrennt durch einen Lettner [Emporkirche], welcher frey in den Querbau hinaus steht. Oben ist dieser Lettner mit einem zierlich durchbrochenen Steingeländer (276) eingefaßt, an dessen beyden Ecken eine zart geblätterte Pyramide emporsteigt. Das in drey Felder abgetheilte Gewölbe unter demselben wird gegen das Schiff hinab von drey Spitzbogen getragen, und zwischen jedem derselben ist auf fein und künstlich

gearbeitetem Säulenknaufe ein Heiligenbild aufgestellt (277). Unter diesem Gewölbe stehen, um einige Tritte erhöhet, je zwey Altäre zu jeglicher Seite des mittlern Einganges in den Chor, nämlich auf der einen Seite St. Johann Altar und St. Leodegarii Altar, und auf der andern St. Cosmi und Damiani Altar und St. Fides Altar. Die Schlußsteine am Gewölbe des Querbaues oder Kreuzes haben ein überaus feines, zierliches Blätterwerk, und in dem mittelsten Schlußstein, gerade oben über dem Lettner, ist gar lieblich zu schauen die Krönung der heil. Jungfrau (278). An den Säulenknäufen des halbrunden Chorbogens dagegen ist eine weit rohere Arbeit ersichtlich, mancherley plumpe Thiergestalten vorstellend. Zur linken Seite des Lettners, im mittägigen Arm des Kreuzes, ist oben der vergitterte Chor, wo die Stiftsfrauen ihre kanonischen Stunden halten (279). „Da die Abtey, sagte Röust, indem er auf denselben hindeutete, ein weltliches adeliches Frauenstift ist, so haben die Stiftsfrauen nur allein die Verbindlichkeit, täglich die Chorstunden nach der Regel des heil. Benedikts zu halten; hingegen das Ordenskleid desselben müssen sie nicht annehmen — es sey denn, daß sie gern wollen — sondern dürfen weiße, graue und braune Kleider tragen, auch das Stift wiederum verlassen und zur Ehe schreiten. Nur allein die Aebtissin muß den Schleyer nehmen: es erwählten aber gleichwohl schier alle Frauen denselben, gläublich in der Hoffnung, dereinst Aebtissin zu werden." Werdmüller aber richtete meinen Blick auf die schöne neue Orgel, seit fünf und zwanzig Jahren erst erbauen. „Die Aebtissin, Anna von Hewen, sprach er, dieweil die Abtey nicht minder seyn sollte

im Kirchendienste denn die Probstey, verdingte, nebst ihrem Kapitel, noch in ihrem hohen Alter, im Jahr 1479, dem Orgelmacher ein neu vollständig Orgelwerk zu verfertigen, alles größer und vollkommener noch, als das zu der Probstey; und hat auch Waldmann daran fünfzig rheinische Gulden gegeben" (280). Indem ich jetzt das ganze Schiff der Kirche und den Querbau mit ihren hohen Gewölben noch einmahl betrachtete, welche beyde zusammen eine Länge von 120 bis 130 Schuh ausmachen, und, wie aus der Gleichheit der Gewölbe und des ganzen Baustyls abzunehmen, zu gleicher Zeit sind erbaut worden, sprach ich zu Röust: „Was ist Eure Meinung, lieber Junker? Sollten diese Theile des Münsters nicht etwan um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts erbaut worden seyn?" „Ich achte, daß Ihrs möget wohl getroffen haben", erwiederte derselbe (281).

Hierauf begaben wir uns durch eine Seitenstegen (282) bey dem Dreyfaltigkeitsaltar am neuen Thurm, unter welchem die St. Johanneskapelle (283), in den Chor selbst. Derselbe ist gar einfach und von einer mehr denn ein Jahrhundert ältern Bauart. Sein Gewölb, von gleicher Höhe mit dem Schiff, hat nur vier Gurten, die aus den vier Ecken in der Mitte zu einem einfachen Säulenknopf zusammen laufen. Auch die Chorstühle für die sieben Chorherren und acht Caplane sind gar nicht kunstreich verfertigt; doch ist an den Seitenwänden und am Rücken derselben mancherley Schnitzwerk zu sehen (284). In der Mitte steht der große schöne Fronaltar der h. Märterer St. Felix und Regula, von deren Gebeinen ein Theil auch in diesem Münster aufbewahrt ist. Es sey nämlich bey der

Weihung des ersten Münsters auf den eilften Tag Herbstmonats des Jahres 879, erzählte Röust, der Bischof Gebhard auf Befehl der Aebtissin Bertha, der zweyten Tochter König Ludwigs, mit Kreuz und Fahnen ins Münster der Probstey gegangen, habe daselbst der h. Märterer Grab öffnen, etwas ihrer Gebeine daraus nehmen und ins Frauenmünster tragen lassen, in Begleit unermeßlich vielen Volkes (285). Diese Heilthümer [Reliquien] sind in einem überaus köstlichen, von Kaiser Karl dem Dicken vergabten Sarg eingeschlossen, der auf dem Fronaltar befindlich, und jährlich auf den Mittwoch in der Pfingstwoche in Begleitung der Aebtissin und ihres Capitels, gleichwie die Särge aus dem Münster zur Probstey, auf den Hof getragen wird. Und hatte der Sigrist, der eben den Altar zur Vesper rüstete, auf unser bittliches Ansuchen uns diesen Sarg eigentlich besichtigen lassen. Derselbe ist nämlich von Holz, sein Deckel aber mit lauter, in Form der Ziegel auf einander gelegten, Achatsteinen überzogen. Inwendig dann ist ein kleines übergüldtes Kistlein enthalten, ringsum geziert mit Bildnissen der Heiligen von künstlich getriebener Arbeit; vornen aber sind die Worte zu lesen: „Die Lib diser Helgen bett an!" (286). Demnach gingen wir, neben den zwey Altären, die noch hinter dem Fronaltar an der Mauer (287), vorbey, in die offene Sakristey, allwo auch das Capitel von den Chorherren und Stiftsfrauen gehalten wird, auch die Wahl einer Aebtissin geschieht (288). Der Sigrist, vermeinend, daß wir Lust hätten, auch die hier behaltenen Heilthümer und Altarzierden zu besehen, langte etliche derselben herfür, unter welchen auch war ein Haupt der eilftausend Mägde, welches

Rudolf von Beggenhofen vormals der Abtey geschenkt. Wir säumten uns jedoch nicht daselbst, sondern stiegen aus dem Chor wiederum hinab in das Schiff der Kirche, und wendeten uns nunmehr links gegen U. Frauenkapelle, auch der h. Drey Könige Kapell genannt, unter dem hintern Thurm (289). Vor derselben stehen zwey alte steinerne Gräber oder Särge, etliche Schuh über dem Boden erhöhet, auf steinernen Säulen. Und sagte mir Röust, daß diese Gräber die Gebeine der beyden ersten Aebtissinnen dieses Stiftes, der königlichen Schwestern Hildegard und Bertha, einschließen (290).

Der Kreuzgang.

Alsdann begaben wir uns aus der Kirche in die anstoßende, gar alte St. Niklauskapelle (291), und aus derselben in den Kreuz- oder Umgang, allwo, gerade vor der Kapelle, der Freyherr Albrecht von Busnang begraben ligt, der im Kriege der Eidgenossen wider Zürich für die Stadt stritt, und in der Schlacht an der Sihl, in der Kapelle zu St. Jakob, hinter dem Altar, war erschlagen worden. Und ist dieser Kreuzgang zu jeglicher Seite bey 70 Schuh lang, hat gegen das innere Viereck oder Kreuzgärtlein große Rundbogen, zwischen welchen jedesmal drey kleinere, die von gar niedrigen Pfeilern getragen werden. Die Durchgänge in das Viereck sind gar schmal und mit wenigen Verzierungen; die Eckpfeiler sonderbar dick und roh, wie auch einige Steinbilder daran ausgehauen, die wir jetzt eigentlicher besahen. Nämlich an einem Pfeiler sieht man, zwischen zwey Männern, wovon einer eine Ruthe, der andere einen Knüttel [Keule] in der Hand hat, zwey Personen mit entblößtem Oberleib an einen Pfahl gebunden; über ihnen ein Thurm, darin zwey Köpfe, ein Manns- und ein

Frauenkopf, mit der Schrift „St. Felix, St. Regula" darunter, die Gefangenschaft und Marterung dieser Heiligen vorstellend (292). An einem andern Pfeiler sieht man einen König mit dem Zepter da sitzend, und empfängt aus seiner Hand eine vor ihm kniende Frau in langen Haarzöpfen einen Brief; soll gläublich andeuten, wie König Ludwig seiner Tochter Hildegard den Stiftungsbrief des Münsters übergibt. Weiterhin ist abermals ein König auf seinem Stuhl abgebildet, vor ihm auch wiederum eine kniende Frau, und hinter derselben ein sich verneigender alter Mann. Ob dem Könige steht der Name: Carolus Imperator, ob der Frauensperson der Name Berchta, und ob dem Alten: Geroldus. An einem dritten Pfeiler sieht man St. Fides, und kniet vor ihr eine Nonne, mit der Beyschrift: Mechtildis Abbatissa. „Wird wohl andeuten, sagte Röust, daß diese Aebtissin den Kreuzgang erbauen habe" (293). Darauf sprach ich: „Mich will dieser Kreuzgang viel älter noch bedünken zu seyn, denn der zur Probstey; sintemal er noch um vieles roher und die wenigen Bogenverzierungen einfacher. Zum mindesten aber muß er gar viel älter seyn, als das Schiff der Kirche. Denn sehet hier nur — daß ich von der gänzlich verschiedenen Bauart schweige — an der Kirchenmauer zwischen den spitzigen Wandbogen die Ansätze, auf welche die Bogen zum Gewölbe des neuen Kreuzganges sollten gestellt werden (294). Und wäre das ein herrlicher Umgang geworden, wie einer fürstlichen Abtey geziemte; aber er kam, scheint mir, nicht zur Ausführung." „Und wird auch nimmermehr dazu kommen!" rief der Werdmüller. Es mangelte schon dazumal an Geld, und mangelt seither

immer spürbarer daran." Auch die Wände des Kreuzganges auf den Seiten des Klosters, da die Zellen der Stiftsfrauen, sind verziert mit einer fortlaufenden Reihe von einfachen, nur wenig aus der Mauer hervortretenden Bogenstellungen, zwischen welchen meistentheils ein Kopf angebracht ist (295). Der Haupteingang aber macht gleichsam ein eigenes, schöner gearbeitetes Gewölb von Rundbogen, mit vier Gurten, die aus den Ecken aufsteigen und oben sich kreuzen.

Die Abtey. Durch denselben kamen wir in den innern, von den Gebäuen der Aebtissin umschlossenen Hof, in dessen Mitte ein Brunnen befindlich. Als wir jetzt in diesem Hofraum zu einer Seitenthür kamen, wo man durch eine lange steinerne Stegen zu den Gemächern der Aebtissin hinansteigt, sagte Junker Röust zu mir: „Ich will Euch zu unsrer gnädigen Frau von Zimmern hinauf führen, wenn's Euch lieb ist, ehrwürdiger Herr! Ihro Gnad ist ganz freundlich, und wird Euch gern ihren Hof zeigen." Da ich aber dieses ablehnte, sprach er: „Nun, Ihr habet auch Recht! Wozu wolltet Ihr doch eine verfallene Herrlichkeit beschauen? (296). Ein gar Anders wäre es, wenn das Stift noch den Glanz, Ansehen und Reichthum hätte, wie in den abgewichenen Jahrhunderten, da die Kaiser einer Aebtissin den Fürstentitel verliehen, Herzoge und Grafen ihre Einkehr in der Abtey nahmen, und ihre Töchter daselbsthin versorgten, da dieselbe im Besitz der größten Erblehen und einträglichsten Güter bis hinein an den Gotthard und bis ins Elsaß hinab war, auch einer Aebtissin die höchsten Regalien und vornehmster Gewalt in unserer Stadt zustanden, also daß auch sie zur Regimentsänderung

unter Brun ihre Einwilligung geben, den Burgern ihre Gerichte und Zünfte nach dieser Neuerung zu besetzen erlauben und den geschwornen Brief bestätigen mußte, alles nach Recht ihres Fürstenamtes. Aber welch ein leeres Schattenbild ist alle diese vormalige Macht und Herrlichkeit geworden, durch des Stiftes eigene, aber auch durch Anderer Schuld! Es haben nämlich unsere Väter gar meisterlich verstanden, die Rechte der Abtey allgemach an sich zu ziehen, und ihr nur noch den Namen und Schein von Freyheit und Selbstherrlichkeit zu lassen." Da ich näher wissen wollte, wie dieses eigentlich zugegangen, fuhr er weiter also fort: „Allererst haben sie die vornehmsten und einträglichsten Gefälle, als den Zoll, den Münzstempel, die Fischenzen u. s. w. durch Pachtung immer völliger in ihre Hand gebracht. Dann, als im Jahr 1340, nach dem Tode der Aebtissin Elisabeth von Matzingen, das Capitel über die Wahl einer neuen Aebtissin zerfallen war, also daß vom einen Theil Frau Fides von Klingen, vom andern aber Frau Beatrix von Wollhusen erwählt worden, und der Streit wohl ein Jahr lang anhielt, ergriff der Rath diesen Anlaß, der Abtey drey Pfleger aus seinem Mittel zu ordnen, welche mittlerweile den ganzen Haushalt der Abtey versehen sollten, und deren Verwaltung hernach die bestätigte Aebtissin Fides gut-heißen mußte. Auf diese Weise legte sich die Stadt ein Aufsehen und eine Kastvogtey über das Stift aus eigener Macht bey, deren dasselbe nachgehends nie mehr ist ledig worden. Darum hielt auch im Kriege der Eidgenossen wider Zürich die Aebtissin von Hewen es heimlich mit jenen, und wünschte ihnen gänzlichen Sieg über die Stadt,

hoffend, daß alsdann die Abtey wieder in ihren ehe-
vorigen freyen und selbstherrlichen Stand eingesetzt
würde. Aber es geschah nicht. Vielmehr dehnt der
Rath seine Gewalt über die Abtey jetzt noch viel wei-
ter aus. Nämlich seit etwan dreyßig Jahren müssen
von der Aebtissin und Capitel die Pfleger auch zu der
Wahl eines Ammanns beygezogen werden, und ist
derselbe gehalten, seine Jahrrechnung nicht allein
vor dem Capitel und den Pflegern, sondern auch in
Beywesen von eigens geordneten Rathsgliedern abzu-
legen. Ja, als vor acht Jahren, bey Absterben der
letzten Aebtissin von Wyßenburg, die Chorfrau von
Geroldsegg der Frau von Zimmern die Wahl streitig
gemacht, hat der Rath sich selbst das Schiedrichter-
amt beygelegt, und die jetzige gnädige Frau als Aeb-
tissin eingesetzt. Es hatte aber auch schon die Aebtissin
Fides, durch Kriegsschaden und Geldschulden gedrängt,
den Kilchensatz zu Horgen und den zu St. Peter ver-
kaufen müssen; item so haben nachgehends etliche
Aebtissinnen dergestalt übel gehauset mit Ueppigkeit
und Wohlleben, daß sie in ihrem Haushalt immer
mehr hinter sich gekommen, und deßnahen, zur Til-
gung ihrer Schulden, ein Besitzthum nach dem andern
hinweg zu geben gedrungen waren. Mittlerweile nun
die andern Frauenklöster bey uns, vornämlich das
Kloster Oetenbach, an Wohlhabenheit, ja an Reich-
thum stets zunehmen, geht dieses fürstliche Stift,
worin neben der Aebtissin kaum noch vier Chorfrauen,
seinem Verfall immer sichtbarer zu, und nimmt mich
groß Wunder, was einst nach zwanzig Jahren aus
demselben wird geworden seyn" (297).

Also verließen wir jetzt den Hof der Aebtissin und traten durch desselben Haupteingang (298) auf den weiten, freyen Platz hinaus vor demselben (299), der die Aussicht hat auf die mehrere Stadt, aus welcher die Wasserkirche und das Münster der Probstey im hellesten Sonnenglanze zu uns herüber leuchtete, von dessen Chorthürmlein es anfing, den Chorherren in die Vesper zu läuten (300), und dem nun auch das Geläute der Abtey alsogleich nachfolgte. Anstatt aber wieder nach dem Münsterhof zu kehren, nahmen wir unsern Weg rechts nach dem Kratz, also heißt nämlich das obere Ende der mindern Stadt. Gegen diese Seite hin befindet sich der äußere Hofraum der Abtey, zwischen der Aebtissin Wohnung und dem Früchtehaus derselben (301), und ist derselbe durch eine hohe Mauer, die von einem Haus zum andern reicht, und mit einem großen Thor beschlossen (302). Von da läuft noch ein kurzes, schmales Gäßlein bis an die Ringmauer, welche die Stadt gegen den See verschließt, heißt „im goldenen Winkel" (303). Hier ist der Abtey Pfisterhaus am Ort (304), dann folgen etliche Kaplaney-Pfrundhäuser, zu hinterst aber des Steinmars Haus, also genannt, weil es vormals dem reichen Johannes Steinmar von Sulzau, der Aebtissin Schreiber, zugehörte, welcher sammt seinem Eheweibe den H. Dreyfaltigkeitsaltar im Frauenmünster stiftete (305). Auf der andern Seite ist das „große Haus", also genannt, weil es bey neun Gemächern enthält, heißt auch „das Sakramenthaus", weil es der Bruderschaft des Altarsakraments der Abtey zudient; und wohnt auch ein Kaplan darin (306), und ist auch bey demselben Haus ein nicht kleiner Rebgarten an der Ringmauer beym

Der Kratz.

See. Nachdem wir jetzt durch die lange Kappelergasse geschritten, betrachteten wir noch den Kappelerhof, von welchem sie den Namen führt. Und liegt dieses Amthaus des Gottshauses Kappel zu hinterst an der Gasse an der Stadt Ringmauer gegen den Graben, ja gleichsam in Mitte derselben, ist ein großes, steinernes Gebäu, mit einer Kapelle voran, zu der ein gedeckter Gang hinüber führt (307). Alsdann öffnete uns Junker Röust das allernächst dabey befindliche Thürlein in der Klostermauer, welche vom Früchtehaus der Abtey bis an die Ringmauer fortläuft, also daß wir durch den schönen Baumgarten der Aebtissin (308), an der Stadtmauer und bey der Aebtissin Thurm vorbey, wandelten und dann beym Wollishofer Thürlein (309) wieder heraus traten. Hier ist auch das große Büchsenhaus der Stadt (310).

In Gassen.

Hinter demselben herum gingen wir durch die Straße, welche „in Gassen" heißt (311), neben Junker Felix Oeris Haus (312) und dem Korn- oder Früchtehaus der Stadt (313), gerade nach der St. Peterskirche hinauf. Und steht dieselbe auf einem ansehnlichen Hügel, zu dem wir durch eine lange steinerne Stegen zwischen einem Haus, genannt „zum Zwingolf" (314), und einem andern, das an die Kirche anstößt und „zum Muttenthal" (315) heißt, hinan steigen mußten. Dieses Haus, sagte mir der Werdmüller, habe vormals auch dem Burgermeister Brun und hernach deßselben Sohne, dem Probst Brun, zugehört, nebst dem Garten dahinter, welchen sie den Augustinern verkauft; wann aber und aus was Ursache das Haus den vorangeführten Namen erhalten, darum wußte er nicht Bescheid. Die Kirche sel-

Die St. Peterskirche.

der ist ein altes, einfaches Gebäu, ohne Abseiten, hat auf jeglicher Seite nur vier kleine und schmale rundbogige Fenster, aber einen hohen und dicken Thurm (316), welchem gegen Mittag ein Beinhaus (317), gegen Mitternacht aber die Sakristey angefügt ist. Das Alter derselben wisse man gar nicht eigentlich, sagte Junker Röust, welchen ich darum fragte, sintemal gar keine Nachrichten hierum vorhanden; es möge dasselbe aber gar wohl ins zwölfte Jahrhundert hinaufsteigen. Und däucht mich solches fast gläublich, dieweil der Umstand, daß der Thurm den Chor in sich enthält (318), dann aber auch die Auszierungen der Chorfenster (319), ein hohes Alterthum andeuten. „Im Uebrigen, fuhr Röust fort, wird sogar schon in der Urkund vom Jahr 857 einer dem Münster zugehörigen St. Peterskapell im Dorf oder Flecken (villa) Zürich gedacht, welche König Ludwig dem Priester seiner Tochter Hildgard, der Geroldus hieß, nebst allen ihren Einkünften an Zehnten und andern Gefällen geschenkt, mit dem Beding, daß solche nach desselben Ableben wieder an das Münster der Abtey fallen solle (320). Und achte ich diese St. Peterskapelle die älteste Leutkirche der mindern Stadt zu seyn und des linken Limmatgestades bis weit hinab; wie denn auch je die ältesten Kirchen den heiligen Apostelfürsten St. Peter und Paul gewidmet sind." „Aber sie heißt ja in jener alten Schrift nur eine Kapelle", wandte der Werdmüller ein. „Das mag uns nicht irren, entgegnete ihm Röust; denn auch die beyden andern, in jener Vergabung benannten Kirchen, deren Güter dem Geroldus gleichfalls zudienen sollten, nämlich die zu Bürglen und die zu Silenen im Land Uri, werden gleich-

falls Kapellen genannt, und sind doch gewiß damaliger Zeit schon Leutkirchen gewesen. Auch findet sich in den Jahrzeitbüchern der Probstey und der Abtey ein Heinrich von Tengen verzeichnet, der Anno 871, also kaum zwanzig Jahre nach jener Vergabung, verstorben, und der schon Leutpriester der Kirche zu St. Peter genannt wird. Item so hatte schon im zehnten Jahrhundert die Kirche St. Felix und Regula zu der Probstey und die zu St. Peter an Einem und demselben Orte Zehnten, welche dann, als sich im Jahr 944 darüber ein Span erhoben, von sieben der Vornehmsten aus jeder der beyden Parochien oder Kilchhören (wie es in der ausgestellten Urkunde ausdrücklich heißt) von einander ausgescheiden worden. Endlich mag auch der Umstand dafür zeugen, daß von den ältesten Zeiten her die ganze Kilchhöre zu St. Peter ihren Leutpriester erwählt hat, wiewohl der Aebtissin der Kirchensatz [das Patronatsrecht] zuständig war (321). Und dieweil die St. Peterskirche mit ihrem Hof oder Meyerhof [Curtis] dem Frauenmünster zugehörte, so ist auch der Leutpriester zu St. Peter anfänglich einer der sieben Chorherren der Abtey gewesen bis ins Jahr 1345 (322), in welchem Jahr die Aebtissin Fides den Kirchensatz dieser Leutkirche dem Burgermeister Brun für 211 Mark Silber verkauft hat; von welcher Zeit an St. Peter von der Abtey ganz und gar getrennt ist. Daß aber ein Jahr nach Bruns Ableben seine Kinder diesen Kirchensatz wieder um 3200 Gulden an den Spital verkauft haben (323), und zuletzt im Jahr 1378 die Kirche dem Spital durch den heiligen Vater ganz inkorporirt worden, hab ich Euch schon gemeldet. Als Kilchherr von St. Peter liegt auch Brun

selbst allhie begraben, und will ich Euch seinen Grabstein im Chor weisen." Also gingen wir jetzt in die Kirche hinein. Und zählte ich in derselben, außert St. Peters Fronaltar im Chor, noch fünf Altäre, je zwey zu jeglicher Seite des Chors, und in der Mitte, da man in den Chor hinaufsteigt, den Gräd- [Stufen-] Altar, mit Namen St. Catharina Altar, St. Martins, St. Sebastians, St. Georgen Altar und U L. Frauen Altar zur Ablöse; auch sind an dieser Kirche ein Leutpriester mit zwey Helfern und fünf Kaplane, sammt dem zu St. Gilgen oder Aegidien in Leimbach, angestellt. Nachdem jetzt die Vesper, von den Kaplanen gesungen, zu Ende war, stiegen wir hinauf in den Chor, unter dessen Schwibbogen ein großes Kreuz hangt, als denn die Gewohnheit ist. Und hat dieser Chor ein einfaches Gewölb mit Säulen in den vier Ecken, aus welchen eine Gurte bis in die Mitte aufwärts läuft, da sie ein Schlußstein verbindet. Auch gewahrte ich einen künstlichen steinernen Schneggen, der aus dem Chor in den Thurm hinaufführt (324). Hier besahen wir nun Bruns Grabstein im Boden des Chores, hat sein Wappen und die Umschrift: „Anno Domini MCCCLX. XV. Kalend. Octobris obiit Dominus Rodolfus Brun, Miles, Primus Magister Civium" (325). Der Frühmesser, Herr Bernhard, der noch im Chor verweilte und uns grüßte, wollte uns nun in die Sakristey führen, und der Sigrist gar den hölzernen Palmesel zeigen, mit unsers Herrn Bildniß darauf, der alljährlich am Palmtage auf den Hof gezogen wird (326). Aber ich begehrte dessen nicht, sah auch, daß Junker Röust ein fast spöttisch Gesicht machte. Demnach gaben wir Herrn Bernhard (327)

das Geleit über den Kilchhof auf St. Peters Hofstatt hinab bis zu seinem Hause, welches unten an des Leutpriesters Haus liegt (328).

Das Augustinerkloster.

Von da führte uns ein enges Gäßlein zum Gottshause der Augustiner. „Das ist der Orden — rief Junker Diethelm, sobald wir des Klosters ansichtig worden — der sich bey uns zum Letzten hat eingenistet; und, gleich als wäre es an den Predigern und den Barfüssen oder mindern Brüdern noch nicht genug gewesen, waren der Rath und die Burger gar eifrig, auch noch den Augustiner-Barfüssen Wohnung in unserer Stadt zu geben. Um das Jahr 1270 nämlich erkauften dieselben, mit Erlaubniß des Rathes, allhie zehn Hofstätten nebst einem Baumgarten um 36 Mark Silber, ihr Ordenshaus darauf zu bauen (329). Und waren ihnen neben den Burgern viele große und gewaltige Herren, Fürsten und Grafen, worunter auch der alte Graf Kraft von Toggenburg, hiezu beförderlich. Ja, es berühmen sich die Münche gar großer Gnad und Gutthat, so sie vom Kaiser Rudolf von Habsburg selbst empfangen. Schauet nur die übergüldete Krone (330), womit der Helm ihres Thürmleins geziert ist! Das soll als ein Zeichen gelten, daß ihr Gottshaus ein königliches Gestift sey: werden aber wenig Geschrift darum aufweisen können. Das Mehrste thaten die angesehensten Geschlechter der Stadt, die auch allhie ihr Begräbniß erwählt haben, und deren Namen und Wappen, als Gutthäter des Klosters, im Refektal gemahlt stehen, wie Ihr das selber sehen werdet; denn dieweil Ihr die andern Gottshäuser bey uns habet besichtigen wollen, muß ich Euch auch noch zu den Augustinern führen.“ Und

damit gingen wir durch das Thor abhin (331) ins Kloster. Und ist dasselbe ein altes, weitläufiges, hohes Gebäu, an welchem aber nur der unterste Stock von Stein, alles andere von Holz ist (332). Wir nahmen uns für, zum Ersten die Kirche zu besehen. Das Chor der Kirche, welches vornen durch Ein großes, abgetheiltes, und dann zu beyden Seiten durch drey Fenster seine Helle empfängt, und ein gerades Viereck ausmacht (333), ist auf jeglicher Seite von einer Kapelle eingefaßt. Wir besahen jetzt erstlich diejenige, welche mittagwärts liegt und bis an den Schluß des Chores sich hinauf erstreckt. Es wird dieselbe U. L. Frauen Kapell genannt, und hat ein schönes Gewölb mit zwey Schlußsteinen, deren einer eine zierliche Rose, der andere, gerade ob dem Altar, ein Agnus Dei darstellt (334). Aus ihr kamen wir durch eine Seitenthür in den Chor, der allein den München zudient, nach der Regel ihres Ordens. Er ist fast hoch, und mag bey 90 Schuh lang seyn, hat aber nur eine hölzerne, doch künstliche Decke, in Form eines Gewölbes (335). Darin fanden wir einen Münch, den der Werdmüller kannte und ihn Bruder Heinrich (336) grüßte. Der stand alsogleich aus den Chorstühlen auf, und zeigte uns zwey Grabsteine hier im Chor. Auf dem einen las ich: „Anno Domini 1438 an St. Lukas Tag starb Herr Ulrich Graf von Manderscheid, Protonotarius Apostolikus, zu Zürich, und ist hie zu den Augustinern begraben." Es ist auch des Verstorbenen Wappen darauf zu sehen. Der andere Grabstein hat die Umschrift: „Hie lit Herr Vigoloys der Gradner, der Ritter, dem Gott genedig sy, und starb am Dornstag vor dem Balmtag Anno Do-

mini MCCCCLXVII." Auf demselben sind auch drey Wappen zierlich eingehauen (337). Da mich wunderte, wer dieser Ritter Gradner gewesen, sprach der Münch: „Er war ein steyermärkischer reicher Edelmann, welcher, nebst Bernhard, seinem Bruder, einiger Unruhen und Meuterey wegen, durch Herzog Sigismund von Oestreich von seinen Gütern vertrieben, im Jahr 1459 nach Zürich gekommen und um der Stadt Burgerrecht sich beworben." „Welches ihm auch, setzte Röust nunmehr hinzu, die Stadt allzu bereitwillig war zu geben, nur allein um einen reichen Burger zu gewinnen; daher ihm auch das Beding gemacht worden, daß er, so oft die Burger steuern, all sein besitzendes und noch ansprechiges Gut versteuern müsse. Wir hatten uns aber an diesen Gradnern gar unruhige Burger aufgehalset, als welche die Eidgenossen nicht wenig wider Oestreich aufreizten; wie sie denn auch, als wir das Thurgau überfallen, mit eigens angeworbenem Kriegsvolk zugleich mit den Eidgenossen wider Oestreich auszogen." „Dieser Herr Vigilius — fuhr jetzt der Münch wieder fort, ohne auf Junker Röust's Rede zu achten — war ein Gutthäter unsers Gottshauses, und hat darum auch bey uns wollen sein Begräbniß haben; dagegen Herr Bernhard, sein Bruder, in der Kirche zu Eglisau, welche Stadt und Burgstal die von Zürich ihm zu kaufen gegeben, begraben liegt" (338).

Alsdann führte uns der besagte Münch durch den Schwibbogen, unter welchem in der Mitte auf dem Kanzel ein Altar, dem h. Andreas gewidmet, in das Schiff der Kirche, welches bey 100 Schuh lang und 60 Schuh breit, auch durch zwo Reihen von Bogen,

deren jegliche Reihe auf fünf achteckigten Säulen ruhet, in ein Mittelschiff und zwo Abseiten getheilt ist. Es sind aber diese sechs Bogen zu jeder Seite vollkommene Spitzbogen, und, gleichwie in der Kirche der Barfüsser, also sind auch hier die beyden vordersten gegen dem Chor noch einmal so weit, denn die übrigen. Und erhellet sowohl hieraus, als auch aus der Gestalt ihrer Fenster, welche sämmtlich spitzbogig sind, daß dieses Gottshaus, wie Röust berichtete, unter allen am spätesten ist erbaut worden. Da ich außert vielen Grabsteinen alter vornehmer Geschlechter sonst nichts Merkwürdiges hier gewahrte, gingen wir nun in die St. Jakobskapelle, welche auf der Abendseite des Chores und länger ist, als die andere, ältere Kapelle, daher einen Chorbogen hat, gleichwohl nicht, wie diese, bis ans Ende des Chores reicht. Auswendig wird sie von vier Gestreben [Strebepfeilern] gestützt; inwendig ist sie schön gewölbt und weiset im mittlern Schlußsteine das Bild des h. Jakobus des mindern, an den Pilgermuscheln erkennbar (339). Aus der Kirche begaben wir uns in den alten Kreuzgang (340), und kamen auf seiner Mittagseite durch eine gewaltige Thür in ein gar großes Gemach, hat hohe und breite Kirchenfenster mit Spitzbogen, die, in der Mitte durch einen Pfosten oder Stab getheilt, oben zierlich durchbrochenes Steinwerk haben, auch mit schönem Glasgemähl versehen sind. Das hohe Gewölb wird in der Mitte von einer feinen, runden, steinernen Säule mit einem schön gearbeiteten Knauf getragen; und ist dieses Gemach, so ich es anders recht verstanden, zum Sommer-Refektal für die Münche gewidmet (341). Auch sagte uns der Conventbruder, daß allhie die

Krämer ihre Zunft versammelt, bevor sie ein eigenes Zunfthaus erkauft hatten. Und Röust setzte hinzu, daß hie bey den Augustinern die Freunde Waldmanns seyen zusammen gekommen, vornämlich die Zunftmeister, von denen der Mehrtheil es mit ihm gehalten. Es sind aber beym Eingang ob der Thür dieses mehr als 70 Schuh langen und bey 30 Schuh breiten und 17 Schuh hohen Gemaches gegen zwanzig Wappen der Vorsteher dieses Ordens und Ordenshauses zu sehen, zu beyden Seiten aber die Namen und Wappen der angesehensten Geschlechter hiesiger Stadt, die allhie ihre Begräbde haben, nämlich rechts die der Manessen, der von Wartensee, der Biber, der Schäfli und Oeri, zusammen vierzehn Wappen; links die der Müllner und Stagel, auch wiederum vierzehn Wappen. Rings herum ob den Fenstern steht der 112 [113] Psalm geschrieben, und am obersten Ende des Gemaches ist ein künstlich in die Mauer eingefügtes Kanzel, worauf einer der Münche liest, dieweil die andern essen. Endlich führte uns der Bruder noch in die gemeine Conventstube auf der Abendseite des Kreuzganges, wo auch des Klosters Küche, die ein absönderlich Gebäu ist, das an die Ringmauer stoßt (342). Als wir jetzt wieder in den Kreuzgang kehrten, schlich ein alter Münch neben uns vorbey. „Wer ist dieser Graubart?" fragte der Werdmüller. „Es ist unser alte Prior und Lesemeister, der Henteler, war die Antwort des Conventbruders. „Das ist also der, sagte jetzt Röust leise, von dem mir einst mein Vater erzählt hat, daß er — es mögen zwölf Jahr sinther verflossen seyn — bey der großen Prozeß auf dem Hof eine so scharfe Predigt habe gethan, daß der Rath sechs aus seinem Mit-

tel, darunter beyde Burgermeister, verordnet, mit ihm zu reden, daß er hinfür solche Anzüge, die nur zur Anreizung dienen, meide, und sich dessen fleiße, was Ruhe und Gutes stiften möge." „Und der vor zwanzig Jahren den Ketzer Ritter Richard von Hohenburg (343) zum End begleitete, weil man vermeinte, daß er durch seine Wohlerfahrenheit und Wohlredenheit den Schuldigen zum Eingeständniß seiner Lasterthaten bewegen möchte", fiel der Münch dazwischen, damit Röust nicht weiter fortfahre zu reden, und geleitete uns dann aus dem Kloster durch einen Gang, der hinter der Kirche hinaus auf der Augustiner Kilchhof führt, allwo auch der Haupteingang zur Kirche ist (344).

Die Augustinergasse.

Als wir jetzt zum Kilchhofthor hinaus waren, wollte der Werdmüller uns bereden, alsogleich die steile Gasse hinan zu steigen bis zu der Metzger Zunfthaus, genannt zum Widder (345), und von da durch den ganzen Rennweg hinaus zu gehen. Allein Junker Röust war andern Sinnes. „Dieweil doch im Rennweg nicht sonderlich viel Sehenswerthes, sprach er, mag es ersprießlicher seyn, daß wir uns jetzt auf den Graben vor dem Thor und bis nach St. Stephan begeben, allwo man die ganze Gegne um die mindere Stadt überschaut, und alsdann durch das Rennwegthor wieder in die Stadt kehren." Dieser Vorschlag gefiel uns, und gingen wir demnach die Gasse bey den Augustinern hinab, an welcher Röust abermals ein Beginenhaus, genannt „das Haus der Schwestern von Ast" (346), uns zeigte, und kamen dann durch Ketzisthürli (347) hinaus auf den Graben. Es ist aber dieser Graben ein gar lustlicher Ort zum spazieren,

durchweg mit hohen schattichten Nußbäumen besetzt, von denen, gleichwie auf dem Graben der mehrern Stadt, die Nussen der Wasserkirche zum Oel für die Lichter zudienen. Dann bestiegen wir die nahe Anhöhe allernächst beym Thalacker, allwo rechter Seits gegen die Stadt eine kleine alte Kapell steht, St. Anna-Kilchen genannt, und nebenan das Haus des Pfrundherren zu St. Anna, welcher ein Chorherr der Abtey Frauenmünster, da die Kapell diesem Gottshaus zuständig ist (348). Links dagegen, also daß nur die Straße beyde Kirchen scheidet, liegt die St. Stephans-kirche, ist ein klein alt Kirchlein mit einem gemauerten Thurm (349). Auch diese war, wie die erste, verschlossen, dieweil sie nur selten gebraucht werden, und wollte ich sie auch nicht öffnen lassen.

St. Anna.

St. Stephan.

Und sagte jetzt der Werdmüller, daß er beständig gehört, daß dieses vor Zeiten die älteste Leutkirche in Zürich sey gewesen. Aber Röust meinte, daß man hierum keine sichere Anzeige habe, deßnahen man auch nicht mit Grund darthun könne, daß sie älter sey, denn St. Peters Kapelle (350). Das aber sey gewiß, daß ihre Stiftung ins graue Alterthum hinauf reiche, worauf auch ihr Name schon hinweise, dieweil die dem h. Stephan gewidmeten Kirchen ohne Widerrede zu den ältesten des Landes gehören. Was aber Einige ausgeben, daß sie der Pfalz auf dem Hof gedient habe, sey gar nicht, dieweil auf dem Hof selbst eine eigene Schloßkapelle gestanden, die Hof- oder Pfalzkirche aber eine ganz andere gewesen: Sondern es habe St. Stephanskirche von je Zeiten her an die Abtey gehört, welche auch beständig einen Kilchherr dahin gesetzt, wie gar viele alte Urkunden ausweisen. „In diesem

Kirchlein, fuhr Rüst weiter fort, haben auch zur Zeit des Bannes, in welchen Kaiser Friedrich und seine Anhänger, folglich auch unsere Stadt, war im Jahr 1248 vom Pabst gethan worden, die Münche von Cappel, da sie in ihrem Kloster nicht mehr sicher zu seyn vermeinten, und daher nach Zürich geflohen, auf Erlauben des Pabstes Innozenz IV., ihren Gottesdienst verrichtet. Dagegen ist dasselbe Kirchlein im Jahr 1443 im Kriege der Eidgenossen wider Zürich von den Feinden gar übel geschädigt, ja großentheils verbrannt worden, weil die Züricher von diesem Thurm herab den Eidgenossen vielen Schimpf und Schaden zugefügt hatten. Es liegen auch hier unten auf dem Kilchhof — fuhr jetzt der Werdmüller fort — die siebenzig Mann Züricher, welche bey Tätweil in unserer Stadt Nöthen sind am St. Stephanstage des Jahres 1351 umgekommen (351); von da her auch, zum Dank für den daselbst wider die Oestreicher erfochtenen Sieg, alljährlich auf Montag nach Pfingsten eine Kreuzfahrt von unserer Stadt nach den Einsiedeln angestellt wird, deren aus jedem Haus eine erwachsene Mannsperson beywohnen muß, nebst vier und zwanzig Priestern, nämlich zwölf von der Probstey, vier von der Abtey, zwey von St. Peter und zwey von jedem der drey Orden, in Begleit von zwey Rathsherren, auf daß alles ordentlich auf derselben zugehe."

Der Thalacker.

Mit diesen Worten führte mich der Werdmüller auf den Platz neben der Kirche und dem Beinhaus (352), der schönen Aussicht mich zu ergötzen. Da lag denn uns zu Füßen der alte St. Stephans Kilchhof, der jetzund eine Matte (353); weiterhin der ansehnliche

Thalacker (354), welchen der Ritter Jakob Müllner vormals als Reichslehen von denen ab Schnabelburg besaß; zur Linken waren die äußern Bleichen bis an den See stoßend (355), rechts die Sil und ihre Gegne bis hinab nach Wiedinkon, und vor uns der hohe und rauhe Uetliberg. „Wir können von hier aus füglich den ältesten Bann der Stadt auf dieser Seite und seine Marchen überschauen, nahm jetzt Röust das Wort. Sehet Ihr dort links auf dem Ried am See die kleine Kapelle, „zu den h. drey Königen" genannt (356); sie stoßt an die Straße nach dem Albis, wo Ihr hergekommen seyd. Und achte ich dieser Kapelle auch darum, weil, im Kriege der Eidgenossen wider unsere Stadt, an St. Othmars Abend im Jahr 1440 zwischen dem Comthur zu Wädisweil, Graf Hugo, Namens derer von Schwyz, und zwischen dem Freyherr Hans von Hewen, Namens derer von Zürich, gerade bey dieser Kapelle ein Waffenstillstand geschlossen worden, welchem dann gleich darauf der erste Friede folgte. Wäre er doch nicht wieder gebrochen worden! Nun an der Mauer dieses Kilchleins steht die erste steinerne Kreuzmarche; und geht die Marchscheide von da auf den Bühel, dort bey der Brentschenken Haus (357), und dann über die Sil bis hinab an die Kilchhofmauer des Siechenhauses, wo der dritte Kreuzstein aufgerichtet ist (358). Und ist das eine gar alte Stiftung, fuhr er fort, dieses Haus der Sondersiechen an der Sil mit der angebauten Kapell, St. Jakobus dem Mindern geweiht, dessen Bild auch an der Mauer dort unter jenem Dächlein an der Vorderseite des Chors steht (359). Bey dieser Kapelle geschah dann die blutige Schlacht, da die Eidgenossen über Zürich sieg-

ten, und, neben andern edeln Zürichern, auch der Burgermeister Stüßi auf der Silbrücke umkam."

Seldnau.

Während deß Junker Röust also sprach, waren aber meine Augen auf das Kloster gerichtet, das, nur einen starken Büchsenschuß von St. Stephan entfernt, rings umgeben von baumreichen Matten, sich an einen sanften Rebhügel lehnte. „Was ist doch das für ein anmuthiges Klösterlein, das da in gerader Richte vor uns liegt?" fragte ich darum denselben. „Das will ich Euch gern sagen, antwortete er. Es ist das Gottshaus der Frauen am Seldnau, im Jahr 1256 gestiftet (360). Gleichwie um jene Zeit die sogenannten Schwestern von Konstanz herkamen, und die St. Verena Sammlung in Brunngassen errichteten, also kamen in gemeldtem Jahr auch die Schwestern von Neukilch (Sorores de nova ecclesia), wie sie sich hießen, zu uns, und erbauten, da ihnen Frau Adelheid, Rudolfs des Edeln von Küßnach Ehewirthin, einen Weingarten geschenkt, und Heinrich, der Leutpriester zu St. Peter, einen Acker abgetreten, auf demselben ein Kloster, hießen den Ort Seldenau, ist so viel als glückliche, selige, wonnige Aue (361), nahmen den Orden von Citelis [Cisterzienser- oder Bernhardinerorden] an, und erhielten reichlich Vergabungen, absönderlich von den Edeln von Basserstorf, also daß sie bald zu treffenlichem Vermögen kämen, welches sie auch durch ordentliches Haushalten aufrecht erhielten, unerachtet sie in den Kriegsläufen von Zeit zu Zeit, und mit Namen im Kriege der Eidgenossen wider Zürich, da die Berner in ihrem Kloster lagen, gar hart mitgenommen worden. Es leben allda unter einer Aebtissin drey und zwanzig Frauen still und ehr-

barlich, also daß sie neben dem Gottesdienste ihre ansehnliche Wirthschaft besorgen; wie sie denn auch, neben dem ganzen Thalacker, der ihnen zugehört, und etlichen Hofstätten [Lehenhöfen], noch bey fünfzehn Juchart der besten Wiesen, die sämmtlich nahe bey der Stadt liegen und nicht in die Höfe dienen, auch sechs und zwanzig Juchart Reben besitzen, dazu schöne Hölzer am Albis, auf Baldern und Manegg, allwo ihnen der abgegangene Burgstal der Manessen gleichfalls zuständig ist." „Mir scheint, sprach ich deß ganz verwundert, daß Euch dieses Gottshaus und sein Bestand vor andern aus wohl bekannt ist." „Das wird Euch nicht mehr fremd vorkommen, erwiederte der Junker, sobald ich Euch sage, daß gerade dieser Zeit mein Vater einer von den Pflegern dieses Gottshauses ist." Mir gefiel aber der Name dieses Ortes gar überaus, und, mittlerweilen ich auf das stille Klösterlein, welches schon allbereits im Abendschatten lag, noch einen letzten Blick warf, konnt' ich nicht umhin, auszurufen: „Möge doch Euch frommen Schwestern allen, oder den mehresten aus Euch, Euer Gottshaus in Wahrheit so eine selige Aue seyn!"

An der Sil. Alsdann wandten wir uns wiederum der Stadt zu, und kamen neben Peter Füßlin's Gießhaus (362) hinab, unfern dem Wirthshaus zum Ochsen (363), und der dem Gottshaus zum Frauenmünster zuständigen Mühle, „zum Stein" genannt (364), in die Straße, die von der Sil hereinführt, und zu der Stadt Ziegelhof (365), der allernächst vor dem Rennwegthor liegt. Auf dem freyen Platz vor diesem Thor, wo — wie mir der Werdmüller sagte — alle Jahr unter freyem Himmel die Burger den Hirtendienst auf ihrer Stadt-Allmend

an der Limmat, das **Hard** genannt, vormals verliehen (366), hielten wir abermals ein wenig still, weil man hier den ganzen Stadtgraben sieht bis hinauf zu dem obersten Thurm der Ringmauer und bis an den Spitz (367). Es endet aber am Thor der Graben, und läuft dann gegen der Büchsenschützen Haus und dem Schießplatze ein schmaler, mit einer Trülle (368) versehener Weg hinab zu den Mühlen, mit Namen zu der obern Werdmühle und zu der niedern, welche der Frauen an Oetenbach Mühle ist, und zu unterst liegt, unfern dem letzten Thurm an der Stadt Ringmauer (369). Auf diese Mühle deutete jetzt der Werdmüller und sprach zu mir: „Sehet, ehrwürdiger Herr! da unten wohne ich, dieweil mein Vater die Mühle von den Frauen zu Lehen hat, gleichwie schon mein Großvater, der Ott Werdmüller, der im Krieg der Eidgenossen wider uns, als sie ihm die Mühle angezündet, mit sieben und zwanzig Mann also tapfer aus dem gemauerten Stocke daselbst gegen die Feinde gefochten, daß der Sturm auf die Stadt gänzlich abgeschlagen worden" (370).

Die Werdmühle.

Durch schon gemeldtes Rennwegthor (371) betraten wir nun wiederum die Stadt, und die gar lange und breite Straße, die eben **der Rennweg** heißt, und in welche der Thurm zu St. Peter gar freundlich herein schaut; und stehen zu der einen Seite die Häuser hoch ob der Straße an einem Rain, der bis an den Lindenhof hinauf steigt. Auf meine Frage: woher wohl der Name dieser Straße rühren möge? sagte der Werdmüller: er habe gehört, daß allhie die Turniere oder Rennspiele von den Rittern, den Dienstleuten des Kaisers, der auf der nahen Pfalz herbergte, seyen

Der Rennweg.

gehalten und darum die Straße also benannt worden. Aber Junker Röust schüttelte zu dieser Erklärung den Kopf, und war nicht geneigt, ihr beyzutreten. Er meinte, wenn auch vor Zeiten zu Zürich Turnierspiele seyen angestellt worden, was aber Einigen noch zweifelhaft scheine (372), so besage das Turnierbuch ausdrücklich, daß solches an der Limmat geschehen, von welchem Flusse diese Straße doch merklich entfernt sey. Ihn wolle daher eher bedünken, daß die Gestalt und Beschaffenheit der Straße selber zu diesem Namen habe den Anlaß gegeben, wie man denn auch anderwärts diesen Namen finde, wo doch nie solche Rennspiele geübt worden (373). „Ich will aber, fuhr er fort, Euch etwas anderes erzählen, diesen Rennweg betreffend, das unserer Stadt zu Zierd und Nutzen dient: ich meine, daß hier der erste Röhrenbrunnen vor mehr denn siebenzig Jahren ist errichtet worden. Nämlich im Jahr 1429 meldete sich bey uns ein fremder Meister, der erbot sich, daß er einen Brunnen von der Limmat auf hier in die mindere Stadt führen wolle. Denn zuvor hatten wir nur Sodbrunnen (374). Aber der Rath nahm sein Erbieten nicht an, sondern gebot, daß man am Albisberg Wasser zu einem Brunnen suchen solle, welches am füglichsten in die Stadt möge geleitet werden. Und wurden hiezu drey Burger geordnet, nebst Rudolf Stüßi, der zu solcher Zeit noch Baumeister [Bauherr] war. Denen es auch im folgenden Jahr gelungen, einen solchen Brunnen ins Werk zu richten, also daß derselbe in zwey Stüden mit vier Röhren ging (375). Und gefiel derselbe Brunnen dermaßen wohl, daß auch in die mehrere Stadt

unverweilt Wasser aus dem Seefeld zu solchen Brunnen geleitet worden."

Das Kloster am Oetenbach.

Er zeigte aber nur von weitem auf jenen Brunnen; denn wir gingen nicht völlig den Rennweg herein, sondern wandten uns alsogleich links in eine schmale Gasse, dieweil mir Junker Röust, zu guter Letze, wie er sagte, noch das größte und reichste Kloster der Stadt zeigen wollte, nämlich das der Frauen an Oetenbach. Wir kamen auch, neben der Mauer ihres Baumgartens aufhin (376), gar bald zum Klosterthor (377), und durch dasselbe auf einen geräumigen Hofplatz, worauf mancherley Gebäue, als: Wohnhäuser, Scheuren und Städel, stehen, also daß man gar leicht daraus abnehmen mag, daß diesem Gottshaus eine weitläufige Wirthschaft zustehe (378). Da mir aber der Name dieses Klosters etwas seltsam vorkam, gab mir Junker Diethelm über deßselben Ursprung folgenden Bericht: „Schon Anfangs des dreyzehnten Jahrhunderts haben sich etliche geistliche Schwestern bey Zürich niedergelassen, Willens, am Seefeld, da wo ein Bach, der Oedenbach genannt, in den See ausfließt (379), zu Ehren unsrer l. Frauen ein Kloster zu bauen, und daselbst unter einer Priorin, nach St. Augustins Regel, aber unter der Prediger geistlichen Pflegschaft, zu leben. Dort hatte ihnen der Ritter Burkhard Brühund, aus einem der fürnehmsten Geschlechter von Zürich, seine Hofstatt und Güter geschenkt, auf welchen sie (von 1236 bis 1239) eine Kirche sammt Kilchhof, Gottshaus und aller Zubehörde errichtet, auch bald ansehnliche Vergabungen von den Burgern erhalten, also daß sie immer mehr Grund und Boden umher ankaufen konnten. Von

wegen der Feuchte aber und Ungesunde dasiger Gegend, und vornämlich vonwegen den damaligen wilden Kriegsläufen, da niemand denn innerhalb Mauern und Burgen sicher war, und gläublich auch, weil sie von der Weltgeistlichkeit, mit Namen von dem Stift zur Probstey, der Zehnten und Opfer halben beständig angefochten und an Erweiterung ihres Gottshauses verhindert wurden (380), faßten die Frauen nach etlich und vierzig Jahren den Entschluß, ihr Kloster von diesem Ort weg, und innert der Stadt Umkreis zu ziehen. Hiezu ersahen sie sich den annoch leeren und unbebauten Platz am untern Ende der mindern Stadt gegen der Limmat, der Silbühel genannt. Den erkauften sie um das Jahr 1286 von Rüdger Maneß dem ältern und von den beyden Müllnern, Rittern, Rudolf dem ältern und Rudolf dem jüngern, welche ihn vom Reiche zu Lehen hatten, erbauten da an der Stadt Ringmauer (381) ohne Verzug, in ungefähr sechs Jahren [1286 bis 1292], das gewaltige Kloster, welches Ihr hier vor Augen sehet, legten demselben auch wiederum den Namen des alten Klosters bey, also daß es, wie vormals, das Gottshaus der Frauen am Oedenbach heißt." Jetzt war mir der Name klar, und kam mir zu Sinne, wie auch die Predigernonnen zu Bern, nachdem sie sich, um die gleiche Zeit ungefahrlich [1288], wegen Kriegsunruhen, von der Insel Brunnadern, allwo ihr Kloster gestanden, nach Bern geflüchtet, und allda ein neues Gottshaus erbaut, ihrem neuen Kloster den ehevorigen Namen „auf der St. Michaels Insel" beygelegt hätten (382). „Sie waren aber auch, sprach Röust weiter, eines so geräumigen Klosters benöthigt, die-

weil es die Gewohnheit wurde, nicht nur die Töchter der fürnehmsten Geschlechter dahin zu versorgen, was noch heut bey Tage geschieht, sondern daß selbst adeliche Wittwen, wie Frau Gertrud Marschalk, weiland Ritter Hermanns von Landenberg Ehegemahl, mit ihren beyden Schwestern, allhie das Ordenskleid nahmen. Also geschah es dann, daß zwanzig oder dreyßig Jahr, nachdem die Frauen in die Stadt gezogen waren, ihre Zahl bis auf neunzig und noch höher angewachsen (383). Und werden dieser jetzigen Zeit noch mehr denn vierzig Frauen im Gottshause seyn."

Der Kreuzgang.

Und stiegen wir jetzt hinten an der Kirche einige Tritte hinab in den Kreuzgang (384), welcher der größte und weitläufigste ist, den ich jemals gesehen (385). Und war mir aber darin fast unheimlich, dieweil ich befürchtete, er möchte noch im Beschluß [in der Clausur] einbegriffen seyn. Meine Führer vergewisserten mich aber, daß wir ohne Furcht darin herum wandeln könnten. Auch war alles so still und öd, als wäre keine lebende Seele im Gottshause; denn die Frauen saßen eben beym Nachtmahl, dieweil es schon über fünf war. Es ruht aber dieser Kreuzganz auf ganz einfachen, aber weiten Spitzbogen, deren zwölf auf jeglicher Seite, und ist oben nur mit einer flachen hölzernen Diele versehen, worin etliche Wappen von Städten und Geschlechtern, als: von Zürich, Zug, von Heggenzi, von Hasle und andern mehr, ausgeschnitzt und bemahlt sind (386). Und hat aber der Kreuzgang erst sint etwan fünf und zwanzig Jahren seine dermalige Gestalt. Denn wir lasen ob drey Ausgängen desselben in den Kreuzgarten das Jahr seiner Erbauung. Und lautet die ob dem einen Aus-

gang auf 1470; die ob dem andern auf 1478; die ob dem dritten aber hat eine gedoppelte Schrift, in der Münchs- und in der Layenzahl, und lautet 1485 (387). Eine Thür im Egg des Kreuzganges führt in den Theil des Klosters, da die Priorin wohnt (388). Und da wir dieselbe offen fanden, sagte Werdmüller, daß er sich wohl getraute, ins Sprachhaus [Sprachzimmer] oder gar zur Priorin zu gehen, wiewohl sein Vater vor Kurzem einen Span mit ihr hätte gehabt, der richterlich mußte vertragen werden (389). Aber Röust mahnte ihn ab von solchem Vorhaben, denn es möchte ihm leicht sein Trotz übel erschießen [bekommen]. Darum wandten wir uns auf die andere Seite des Kreuzgangs, besahen im Vorbeygehen das hier befindliche Capitelhaus (390), und traten alsdann durch die Sakristey, oder was immer das für ein Gemach seyn mag, dadurch die Frauen in den Chor wandeln (391), hinaus in den Hof, um das Kloster auch von der Morgenseite anzusehen.

Die Kirche.

Wir begaben uns aber gar bald wieder durch die Sakristey zurück in den Kreuzgang, und aus demselben in die Kirche. Und ist solche gar ein langes und schmales Gebäu ohne Abseiten und mit einer flachen hölzernen Diele. Außerhalb dem Chor stehen drey Altäre, einer in Mitten vor dem Eingang in den Chor unter dem hohen spitzförmigen Chor- oder Scheidbogen, die zween andern rechts und links neben demselben (392). Der Chor selbst, länger noch als das Schiff, aber von gleicher Breite mit demselben, macht ein halbes Fünfeck, hat vorn ein gar großes, zu beyden Seiten vier schmälere, hohe, spitzbogige Fenster, zwischen denen die h. Zwölfboten [Apostel] in mehr

denn Lebensgröße an die Wand gemahlt sind (393). Und sah ich da etwas gar Seltsames, dergleichen ich noch in keiner Kirche gefunden hab, nämlich vorn im Chor, hoch oben in der Mauer, gleich unter der hölzernen Diele, ist eine zwiefache Reihe großer Löcher, worin offene irdene Häfen [Töpfe] eingegraben sind, wie mir die Züricher sagten. Aber auch Röust, der sonst um alle Dinge Bescheid weiß, war nicht im Stande, mir zu sagen, was diese Häfen in der Mauer bedeuten, oder wozu sie möchten gedient haben (394). Im Chor ist der große Fronaltar, vor dem drey Lichter brennen, und ist derselbe in der Ehr unserer l. Frauen errichtet; gleichwie schon das alte Gottshaus und Kirche der hochgelobten Maria geweihet war. Wir besahen auch die Chorstühle der Frauen; ist ein hübsches eichenes Gestühl, welches die Frauen vor nicht länger als acht Jahren haben machen lassen, wie ich denn wirklich auf einem Stuhl die Jahrzahl 1492 eingegraben fand; und soll es bey sechshundert Gulden gekostet haben (395). Und zeigten sie mir allda auch ein steinernes Frauen- [Maria] Bild, von welchem sie erzählten, daß die Nonnen nicht allein fürgeben, sondern auch steif glauben, daß, wie oft man es auch von seinem Gestell anderswohin brächte, und fest in ein Gewahrsam [Schrank] verschlösse, stehe es vor Tagesanbruch wieder an seinem gewohnten Ort. „Wenn aber, setzte Röust lachend hinzu, einmal einer mit Ernst das Bild angriffe, acht' ich, daß es in dieser Probe übel bestehen würde" (396).

Die Kapellen.

Zu beyden Seiten des Chors sind Kapellen, auswendig mit Gestrebe [Strebepfeilern], inwendig mit schönen Gewölben geziert. Die gegen Mitternacht ist

die sogenannte neue Kapelle, und hat in ihrem Gewölbe zwey Schlußsteine, deren einer ein Agnus Dei [Lamm Gottes], der andere einen Salvator [Heiland] mit segnender Hand vorstellt (397). Die andere ist die sogenannte alte oder U. L. Frauen Kapelle, vom Grafen Wernher von Homburg gestiftet (398). Allernächst bey dem in der Mauer angebrachten steinernen Sitze für den Priester, wann er die Fronmesse singt, und seine beyden Leviten, führt aus dem Chor in diese Kapelle eine Thür mit feinen gothischen Verzierungen im Giebelfeld. Die Kapelle selbst (399), in die wir uns jetzt begaben, hat ein sehr schönes, in zwey Felder getheiltes, steinernes Gewölb, dessen Gurten bis gegen die Mitte der Seitenmauern hinab steigen, also daß zwischen denselben hervortretende Spitzbogen dadurch gebildet werden. Die beyden Schlußsteine, worin oben die Gurten zusammen laufen, enthalten zwey fein gearbeitete Köpfe; weiß nicht, ob der eine mit einem Schleyer und einem Kreuz ob demselben das Bild U. L. Frau ist. An den Wänden umher sind runde Schildlein [Medaillons] angemahlt, je vier zu einer Seite, deren jedes eine segnende Hand mit einem Kreuze dahinter zeigt; wird wohl des Klosters Wappen seyn (400). Es hat auch diese Kapelle noch eine gemauerte und mit einer Thür verschlossene Vorhalle, durch welche wir nun hinaus gingen. Und ersah ich erst, da wir jetzt zwischen der Mauer des Klostergartens zur einen und der Kirche zur andern Seite wieder in den weiten Klosterhof zurück schritten, welch ein über die Maßen langes Gebäu diese Klosterkirche ist, da Chor und Schiff in Einer Flucht [geraden Länge]

fortläuft, und sie von Anfang des Chores bis zum hintersten Gestrebe bey 280 Schuh messen mag (401).

Der Lindenhof.

Nachdem wir das Klosterthor wieder hinter uns hatten, führten mich die beyden Züricher neben der äußern Klostermauer links durch ein schmales Gäßlein hinauf zu dem sogenannten Hof oder Lindenhof, mit welchem wir unsere Wanderschaft durch die Stadt beschließen wollten. Und ist dieses ein freyer, lustiger Bühel in Mitten der mindern Stadt an der Limmat gelegen, welcher auf der Seite, wo wir herauf kamen, nach und nach und unmerklich, zu den drey andern Seiten aber gar steil ansteigt, ringsum mit einer hohen Brustwehr umgeben und mit schönen großen Lindenbäumen besetzt, deren ich sechs und sechszig gezählt habe (402). Da fanden wir die Armbrustschützen noch in voller Arbeit, und flogen die Bolzen ab dem Hof unausgesetzt in die hohen hölzernen Tätschhäuslein in des Klosters Matte (403), wie denn der Armbrustschützen ob zweyhundert da sich eingefunden. Und war da auch ein groß Volk beysammen, jung und alt, wovon der eine Theil den Schützen zuschaute, der ander und Mehrtheil aber sich mit Speis und Trank erlustigte an den steinernen und hölzernen Tischen und Scheiben oder Rädlein (404), deren eine Menge im Schatten der Linden aufgerichtet waren, zwischen welchen wir herum wandelten, uns an dieser allgemeinen Fröhlichkeit ergötzend, bis zuletzt auch wir uns an einen Tisch seitwärts setzten, einen fröhlichen Abendtrunk einzunehmen, sintemal wir alle drey von unserm Gange hungrig und durstig, auch nicht wenig müde geworden. Und pries ich diese in allweg erwünschte Gelegenheit der Züricher zu solchen gemeinen [öffent-

lichen] Lustbarkeiten, und fragte, ob allein auf solchen Freyschießen, oder ob auch zu andern Zeiten und öfter, sie sich derselben bedienten?

Solches bejahte Junker Diethelm, und erzählte, wie daß an der Stadt Kirchweihe z. E., nämlich auf St. Felix und Regula Tag, auf welchen in ältester Zeit die Gottshausleute zwischen dem Rhein und der Limmat, um den Albis und selbst aus dem Land Uri, hätten anher kommen müssen, gegenwärtig noch die Leute vom See in Schiffen her kommen, die dann von zwey Rathsgliedern am Gestad empfangen werden, und nach gehaltenem Gottesdienst mit den Burgern auf den Hof ziehen, allwo, unter Aufsehen jener dazu Geordneten des Raths, öffentliche Tänze von männiglich geschähen (405); daß aber auch nicht selten die Burgerschaft hier auf dem Hof zu Mahlzeiten zusammen komme: so, als nach Waldmanns Tode und nach Abschaffung des hörnernen Rathes der Ritter Herr Conrad Schwend Burgermeister geworden, sey demselben am Freytag nach Auffahrt desselben Jahres 1489 eben hier eine öffentliche Schenkung gegeben, dazu die noch anwesenden Boten der Eidgenossen geladen, und alle, Fremde und Heimische, Burger und Außere [Landleute], deren über zweytausend, von gemeiner Stadt wegen frey gehalten worden (406). „Aber auch zu Gottesdienst versammeln wir uns hier je zu Zeiten, fuhr jetzt Röust weiter fort: Nämlich alle Jahr auf den heiligen Palmtag, früh nach der Mette, wird nicht bloß von St. Peter, sondern auch aus der Kirche zur Abtey, das Bild unsers Herrn auf dem Esel, in Begleit aller Kaplane, sowohl derer zu St. Peter, als derer zur Abtey, auch des

Schulmeisters daselbst nebst seinen Schülern, mit Singen und Lesen hieher gezogen und die Palmen aufgestellt (407). Vornämlich ist der Mittwoch in der Fronfasten zu Pfingsten [Pfingstmittwoch] bey uns gar ein hochzitlicher [festlicher] Tag, als an welchem wir in einer großen Prozeß mit allen den vielen und köstlichen Heilthümern [Reliquien], so in den drey Pfarrkirchen und bey den drey Orden sind, mit allen Priestern, geistlich und weltlich, hieher ziehen. Und werden da unsrer Herren St. Felix und Regula Heilthümer in vier großen und vier kleinen Särgen von Rathsgliedern getragen; und zieht zum ersten unsere gnädige Frau sammt den Herren und Frauen des Capitels der Abtey mit ihren Särgen, darnach der Probst und die Chorherren der Stift zur Probstey auch mit ihren Särgen, alsdann die drey Orden in unsrer Stadt, und hierauf die zwölf Zünfte, deren jegliche vier köstliche Kerzen hat, mit Gold wohl vergüldet. Es werden auch vier Gezelte hier aufgerichtet; unter dreyen haben Messe die drey Orden, unter dem vierten aber oder dem Burgergezelt wird ein gesungen Amt gehalten, und vor dem Amt, auf einem Predigtstuhl unter offenem Himmel, von einem der Herren der drey Orden, an welchem Orden dann der Kehr ist, eine köstliche Predigt gethan von dem loblichen Herkommen, Alter, Lob und Ehr unsrer Stadt Zürich; und verzieht sich das bis an den Mittag, alsdann man wieder in gleicher Prozeß hinab zieht, jegliches Capitel und Orden heim an seinen Ort. Und geschehe solches, sagen sie, Gott zu Ehren und unsern Herren den seligen Märterern, auch durch unsrer Stadt Heils und Glücks willen: aber mich bedünkt, daß nur eitel

Gepräng und große Hoffart getrieben wird von Geistlichen und Layen, Weib und Mann, und werden viel unnütze und leichtfertige Reden geführt, mehr denn gebetet" (408).

Die Zürcherinnen.

„Ja, rief jetzt der Werdmüller, ich weiß eine andere Prozeß [Prozession], die unserer Stadt zu gar viel größerm Nutzen erwachsen ist. Freylich eine, nicht mit Kreuz und Heilthümern, sondern mit Wehr und Waffen, da nämlich vor mehr denn zweyhundert Jahren die Weiber der Züricher, in Helm und Panzer gekleidet, hieher auf den Hof gezogen." Da ich nun begierig war, von diesem seltsamen Zug das Nähere zu erfahren, berichtete mich Röust des ganzen Herganges folgendermaßen: „Nachdem Kaiser Rudolf von Habsburg von diesem Leben geschieden, achteten die Städte, Herren und Länder dafür, daß nunmehr der gelegene Zeitpunkt gekommen sey, sich wider die Gewalt Oestreichs Recht zu schaffen. Vor allen trat der Bischof von Konstanz feindlich gegen Kaiser Rudolfen Sohn, den Herzog Albrecht von Oestreich, auf, und verbündete sich auch mit den Zürichern, die jetzt mit gewaffneter Hand die sie umgebenden zahlreichen östreichischen Herrschaften anfielen. Allermeist aber war ihnen die Stadt Winterthur, zwischen hier und Konstanz liegend, ein Anstoß, welche mit standhafter Treu an ihrer Herrschaft Oestreich hielt. Deßhalb sie vor dieselbe zogen und die sich ihnen entgegen stellenden Burger mit großem Verlust in die Stadt zurück trieben. Aber nach wenig Tagen wurden die sorglosen Züricher durch eine Kriegslist des Grafen Hug von Werdenberg, welcher des Herzogs Hauptmann war, vor Winterthur gänzlich geschlagen, und

verloren ob tausend Mann, worunter der angesehensten und treffenlichsten Burger gar viele. Dieses geschah auf den 13 Tag Aprils des Jahres 1292. Mittlerweile war Herzog Albrecht aus seinen Landen mit großem Gefolg an den Rhein gezogen, der Hoffnung, an seines Vaters Statt erwählt zu werden. Aber die Churfürsten erwählten den Herzog Adolf von Nassau zum deutschen Könige am 10 May desselben Jahres. Jetzt begab sich Albrecht, nach fehlgeschlagener Hoffnung, hinauf in die obern Lande, und kam zu Ende Heumonats gen Kyburg und in seine Stadt Winterthur. Und klagten ihm da die Burger, wie harte Drangsal sie von des Herzogs Widersächern leiden müßten, voraus von den Zürichern, deren Gefangene und Gisel [Bürgen] von letzter Schlacht her sie ihm vor Augen stellten, und ihn anfeuerten, vor Zürich zu ziehen, dieweil er diese Stadt mit einem Handstreich leicht gewinnen möchte, als welche nach der erlittenen schweren Niederlage von streitbarer Mannschaft fast entblößt wäre. Dessen war der Herzog gar geneigt, brach eilends mit seinem Volke und dem um Winterthur herum gesessenen Adel auf, und zeigte sich unversehens vor unsrer Stadt. Aber die Züricher waren gar nicht erschrocken, noch wollten sie von einer Uebergabe wissen; besetzten vielmehr ihre Mauern und Thore, die sie sogar unverschlossen ließen. Um aber dem Herzog zu zeigen, daß es ihnen an genugsamem Streitvolk mit nichten fehle, kleideten sich auch der Züricher Weiber und mannbare Töchter alle, nebst den Knaben ob sechszehn Jahren, die dazu stark waren, in Gewehr und Harnisch, besammelten sich auf dem Münsterhof, von da sie durch die obere und nie-

dere Brugg mit Trommen und Schweglen [Pfeifen] und großem Geschrey im Angesicht des Feindes, der von der Höhe auf dem Ried ob der Spanweid, da wo Ihr jetzt untenan das Siechenhaus mit seiner Kapelle erblicket (und deutete mir Röust hiemit auf ein großes Haus mit nebenstehender Kapelle, nidwärts außer der mehrern Stadt, das wir gerade von unserm Tische aus sahen) (409), die ganze Schaar mit eigenen Augen wahrnehmen konnte, hieher auf den Hof zogen und denselben also mit bewehrten Leuten anfüllten. Da nun der Herzog die Stadt mit solch wohlgerüstetem und muthigem Volke besetzt sah, auch auf eine lange Belägerung sich nicht versehen hatte, gab er der Botschaft von Zürich, wie auch anderer Herren und Städte, die zur Sühnung riethen, Gehör, und schloß im Lager auf den 26 Tag Augstmonats mit den Zürichern einen Frieden, welcher dann drey Tage hernach, auf St. Johannes des Täufers Tag, da er enthauptet worden (29 Aug.), zu Winterthur verbriefet ward, wohin der Herzog wiederum kehrte, nachdem er sechs Tage vor Zürich gelegen (410). Und haben also die Weiber und Töchter unsere Stadt erretten helfen."

Die Kleidertrachten.

Und gefiel mir diese That der Frauen von Zürich, worin sich List, Muth und Stärke vereinbarten, gar überaus wohl, und fragte ich den Junker scherzend, ob sie auf den Fall der Noth auch heut bey Tage noch also auf ihre Mütter und Schwestern zählen dürften? Worauf er mir erwiederte, daß er sich wohl getraute, für dieselben zu versprechen, dieweil es ihnen auch jetzo weder an Liebe zu ihrer Vaterstadt, noch an klugen Einfällen gebreche. „Nur möchte derma-

len, setzte der Werdmüller mit Lachen hinzu, der Helm und das Panzerhemd etwas zu schwer für ein manche bedünken, die jetzund nichts denn seidenes Gewand trägt." Und fürwahr, ich mußt' mich bey mir selbst höchlich verwundern, wie die kostbare, üppige, welsche Kleidung sint den Burgunderzügen auch hie in Zürich so merklich hat die Ueberhand gewonnen. Nur noch vor zwölf Jahren, da ich zum letzten hie anwesend war, trugen die Männer noch Zopfen, Käpplin, hohe Baretlin und Filzhütlin; jetzt haben sie das Haar gekräust, Zottet-Hüte, Sturmbaretlin und dicke Straußfederpöschen darauf. Zuvor trugen sie Zwillich, gemein Landtuch und kurze Mäntelin; jetzt haben sie lampartisch Tuch, Röcke und Mäntel lang, mit viel Falten und breiten Gestalten, ja gar seidene Wamms. Und sah ich da auf dem Hof Manche an den Tischen sitzen oder zwischen den Tischen herumgehen, die trugen Leibröcke mit halben weiten Ermeln, Wamms von Schürlitz mit breiten Göllern und breitem Brusttuch, auf den Achseln ausgeschnitten, mit silbernen Knöpfen um und vorab, ganze Fürfüße, getheilt mit Farben, der Länge nach durchnieder verbendlete, weite und weit ausgeschnittene Hemder, weit ausgeschnittene Schuhe ohne und mit Ringgen. Deßgleichen sah ich die Frauen und Töchter gekleidet, wie ich vorher nie gesehen hab. Und trugen die einten groß gefüllte seidene Jnflechten, die andern hochpüische Schouben [Hauben], seidene Halsgöller, Kittel weit aus- und eng angeschnitten mit engen langen Ermeln mit Seiden belegt, vielfaltene Unterröcke getheilter Farben, mit geschnittenen Glenken und breiten Besetzinen von sonderbarer Farbe; etliche prangeten auch

mit gespengleten Gürteln, geknopfeten dicken Seckeln, ungeknöpfeten ausgeschnittenen rothen Schühlein, und mit noch viel anderm, was ich nicht zu benamsen weiß, und was die Metzen aus den Kriegen und fremden Landen heimgebracht haben (411). Und fürcht' ich aber, wie die kostbaren Sitten jetzt haben zugenommen, werden auch mit ihnen zunehmen Ehrgeiz, Gutgeiz, Listigkeit, Untreu, Unglaube, Hoffart, Ueppigkeit, Verachtung, und dagegen immer mehr weichen von uns die alt Einfalt, Treu, Redlichkeit, Demuth, Frommkeit.

Doch, daß ich wieder auf unsere Gespräche komme, so fragte ich meinen Begleiter weiter: „Saget mir, lieber Junker! warum nennet Ihr aber diesen Ort hier den Hof, und nicht den Lindenplatz oder Lindenbühel?" — „Das hat seinen guten Grund, antwortete er, denn hier hatten die deutschen Kaiser vormals ihre Pfalz, ihren Hof und Hofhaltung." — „Ich hätte vermeint, fiel da der Werdmüller ein, Du würdest diesen Namen von des römischen Landvogts Dezius Zeit herleiten, der, nach der Legende von unsern seligen Märterern, allhie seine Burg soll gehabt haben." „Nein, erwiederte Röust; ich lasse Legenden Legenden seyn: Wiewohl mir gar nicht unglaublich, daß die Römer hier mögen ein Castell angelegt haben (412). Aber ich stütze mich lieber auf die Zeit, da wir aus sichern Urkunden zuerst etwas Gewisses von unserer Stadt und ihrem Wesen erfahren; diese Urkunden aber gehen erst mit dem neunten Jahrhundert an." „Nun so saget uns denn, riefen jetzt der Werdmüller und ich als aus Einem Munde, wie Zürich, nach diesen Urkunden, zu Kaiser Caroli oder

doch zu seiner Nachfolger Zeiten eine Gestalt habe gehabt, und welches der Zustand seiner Einwohner möge gewesen seyn!" „Gern will ich das thun, war seine Antwort, aber nicht hinter den Tischen, sondern indem wir die Stadt selbst unter Augen haben; alsdann wird uns alles viel scheinbarer [anschaulicher] werden." Damit stand er auf und zog uns vom Tisch hinweg bis hinan zur Brustwehr auf die Seite gegen der Limmat, ob der Schipfe (413). Und lag da, als wir jetzt in Mitte (414) dieser bey 110 Schuh langen Brustwehr standen, vor uns die ganze mehrere Stadt am Fuße des Zürichberges ausgebreitet; rechts sahen wir auf die beyden Bruggen, die obere und niedere, unter welchen die klare Limmat sanft und tief bey unsern Füßen vorbey floß; weiter hinauf spiegelte sich der See, von den Glarner- und Urnergebirgen gleich wie mit einem Kranz eingefaßt.

Das älteste Zürich.

„Die eigentliche und älteste Stadt, das Castrum Turikum, wie sie in den uralten Schriften heißt, — so hob, nachdem wir eine Weile unser Auge an diesem schönen Gelände geweidet hatten, Röust seine Erzählung nunmehr an — hatte einen gar geringen Umkreis. Sehet, bey der uns gerade vorüber liegenden weiten Spitalergasse, wo der Glentnerthurm sich erhebt, fängt das alte Castrum an (weiter hinab erstreckte sich muthmaßlich dasselbe nicht; ich sage muthmaßlich, denn mit völliger Sicherheit läßt sich von so alter Zeit nichts ausmachen), stieg diese Gasse aufwärts zum Adler und Göldlithurm, wo nach der Sage ein Thor war (415), ging durch die weite Brunngasse, von da neben dem Wolfbach hin bis zum Thurm auf dem Bach (416) außen an dem Rindermarkt; alsdann bey

des Grimmen Thurm hinauf bis zum Escherthurm (417), weiter zu der Manessen, jetzt Schwenden Thurm (418); und von demselben entweder die Schäflin- oder gläublicher die Kilchgasse (419) hinab bis wiederum ans Wasser. Solches erscheint sich auch aus den engen Gassen mit hohen und schmalen Häusern, dergleichen die alten Städte hatten, als welche gerade in diesem Revier der jetzigen Stadt sich befinden; demnach aus den Namen der ob und unterhalb dieses Revieres liegenden Theile, „Oberdorf und Niederdorf", welche dadurch ausdrücklich von der eigentlichen Stadt unterschieden werden. Es zeugen für diese Umgränzung drittens jene benamseten ältesten Ritterthürme, die gleich als Wehrinen an den Enden und Ausgängen der Stadt erbaut wurden (420). Endlich ist auch in dem gar alten pergamentinen Codex, welchen die Chorherren zur Probstey haben, und woraus sie alle Jahr an unser Herren Tag die Geschichte von den seligen Märterern öffentlich in der Kirche lesen, die Weite, in welcher das Castrum von der benannten Märterer Gruft ab liegt, gar genau beschrieben. Es heißt nämlich darin ausdrücklich: „Es ist aber der Ort, da die Heiligen in großer Ehre ruhen, zweyhundert Schritte weit von dem Castrum Zürich"; was völlig eintrifft. Rings um die Stadt lagen anfänglich nur etliche weitläufige königliche Meyerhöfe, oder, wie sie damals hießen, Curtes, die viele Huben (421) in sich begriffen. Nämlich unterhalb lag der Meyerhof Stampfenbach, der sich bis weit in unser heutiges Niederdorf hinauf streckte; oberhalb der Stadt der Meyerhof Stadelhofen, dessen ein Theil auch das jetzige Oberdorf war, bis nahe an die uralte St. Felix und

Regula Stiftskirche hin, welche, gleichwie damals schier alle Haupt- und Leutkirchen (422), außer der Stadt auf einem Bühel lag, den man erst schroten mußte, damit man eine Straße neben dem Limmatstad hin führen könne, und dessen nächster Umkreis der Stift und ihren Chorherren oder Chorbrüdern zustand (423). Unten am Münster stand am Wasser der Thurm des Landgrafen (von welchem hernach) sammt seiner Kapelle im Wasser, Wasserkilche genannt."

„In Mitten des Castrums aber, so fuhr Röust in seiner Beschreibung weiter fort, führte eine Brücke, die jetzt sogenannte niedere Brücke, welche damals noch die einige war, zu dem Theile desselben, der auf linker Seite lag, aber gar klein war, denn dieser Theil muthmaßlich gerade an der Brücke selbst anfing, beym Müllnerthurm, der ihr zu Schirm und Schutz diente, alsdann die Strehlgasse aufwärts, und neben St. Peters Hofstatt hin, weiter St. Peters Gasse (424) abwärts ging, von da aber beym Haus „zum Thor", das Ihr kennet (425), die gerade Richte gegen das Wasser nahm, allwo er wiederum endete. Hier auf dieser Seite, außer dem Castrum, aufwärts am Ausfluß des Sees, dem Stift zur Probstey vorüber, stand, gleichfalls auf einem Curtis, der den Münsterhof, den ganzen Thalacker und noch weiteres in sich begriff, das Frauenstift oder Frauen Münster, welches, wie schon gemeldet, König Ludwig seinen Töchtern hatte übergeben, dieweil dieser Hof nicht des Reiches, sondern sein Eigenthum war. Auf der Höhe ob dem diesseitigen Castrum lag die Sankt Peters Kapelle, dahin alles zwischen dem Albis und der Limmat bis über Schlieren hinab kilchhörig war, mit

ihrem weitläufigen Curtis (426), nebst dem unten an ihr liegenden Meyerhof, „der Strohmeyerhof" genannt (427). Endlich hier auf diesem noch viel höhern, ganz frey stehenden Bühel war die königliche Pfalz (palatium regis), die mit dem Castrum, an dessen Ende sie lag, durch eine offene Gasse gänzlich verbunden war. In dieser Pfalz, von den fränkischen Oberherren erbaut, und deren Gebäue mehrentheils von Holz waren, außert etwan eines, welches ganz steinern (428), wohnten die Beamten des Reiches, welche die Reichsgefälle eingewannen [bezogen]. Daher dieser Platz eben der Hof, das ist, Reichshof, königlicher Hof, hieß (429); ja vornämlich aus dem Grunde, weil die deutschen Könige selbst, nachher Kaiser genannt, als sie sich noch nicht in eine Hauptstadt einsperrten, sondern in Einem fort ihr ganzes weites Reich bereiseten, um den Zustand desselben in Augenschein zu nehmen und überall Recht und Ordnung zu handhaben, häufig allda mit ihrem ganzen Hofhalt verweilten, dieweil unsere Stadt ihnen füraus angenehm war. Auch feyerten sie zum öftern die hochzytlichen [hohen Fest-] Tage bey uns in der kaiserlichen Hofkirche (330); wie denn bey jeder Pfalz, also auch hier eine solche war. Dieselbe war aber nicht, wie etliche vermeinen, jene kleine St. Stephanskirche in der Vorstädt, sondern die von Kaiser Carolus mit einem Chorherrenstift verbundene und reichlich begabte St. Felix und Regulakirche selber, diese uralte Pfarrkirche nicht nur des Castrums, sondern der ganzen Gegend zwischen der Limmat und Glatt. Daher hieß auch von Alters her der Probst dieser Stift des Königs Kapellan (431); und weil die Hofkapellane ge-

meinlich auch die Kanzler waren, wurden mehrentheils auch in den Sakristyen der Hofkirchen die Archive des Reichs aufbewahrt."

Die Kastvögte.

„Als einer kaiserlichen Hofkirche, setzte Röust hinzu, wurde daher auch dieser Stift der Probstey dasselbe Vorrecht zu Theil, dessen das Frauenstift der Abtey schon von dessen Entstehen an genossen, daß sie nämlich nicht, wie die Stadt und der ganze Gau, unter dem Gericht und Bann des Landgrafen stuhnd, sondern ihr ein eigener Schirm- und Kastvogt von den Kaisern wurde, der sie vor fremder Gewalt schirmen und in zeitlichen Angelegenheiten ihnen beystehen mußte. Es mag aber unter Kaiser Otto dem Großen unsere Stadt von der Gaugrafschaft gesondert und ihr ein eigener Vogt gesetzt worden seyn, der auch den Rang hatte vor dem Landgrafen, welcher in dem mehrerwähnten Hottingerthurm, jetzt der Stadt Kaufhaus, wohnte (432), da hingegen der Vogt zu Zürich, wie oft er sich da aufenthielt, seinen Sitz auf dem Hof gläublich, wie vormals die Kaiser und Herzoge, hatte. Vom Jahr 963 an waren die Grafen von Lenzburg Kastvögte der Abtey und der Stadt, als welche zugleich auch Grafen über das ganze Zürichgau, bis der Herzog Berchtold II. von Zähringen die herzoglichen, will sagen oberherrlichen, Rechte über Zürich zu ewigem Lehen vom Kaiser empfing, worauf dann, nach Absterben der Lenzburger, im Jahr 1172 die Kastvogtey selbst an die Zähringer kam, welche sofort über ganz Zürich, die Stadt und die beyden Stifter, kaiserliche Gerichtsbarkeit übten, bis im Jahr 1218 ihr Stamm des gänzlichen erlosch, unserer Stadt zu großem Heil. Denn hätte sich dieser

Stamm ihrer Erbkastvögte erhalten, wäre sie zuletzt ganz das Eigenthum des Zähringischen Hauses worden. Durch das Ableben des letzten Zähringers aber fiel alle kaiserliche Gewalt über Zürich dem Reich wiederum heim. Also suchte unsere Stadt jetzt von herzoglicher und kastvogtlicher Gewalt sich loszuwinden. Sie stellte daher an Kaiser Friedrich II. durch Sendboten das Ansuchen, daß er sie besonders und ohne Mittel [unmittelbar] in seinen Schutz nehme. Solches ward ihr auch zu Theil; und nahm der Kaiser selbst die Kastvogtey zu Handen, dergestalt, daß Stadt und beyde Stifter ihre weltlichen Besitzungen selber verwalten, auch zu keinen Zeiten mehr vom Reich entfremdet werden konnten, und niemand Rechenschaft zu thun schuldig waren, denn allein dem Kaiser, welcher der Stadt jetzt nur noch einen Reichsvogt setzte vonwegen des Blutbannes und anderm. Von dieser Zeit an kam das Schloß auf dem Hof sammt seiner Kapelle (433), das gläublich unter den Zähringern schon nicht mehr bewohnt ward, in gänzlichen Zerfall und Abgang, bis endlich dasselbe — um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, sagen die alten Chroniken — von den Burgern völlig abgetragen, die Steine aber zur Erbauung von Ringmauern und andern Häusern, vielleicht auch zu Aufrichtung der Kapelle im Spital, den ich auch eine Stiftung der Zähringer zu seyn vermeine, verwendet worden, also daß jetzund nicht die mindeste Spur mehr davon sichtbar ist."

Die Befestigung der Stadt.

Mit diesem wollte Röust seinen Bericht enden und wiederum mit uns sich an den Tisch setzen, da sprach ich: „Lieber Junker! Ihr habet mich durch Euere

Erzählung recht gelüstig gemacht, noch mehreres vom alten Zürich zu vernehmen, insonderheit wie es aus schwachen Anfängen zu einer so ansehnlichen Stadt geworden. Auch habet Ihr uns noch nicht gemeldet, wann es mit seinen jetzigen Mauern und Thürmen sey umgeben worden." Also hob jetzt Röust von Neuem an: „Die Zeit, da unser Zürich mit Graben, Mauern und Thürmen befestigt worden, kann man nicht eigentlich wissen, dieweil davon keine Nachricht auf uns gekommen, darum ich auch vorhin dessen nicht erwähnt. Etliche zwar vermeinen, schon unter Kaiser Heinrich I. zu Anfange des zehnten Jahrhunderts, wo nicht gar unter Karl dem Feisten, habe die Stadt ihre Bollwerke erhalten; Andere, unter seinem Nachfahr Otto dem Großen (434). Mir ist aber gläublicher, daß solches viel späterer Zeit, auch nur nach und nach, geschehen; und früher schwerlich, als unter Graf Rudolf von Rheinfelden, welcher seit Mitte des eilften Jahrhunderts als Herzog von Schwaben und Kastvogt über Zürich allhie seinen ordentlichen Sitz hatte, wie auch die Chroniken melden (435). Nämlich als im Jahr 1073 zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Pabst eine tödtliche Feindschaft ausgebrochen, war Herzog Rudolf mit den schwäbischen Herren auf Seiten des Pabstes, ja ließ sich sogar zum Gegenkaiser erwählen, inwährend der burgundische Theil des Reiches es mit Heinrich hielt. Beyde Theile zogen in unsern Gegenden wider einander zu Feld und verwüsteten das Zürichgau und das Thurgau. Zwischen diesen kämpfenden Partheyen lag unsere Stadt mitten inne, und diente inwährend dieser Fehde dem Gemahl und Kindern Rudolfs zu sicherm Aufenthalt. Ist

also leicht abzunehmen, er werde diesen Zufluchtsort für sich und sein Haus auf alle Weise geschirmt und gefestnet haben. Um diese Zeit also mögen die beyden Münster, das Ober- und Niederdorf, Nüwmarkt und Neustadt in den Begriff der Stadt hinein gezogen (gleich wie eben damals auch, der Sicherheit wegen, der Bischof von Basel und (1080) der von Speyer jeder mit seiner Stadt gethan), und die Graben um dieselbe, der tiefe trockene um die mehrere, die beyden nassen aber, der innere und äußere, vor der mindern Stadt, wie auch die Letzinen ob und unter der Stadt (436) errichtet worden seyn."

Die ersten Einwohner.

„Es hat mich auch oft gewundert, sprach jetzt der Werdmüller, mit was für Leuten unsere Stadt und die Gegne um sie herum von Anfang seyen besetzt gewesen und unter welchen Gerichten dieselben gestanden." Dieser Rede freute ich mich nicht wenig, zumalen ich den Junker Röust bereitwillig sah, auch hierüber Bescheid zu geben. „Auf den Höfen oder Gütern des Königs, ließ sich derselbe weiter vernehmen, dergleichen rings um unsere Stadt lagen, ja wozu sie auch selbst gehörte, waren Leute gar ungleichen Standes: Leibeigene, die dem Gutsherrn ganz und gar angehörten und ihm mit mancherley Fron- und andern Diensten verpflichtet waren; dann aber auch freye Leute, welche nur allein Bodenzins an den König oder an seine Kammer erstatteten, dieweil ihr Eigenthum auf Boden des Reiches lag (437). Solche freye Leute wohnten gerade in der eigentlichen Burg oder dem Castrum Zürich, welchen Burgern auch die Beschützung desselben anbefohlen war. Es zogen aber auch theils die beyden Stifter, absonderlich

das zur Abtey, theils die Pfalz, wo des Reichs Beamten wohnten, und selber die Könige je zuweilen ihr Hoflager hatten, noch viel anderes Volk herbey, welches hier in mancherley Gewerb und Handthierung seine Nahrung suchte. Dem Mehrtheil nach mochten es Handwerker seyn, wie denn die königlichen Beamten solche geflissentlich auf des Königs Güter und in die Nähe der Pfalzen zu ziehen bemüht waren. Auch diese suchten, zumal des Schutzes wegen, Platz in der Stadt. Welche aber in dieselbe nicht konnten noch durften aufgenommen werden, die ließen sich rings um dieselbe nieder; woraus dann die Vorstädte oder Dörfer — unser Ober- und Niederdorf — entstuhnden (438). Aber auch auf nächst um die Stadt gelegenen Höfen der beyden Münster saßen sowohl Leibeigene als Freye, gemeinsam Gottshausleute, auch Regler genannt (439); dagegen die erst gedachten Reichsleute hießen (440), weil sie nicht auf der beyden Gottshäuser, sondern auf des Reichs Boden saßen."

Das Gerichtswesen.

„Alle diese Leute, sprach Röust weiter, waren anfänglich der Hoheit und dem Gerichte des Gaugrafen untergeben, welcher der Verweser [Stellvertreter] des Herzogs von Allemanien war, zu dessen Gebiet auch das Zürichgau größtentheils gehörte. Dieser Graf berief das Gaugericht, unter welchem alle Einwohner des Gaues standen, und das nicht allein über Eigenthum, Schuldsachen und Frevel, sondern auch über Leib und Blut richtete, so oft es nöthig, zusammen; und wohnten etwan auch die Gewaltsboten [Abgeordnete] des Herzogs bey. Es ward öffentlich, ja unter freyem Himmel gehalten, und war die Dingstatt

[Gerichtsstätte], mallus genannt, in der Stadt selbst, hier auf dem Hof, wie Einige vermeinen, mir jedoch gläublicher, auf dem Kornhausplatze vor dem rothen Thurm (441). Der Graf hatte zwar den Vorsitz, aber kein Urtheil. Er erkiesste aber aus den freyen Reichs- oder Hofleuten die ehrbarsten (442), und aus diesen rief er sodann jegliches Mahl die übliche Zahl an das Gericht, nämlich sieben. Diese saßen im Ringe zunächst um ihn, indessen alles übrige Volk, so viele bey dem Gericht anwesend seyn wollten, außert den Schranken stand. Diese an das Gericht berufenen Sieben mußten nun das Recht finden, wie man's hieß, d. i. der Graf fragte sie um ihr Urtheil über den obschwebenden und vor Jedermann eröffneten Rechtshandel, also daß dieselben bey ihrem Eid aussagen mußten, was Form Rechtens sey und was nach dem Recht in dieser Sache müsse gesprochen werden (443); deren Aussage alsdann der Graf der ganzen Volksversammlung kund that, und, nachdem dieselbe laut oder stillschweigend zugestimmt, als das Urtheil des Gerichtes aussprach."

Der Schultheiß.

„Gleichwie aber die Abtey zu Anfang schon durch ihren Stifter von allem ordentlichen Gerichte des Grafen gefreyt, und mit ihren Gottshausleuten, den eigenen und den freyen, einem besondern Richter, Schirm- und Schutzherrn, Vogt genannt, untergeben war, so erhielt hernach auch die Stadt vom Kaiser ihren absönderlichen Vogt oder Richter (444), wie schon gemeldet, und hiemit auch ihr eigenes Gericht, welchem nicht der Graf, sondern dieser ihr Vogt vorsaß (445). Und gleichwie des Grafen Unterrichter oder Verweser der Advokatus oder Vogt des Reichs war,

also hatten in nachfolgender Zeit auch die Vögte der Stadt, als welche nunmehr auch mit der hohen Gerichtsbarkeit belehnt und gar gewaltige Herren waren (446), die dem Gerichte nicht selbst vorzusitzen, noch selbst das Recht zu verwalten Zeit oder Lust hatten, ihren Verweser [Stellvertreter], welcher Schuldhaiß genannt wurde (447). Es mag anfänglich der Kastvogt von Zürich selbst den Schuldhaiß gesetzt haben. Nachdem aber das Frauenstift vom Kaiser die Freyheit erhalten, sich den Kastvogt nach Belieben zu wählen, mag ihm auch das Recht, den Schuldhaißen zu ernennen, zugefallen seyn (448). Welches Recht der Stift gleichwohl verblieben, nachdem der Kaiser die Kastvogtey über dasselbe und nach Absterben der Zähringer auch die über die Stadt aufgehoben, und nur allein noch der Reichsvogt vorhanden war, welcher die hohen Gerichte verwaltete. Und bestellt die Aebtissin noch heut bey Tage dieses Amt des Schuldhaißen, und stellt ihn dem Rathe zur Bestätigung dar, obwohl er mit seinen Beysitzern jetzo nur um Erb und Eigen richtet."

Die Räthe der Stadt.

„Da Ihr Euers Rathes erwähnet, fiel ich jetzt wieder ein, so saget mir doch, lieber Junker! wie ist denn derselbe aufgekommen und zu Ansehen und Gewalt gelangt, während daß des Schuldhaißen Gericht nach und nach zu einem bloßen Schuldengericht der Stadt geworden?" „Es ist mir lieb, antwortete Roüst, daß Ihr mich auffordert, auch hievon noch zu reden. Nachdem einmal unsere Stadt sich von dem Gewalt der Grafen losgemacht hatte, und zu einer eigenen Gerechtsame, Immunität genannt, gelangt war, suchte sie dieselbe immer mehr zu weitern und

auszudehnen; was ihr auch allmählig gelang. Zum Ersten darin, daß ihr von den Kaisern vergönnt worden, zu Einrichtung und Handhabung einer Ordnung unter den Burgern, antreffend ihre Handthierung, Verkehr, Wohnhäuser u. s. w., Leute aus ihrem Mittel zu bestellen. Solches geschah gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts ungefahrlich, und gläublicher Weise durch Vergünstigung Kaiser Heinrichs des Fünften (449). Zur Wahl dieser Beamten der Stadt kam die ganze Gemeinde, auf ein gegebenes Zeichen mit der Glocke zu Sankt Peter, hier auf dem Hofe zusammen. Sie wurden aber nur aus den freyen Leuten, welche in zwey Stände, Ritter nämlich und ehrbare Geschlechter oder Burger (450), geschieden waren, und zwar aus jedem Stande sechs, gewählt. Es bestand demnach dieser erste Rath aus sechs Rittern und sechs Burgern (451), zusammen aus zwölf; die aber, zur Unterscheidung von den Beysitzern des Vogtgerichtes oder den Scabinis, Rathsmänner, zu Latein Consules, genannt wurden (452), unter denen der Aelteste an Jahren den Vorsitz führte. Es ward aber hernach die Einrichtung gemacht, daß sie nur vier Monate am Amte standen; alsdann wurde ein neuer, und nach abermals vier Monaten ein dritter Rath aus zwölf Gliedern, erwählt, also daß der Rath der spätern Zeit eigentlich aus 36 Gliedern bestand, in drey Rathsrotten abgetheilt, von denen jegliche vier Monate im Jahr regierte. In wichtigen Fällen aber konnte der Rath aus den rathsfähigen Burgern oder Geschlechtern bis auf hundert besenden [zuziehen], mit welchen er dann die Urtheile sprach, Gesetze und Verordnungen machte (453). Anfänglich wohnte der

kaiserliche Vogt allen Versammlungen des Rathes bey. Als aber, nach dem Ableben der Zähringer, unserer Stadt nur noch ein Reichsvogt gesetzt war, suchten sie sich zuvorderst seines Beysitzes zu entziehen, so oft sie das Gewerf oder die Reichssteuer anlegten (454); alsdann immer mehr ihn von allem, was ihr Stadtwesen antraf, auszuschließen; endlich, so oft der Reichsvogt, der nunmehr alle zwey Jahr abwechselte, aus den edeln Geschlechtern der Biber, Brun, Maneß, Müllner und andern bestellt wurde, durfte derselbe gar nicht mehr im Rath erscheinen, außert wenn er ausdrücklich dazu berufen ward. Dergestalt schritt, unter den Kaisern, der Rath in seinem Ansehen, Gewalt und Ununterwürfigkeit allgemach immer weiter, bis es zuletzt, nämlich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, uns gelungen, die Reichsvogtey völlig an uns zu ziehen, also daß selbige nunmehr vom Rathe selbst und aus seinen Gliedern bestellt wird. Und hat diese Verfassung also den Bestand gehabt bey mehr denn zweyhundert Jahren, bis auf die Zeit, da durch Brun das jetzige Regiment der Zünfte ist eingeführt worden."

Das Zunftregiment.

„Aber wie ist es gekommen, fragte ich, daß Brun ein solch neues Regiment bey Euch hat einrichten wollen und können?" „Das war eigentlich nicht etwas ganz neues, sprach der Werdmüller: Wir hatten vormals auch Zünfte gehabt; allein sie waren wieder abgethan worden." Aber Röust behauptete, dem sey gar nicht also, sondern Brun habe dem Kaiser Ludwig nur vorgegeben, daß etwan zuvor zu Zürich Zünfte gewesen, damit derselbe desto williger dem neuen Regiment die kaiserliche Bestätigung ertheile (455).

„Im Gegentheil, der Rath — sagte er — hatte in älterer Zeit aufs härteste verpönt, daß niemand keine Zunft, noch Meisterschaft, noch Gesellschaft werben noch thun solle mit Eiden, mit Worten noch mit Werken, wie es im Richtbrief ausdrücklich heißt. Welcher aber dawider thäte, dem solle man sein Haus brechen, und er zehn Mark der Stadt zur Buße geben: Welches ganz die gleiche Strafe war wie um einen begangenen Todtschlag. Da nämlich die Zahl der gemeinen Handwerker immer zunahm, fürchteten die rathsfähigen Geschlechter, wenn sich dieselben in Zünfte, Meisterschaften und Gesellschaften zusammen thäten, wie in andern Städten deutscher und welscher Landen geschah (456), möchten ihnen dieselben über das Haupt wachsen und sie vom Regiment drängen (457). Und gleichwohl führte der Fortgang der Zeit und die veränderten Umstände das endlich doch herbey, wogegen jene aus allen Kräften sich setzten. Denn als jetzt zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts weit der Mehrtheil der Burger aus Handwerkern bestand, welche ihre Wichtigkeit für das gemeine Wesen, wie auch ihre Stärke nach Zahl und Gütern anfingen zu erkennen, da erwachte Eifersucht gegen die Ritter und die alten städtischen Geschlechter, in deren Händen alle Ehren und Würden einzig waren, die auch den Burgern hart und stolz begegneten. Und däuchte den gemeinen Handwerker unbillich, daß er sollte ausgeschlossen seyn von aller Verwaltung der Stadt, der er doch mit Leib und Gut zu dienen stündlich bereit seyn mußte. Auch erhob sich um diese Zeit allenthalben in den Städten ein Geschrey und Verlangen nach Zünften, Zunftmeistern und Zunftregiment, wie sol-

ches Speyer, Mainz, Straßburg und Basel allbereits errungen hatten. Es kam hinzu, daß fast überall die alten rathsfähigen Geschlechter unter sich selber gar uneins und in Faktionen gespalten waren, wie z. E. in Straßburg, und muthmaßlich auch bey uns; also daß die Schwächern anfingen, sich zu dem geringen Volk zu halten und demselben zu schmeicheln, um mit dessen Hülfe ihrer Widerpart obzusiegen. Also war es unserm Brun gar unschwer, den heimlich glimmenden Gneist [Funken] zur hellen Flamme anzublasen, und indem er sich zum Anführer der mißvergnügten Burgerschaft aufwarf, die alte Verfassung umzuwerfen, und an ihrer Statt eine neue aufzurichten, durch welche allen Burgern ihr Antheil am Regiment, ihm selber aber der oberste Gewalt zukam."

Das Schloß.

Aber jetzt mahnte uns die niedergehende Sonne, nach der Herberge zu kehren. Nachdem wir also unsern Trunk zu Ende hatten, standen wir von unsern Sitzen auf und verließen diesen anmuthigen Ort. Unterm Hinabsteigen durch die steile Hofhalde [Hofgasse] that der Werdmüller noch die Frage, auf welchem Platz eigentlich auch das alte kaiserliche Schloß oder die Pfalz möchte gestanden seyn? Worauf Röust antwortete: „Das möchte ich selber gern genau wissen; es haben darüber aber nur Muthmaßungen Platz. Der Mehrtheil von uns vermeint, es sey das Schloß gegen der Limmat hinaus gestanden, hier links, wo jetzt das oberste Haus steht an dieser Gasse (458). Ich aber bin vielmehr der Meinung, es sey der Lindenhof nicht nur von hinten, sondern auch, ja viel mehr noch, vorn herum ganz frey und mit dem Graben (459) umgeben gewesen von einer Straße bis zur andern,

und habe dergestalt, als ein weiter, von allen Seiten offener Bühel oder Vorsprung, den Kaisern und ihren vordersten Beamten zu einem Spazier- und Lustplatze gedient (460). Deßnahen halte ich dafür, es sey das Schloß weiter rückwärts gegen den Rennweg hinab, und namentlich hier rechts auf dem Platze erbaut gewesen, welchen nunmehr das weitläufige Wirthshaus „zum Kindli" (461) einnimmt. In dieser Muthmaßung bestärkt mich, neben des Platzes Gelegenheit, noch ein besonderer Umstand, nämlich die Sage, daß in diesem Wirthshause ein unterirdischer Gang anzutreffen sey, der unter dem ganzen Lindenhof weg laufe und gegen den Oetenbach seinen Ausgang nehme (462). Wo sollte man aber den Eingang desselben suchen, als eben in der Pfalz auf oder an dem Hof gelegen? Und wem anders könnte er auch gedient haben, denn gerade denen, die auf der Pfalz wohnten? Es läßt sich auch gar wohl einsehen, wie dieselben darauf fallen konnten, einen solchen Gang unter der Erden auszuführen. Denn in den wilden Kriegsläufen, wie z. E. im eilften Jahrhundert, da im Streite Heinrichs des Vierten mit dem Gegenkönig Rudolf von Schwaben alles wider einander aufgestanden war, und die Kriegsflamme rings um Zürich am meisten wüthete, wohin Rudolf seine Gemahl Adelheid, als in einen festen Platz und sichere Zuflucht, gethan hatte; da ist leicht einzusehen, daß die im Schlosse darauf Bedacht nahmen, wie sie, falls die Stadt und das Schloß von den Feinden erstürmt würde, durch einen heimlichen Ausgang denselben entrinnen möchten. Und konnte dieses auch gar füglich bewerkstelligt werden, wenn dieser Gang un-

ter der Erden hindurch sich bis hinab an den Silbühel erstreckte, wo jetzund das Gottshaus Oetenbach steht; von da man, dieweil die mindere Stadt damals noch nicht mit Mauern umzogen war, leichtlich an die Limmat gelangen und zu Schiffe entweichen mochte" (463). Da mir diese über den eigentlichen Platz der alten kaiserlichen Pfalz vorgetragene Meinung gänzlich einleuchtete, hätte ich das Wirthshaus und seine Gelegenheit gern auch inwendig besehen, da es, wie sie sagten, einen viereckigten Hof einschließe. Aber die Zeit gestattete solches nicht mehr; auch war es voll fremder Gäste, die ab und zu und vornämlich auf den Hof hinaus gingen, was mit großer Kommlichkeit ebenen Fußes geschehen konnte. Deßhalb begnügte ich mich, dasselbe Haus von außen auf allen Seiten zu betrachten. Und mußt' ich nachgehends selbst meiner Einfalt lachen, daß ich vermeinte, an ihm noch Ueberreste von jenem kaiserlichen Schlosse entdecken zu können, welches doch seit etlich hundert Jahren dergestalt gänzlich zerstört und abgetragen war, daß man nicht einmal mehr den Platz genau weiß, worauf es gestanden.

Alsdann begaben wir uns zwischen gar hohen, schmalen, und darum von ihrem hohen Alter zeugenden Häusern, die Strehlgasse (464) hinab, aus welcher wir links gegen die Schipfe einen Theil des Wirthshauses zum Rindsfuß (465) ersehen konnten, welches, wie uns das daraus erschallende Getümmel anzeigte, der Gäste auch nicht ermangelte. Bey der Pfister Zunftstube kamen wir wieder auf den Kornhausplatz hervor, und nach einigen Schritten waren wir bey meiner Herberge. Hier schied ich, wiewohl fast [sehr] ungern, von

meinen Geleitsmännern, dieweil sie mir, voraus der Junker Röust, waren überaus werth geworden, dankte ihnen, so viel ich konnte, daß sie mir ihre Zeit so dienstwillig geopfert, auch mich so gründlich aller Dinge berichtet, und erbot ihnen, wenn sie etwan gen Zug kämen, hinwiederum meine willigen Dienste, und was ich Ehren, Liebs und Gutes vermöchte. — Im Wirthshause fand ich jetzt, neben vielen andern Bekannten, auch meine Reisegesellen wieder, die von der Zihlstatt am Platz allbereits zurückgekehrt waren. Die erzählten mir, auf was Weise der erste Tag dieses Schießents abgelaufen, wie heut schon der Büchsenschützen mehr denn vierhundert am Platz sich eingefunden, und wie allda jeder Schütz habe schießen müssen nach Schützen Brauch; daß auch der guten Schützen gar viele seyen zusammen getroffen, daß aber einer von Insprugg (466) sich unter allen als den treffenlichsten bewiesen habe, wiewohl eigentlich keiner wollte der mindeste gewesen seyn; und war des Hin- und Herredens, auf wen wohl die beste Gabe fallen möchte, nicht wenig. Und als dann zuletzt meine Gesellen und die Uebrigen auch mich fragten, auf was Weise denn ich den heutigen Tag zugebracht, und was ich an demselben Gutes geschafft hätte? da antwortete ich ihnen: „Liebe Gesellen und gute Freunde! Wie viel an Gaben Ihr auch mit Euerm Schießen möget erbeutet haben oder erbeuten werdet; dennoch achte ich dafür, daß ich heut den allergrößten Gewinn habe davon getragen. Denn ich habe mir eine gar treffenliche, gründliche und vollkommenliche Kenntniß dieser Stadt, sammt allem, was sie Sehenswerthes in sich begreift, wie auch ihres Regimentes, ganzen Zustandes und Wesens von ältesten Zeiten herab bis auf den heutigen Tag, erworben; und hab' ich hiermit gewisser Maßen Zürich selbst gewonnen."

Erläuterungen und Nachträge
bis auf die neueste Zeit.

(1) Dieses große, auf den 10. August 1504 ausgeschriebene Freyschießen beschreiben alle unsere alten Chroniken mehr und minder ausführlich. So namentlich auch Edlibach.

(2) Es ist hier der Seckelmeister Jkr. Gerold Edlibach, Waldmann's Stiefsohn, gemeint, welcher die werthvolle sogenannte Edlibachische Chronik schrieb, deren Autographum sich auf unserer Stadtbibliothek befindet. Er war 1454 geboren, verheirathete sich 1472 mit Ursula Röust, Tochter Hrn. Heinr. Röusten, Bürgermeisters, und Schwester Jkr. Marx Röusten, dessen Sohn Diethelm war (daher des Letztern Verwandtschaft mit Edlibach). Nachdem er seinem Stiefvater 1473 in der Stelle eines Einsiedleramtmanns gefolgt, ward er 1487 des Raths und Seckelmeister, resignirte aber 1524, weil er kein Freund der Reformation war, und starb 1530.

(3) Dieser Werdmüller (siehe Note 370) war der nachherige Seckelmeister Jakob Werdmüller, ein um den Staat und die Reformation vielfach verdienter Mann, ein Sohn von Hans Werdmüller, der damals auf der niedern Mühle, zum St. Christoffel genannt, unten am Oetenbacher Kloster saß, und Enkel von Otto Werdmüller, der sich im Alten Züricherkriege auszeichnete. Er war 1480 geboren, also im Jahr 1504 vier und zwanzig Jahre alt. Schon 1513 half er den Sieg bey Novara erfechten, ward 1521 Zunftmeister, 1524 Seckelmeister. Er wohnte auch 1523 dem ersten Zwinglischen Religionsgespräch bey. Im ersten Cappelerkriege war er Hauptmann in der Gegend von Rüti, Uznach rc., im zweyten aber als Landvogt zu Locarno abwesend. Ein Mann von großer Beredsamkeit, freundlichem Ernste, biederer Ge-

radheit und von unerschütterlicher Pflichttreue. (Man sehe auch das Neujahrstück der Stadtbibliothek von 1795.)

(4) Dieß war also der nachmalige Bürgermeister Diethelm Röust, der von 1524 bis 1544 die Bürgermeisterwürde bekleidete; ein Mann von hellem Geist und trefflichem Charakter, ein warmer Freund Zwingli's und ausgezeichneter Beförderer der Reformation. Er war 1482 geboren, also damals zwey und zwanzig Jahr alt, Neffe von Gerold Edlibach, der seines Vaters Schwester, Ursula Röust, zur Gattin hatte.

(5) Die untere Brücke ist gegenwärtig um die Hälfte breiter, als damals, wo drey Viertheile des Hauses zum Schwert noch außerhalb der Brücke standen. Erst im Jahr 1602, als der Steg hinter dem Schwert erbaut wurde, ward sie bis über das Schwert hinab geführt und bis auf 90 Schuh erweitert, und hat seitdem, besonders durch die neuliche Erweiterung des Steges, noch mehr an Breite gewonnen.

(6) In den interessanten Zeichnungen, welche die in Luzern befindliche Diebold Schillingsche Chronik enthält, findet sich dieses Wasserrad mit dem Heiligen-Gemälde mehr als Einmal abgebildet.

(7) Auch schon in den Raths- und Richtbüchern von 1380 geschieht jenes Gemäldes zufällige Erwähnung; ein Beweis, daß das Wasserrad schon im vierzehnten Sekulum existirte und im Jahr 1420 nur erneuert wurde; was auch die sogenannte Kriegische Chronik ausdrücklich sagt, wo es heißt: „Ao. 1420 ward das Rad, das da gat uf der nidern Brugg, aber [abermals] nüw gemacht unter Mr. Schlaffen, und kostet wol 400 Pfund."

(8) Jenes ältere und größtentheils von Holz erbaute war wahrscheinlich das erste Rathhaus, dessen Erbauung in unbekannte Zeiten fällt. Es hing mit einem andern, viel höhern Hause zusammen, welches näher gegen die untere Brücke stand, und nur durch eine gemeinsame Scheidmauer vom Rathhause getrennt war. Dieß Haus hieß „der Manessen Haus", weil Ulrich Maneß, der Vater des Bürgermeisters Rüdger Maneß,

dasselbe ungefähr zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erbaut hatte. Jenes Rathhaus wurde im Jahr 1398 niedergerissen, und an seiner Statt dasjenige, von welchem die Erzählung spricht, aufgeführt und den 23. April 1400 eingeweiht. Der Bau kostete, außer Holz und Frondiensten, 7000 fl. oder nach jetzigem Geldwerthe ungefähr 56000 fl., welche Summe durch eine auf Jedermann — mit Ausnahme der fremden Handwerker, die an diesem Rathhausbau arbeiteten — gelegte Steuer zusammen gebracht wurde. Auch an diesem zweyten Rathhause war die Seite gegen die kleine Stadt noch ganz von Holz, und erst im Jahr 1502 eine Mauer von Quadern vom Wasser bis in die Mitte des Gebäudes aufgeführt, auf welche jene Gallerie oder Laube gesetzt ward. Noch später, erst im Jahr 1504, wurden Glasfenster darin angebracht, da die Lichter zuvor nur mit Tuch bespannt waren. Wenn jenes erste Rathhaus unter anderm auch dadurch erinnerungswerth war, daß in der Mordnacht Brun sich auf dasselbe rettete und von da herab die Bürger zur Wehr rief; so ist auch dieses zweyte durch manche wichtige Erinnerung merkwürdig, worunter ich nur Waldmanns Gefangennehmung unter dem Bürgertumult (1489) und die beyden öffentlichen Disputationen Zwingli's (1523), welche den Sieg der Reformation entschieden, anführe. Nachdem nun auch dieß Gebäude gegen dreyhundert Jahre gestanden, ward es sammt dem daran stoßenden Gesellschaftshause zum Schnecken (siehe Note 9 und 230) den 26. Junius 1694 abgebrochen und dagegen das jetzige dritte Rathhaus, eine solide, aber etwas schwerfällige Masse, von gehauenen Quadern aufgeführt in einer Länge von 120 und einer Breite von 60 Schuh, da das alte Rathhaus nur 90 Schuh in der Länge, aber die gleiche Breite hatte. Der schwarze Marmor, der sich am Portal des jetzigen Rathhauses befindet, ward im Richtenschweilerberge gebrochen, die Löwen auf demselben durch einen Goldarbeiter Läubli von Schaffhausen verfertigt, für welche er 300 Pfund empfing. Die Baukosten des neuen Rathhauses betrugen 215,315 Pfund. Den 22. Junius 1698

ward es feyerlich eingeweiht und die erste Sitzung darin gehalten. Die lateinische Aufschrift über dem Portal lautet zu deutsch also: „Gott und dem Vaterland heilig, ist dieses Rathhaus auf Befehl vom Rath der Zweyhundert der Stadt Zürich von Grund neu aufgeführt und erbaut worden im Jahr Christi MDCXCIV und den folgenden." Ueber den drey und zwanzig Fenstern des untersten Stockwerkes befinden sich Brustbilder von drey griechischen, neun römischen und eilf schweizerischen Helden mit ihren Namen und passenden Unterschriften. Auch war anfänglich oben auf dem mittleren Dachstübchen gegen dem Fischmarkt eine Schlaguhr angebracht, welche aber bald hernach der im Jahr 1707 neu erbauten Kirche zu Wollishofen geschenkt wurde.

(9) Dieß alte öffentliche Gesellschaftshaus, dessen schon in den ältesten Raths- oder Stadtbüchern in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gedacht wird, existirt gegenwärtig noch unter dem Namen „Schnecklein" als Angebäude des Hauses zum Kiel. Als der neue Schnecken erbaut war, wurde es von den Schneidern zu ihrem Zunfthaus erkauft, welches sie auch in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, laut Urkunden vom Jahr 1426, und vermuthlich so lange besaßen, bis sie das Haus „zum schwarzen Horn", welches zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts (von 1516—1538) ihr nunmehriges Zunfthaus war, erkauften. Das am alten Rathhause angefügte Haus zum neuen Schnecken ward unstreitig mit dem Rathhause selbst und wahrscheinlich auf gemeiner Stadt Kosten erbaut zu größerer Bequemlichkeit der Rathsglieder, welche auch ihre Kommissionssitzungen darin hielten, und später dann den Böcken zu ihrer Trinkstube eigenthümlich eingegeben. Dann ward es Ao. 1694 zur Erweiterung des freyen Platzes vor der Brücke mit dem Rathhause selbst ebenfalls abgebrochen, den Eigenthümern ihre Laden oder Krambuden (Gäden genannt) obrigkeitlich abgekauft und dagegen der Gesellschaft der Böcke das Haus zum Schütz oder die Schützenstube unten an der Metzg übergeben, welches nun den Namen „zum Schnecken" führt. Uebrigens

war der Name, den sich dieser Verein Züricherischer Krieger beygelegt, kein eigenthümlicher selbsterfundener, indem auch die Mitglieder der um das Jahr 1410 vom Adel vor dem Böhmerwalde unter sich errichteten Gesellschaft sich Böcke oder Böckler nannten. (S. Regensburger Chronik III. 157).

(10) Die Pfister oder Brotbäcker theilten sich vor Altem in zwey Classen. Die erste machten diejenigen aus, welche den Bürgern aus dem Mehl, welches diese selbst ihnen brachten, um den Lohn Brot bucken. Solches Brot hieß Vochenzis, Vochens- oder Vogenz-Brot (ein Name, dessen Etymologie sich nicht mehr ausmitteln läßt) und die Bäcker selbst Vogenzer, in Basel Hausfeurer genannt. Die andere Classe bestand aus solchen, welche Brot zum Verkaufe bucken, und dasselbe an einem wohlgelegenen gemeinsamen Orte, in einer meist unter einem Stadtgebäude befindlichen Halle, so in Zürich unten im Rathhause, in der sogenannten Brotlaube, öffentlich feil halten mußten. Solches Brot hieß feiles Brot, und die Verkäufer Feiler, auch — weil die Form dieses Brotes von jenem oder dem Hausbrote verschieden und weit kleiner war, Kleinbrötler. Als das jetzige Rathhaus erbaut wurde, wies man den Kleinbrötlern die Halle des Helmhauses zu ihrem nunmehrigen Standorte an; daher jetzt noch, als Rest vormaliger Uebung, daselbst Kleinbrot — freylich nunmehr ein ganz anderes Gebäck als einst — feil gehalten wird.

(11) Waldmann war bekanntlich von Blickenstorf gebürtig, einem Dörfchen unweit Baar, im Canton Zug gelegen. Einige wollen gar, daß seine Familie eigentlich von Zug selbst herstamme.

(12) Wirklich kommt dasselbe unter dem Namen „der Meisen Haus" in den ältesten Steuerbüchern der Stadt vom Jahr 1357 u. s. f. vor. Es ist also dieß Haus weit älter als die Jahrzahl 1412 zeigt, welche (nach Bluntschli, Merkw. S. 666) in einem Käpfer neben der kleinen Stube eingehauen war. Es deutet aber diese Jahrzahl vielleicht auf den Zeitpunkt hin, in welchem die Zunft dasselbe an sich kaufte. In den Jahren 1550 bis 1582 bekam es seine nunmehrige bis auf

die neuesten Zeiten erhaltene äußere Gestalt, und größtentheils auch seine gegenwärtige innere Einrichtung. Es blieb Zunfthaus bis 1751, da sich die Löbl. Meisenzunft wegen Mangel an Raum entschloß, dasselbe zu verkaufen, und ein neues Zunfthaus auf dem Münsterhof zu bauen.

(13) Dieses Zunfthaus, welches ursprünglich den Namen „zum Schiff" führte, (im Jahr 1442 wird es in den Steuerbüchern zum ersten Mahl „zum Safran" genannt) kommt, laut den Richtbüchern, schon 1384 als Trinkstube vor, und im Jahr 1389 ward es von der Krämerzunft um 110 Gulden damaligen Geldes erkauft. Diese Zunft versammelte sich noch im Jahr 1388, weil sie damals noch keine eigene Zunftstube besaß, in der Kirche des Augustinerklosters, wahrscheinlich weil sie dort eine sogenannte Bruderschaft hatte. Im Jahr 1416 erhielt die Zunft die Erlaubniß, das hinten an stehende der Wittwe des Bürgermeisters Johannes Hert zugehörige Haus, das wahrscheinlich „zum Mörsel" hieß, weil die Gesellen der Krämerzunft im Jahr 1416 zwey Trinkstuben, die eine im Hause, „zum Schiff", die andere im Hause „zum Mörsel" hatten, und die Mitglieder der einen mit denen der andern in Streit gerathen waren, zu kaufen; die Besitznahme erfolgte jedoch erst 1424 und im Jahr 1669 wurden beyde Häuser in Eines zusammen gezogen, später endlich auch das oben angebaute Haus „zum Krebs" (welches dem Krebsgäßlein, das in ältern Zeiten das Struppengäßlein hieß, seinen Namen gab) hinzugekauft. In den Jahren 1719—1723 ward das Zunfthaus ganz neu aufgeführt und mit einer bleyernen Bedachung versehen, welche eine steinerne mit Pyramiden und Blumentöpfen verzierte Gallerie umgab. Im folgenden Jahre ward auf diesen Bau eine Denkmünze in Gold und Silber ausgeprägt, deren Vorderseite das neue Zunfthaus, die Rückseite ein allegorisches Bild darstellt. Da sich jedoch Bleydach und Gallerie gar bald als eine zu schwere Last für das Gebäude erwies, so ward beydes schon im Jahr 1730 wieder weggeschafft und die Gallerie nebst den Verzierungen im Garten des Escherschen Hauses im Berg aufgestellt, wo sie aber auch wieder längst verschwunden ist.

(14) Dieß Haus diente den Salzleuten vom Jahr 1450—1460 zu ihrer Trinkstube, nachdem der Salzmarkt zuvor oben an der Marktgasse gewesen (s. Note 149). Im Jahr 1480 hatte die Gremplerzunft in diesem Hause ihre Zusammenkunft, ehe sie das Haus auf dem Münsterhof angekauft. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war es Eigenthum und Wohnung des Herrn Johann Heinrich Hirzels, Burgermeisters, daher das Bild eines liegenden Hirschen (Andeutung des Hirzelwappens) zu oberst auf dem Dachgiebel sich jetzo noch befindet.

(15) Nach den Stadtbüchern vom Jahr 1344 war jeder Classe von Verkäufern ihr besonderer Standort unter den Tillinen angewiesen; zuerst d. i. unter den vordersten Häusern gegen das Rathhaus hatten die Kraut= und Rübenverkäufer feil; unter den folgenden Häusern die Hühnertrager; dann folgten die Obsthändler, nur durften diese den Burgern den Gang unter dem vierten Hause nach dem Fischmarkt nicht versperren. Endlich unter dem zweytletzten und unter dem Kerzhause hatten die Anken= und Ziegerverkäufer ihren Standort. Kirschen und anders mußte auf dem Rüdenplatz verkauft werden. Denn auf der Brücke durfte kein Fürkäufer, oder Pfragner und Märzeller, wie man sie damals nannte, feil haben, sondern nur wer auf eigenem Gute gewonnenes Obst besaß; sonst durfte übrigens nichts als Milch auf der Brücke feil stehen, damit sie — damals noch um die Hälfte schmaler als gegenwärtig — nicht „verkümmert" werde.

(16) Constafler oder Constabler, vom lateinischen Worte constabularii herkommend, hießen ursprünglich solche, die unter dem Comes stabuli oder Marschalk (eines der vier Hofämter bey einem Fürsten) im Felde zu Pferde dienten. Dieser Comes stabuli war derjenige, welcher die Kriegsmacht einer Stadt in ihren Auszügen befehligte, und der nachher der Stadt Hauptmann hieß. Die unter ihm dienenden (die Constabler) waren also die Einwohner der Stadt, welche vermöge ihrer Geburt Waffen zu tragen fähig waren, die freyen Ritterbürtigen, Milites, denen daher auch der Stadt Panner

anvertraut war, die Patrizier, die sich von den Handwerkern unterschieden, welche später, als auch sie zum Kriegsdienste zugelassen wurden, ihre eigenen Zunftpanner hatten. Daher heißt es im ersten Geschwornen Briefe (1336), wo die Zünfte benannt werden: „Des Ersten: Ritter, Edelleut, Burger, die ihr geltend (zinstragend) Gut hand, Kaufleut, Gewandschneider (Tuchverkäufer, welche nicht in die Classe der Krämer gehörten), Wechsler, Goldschmid und Salzleut, die soll man nennen Constafel, und soll man von ihnen setzen ehrbar (angesehene, ritterbürtige) Leut in den Rath, und sollen einem Burgermeister wartend syn (gleichsam seine Garde) und der Stadt Panner."

(17) Gerade so stellt sich dieß Zunftgebäude noch in dem höchstschätzbaren Murerschen Grund- und Aufrisse der Stadt Zürich vom Jahr 1576 dar.

(18) Es war im Jahr 1349 am Silvesterabend, da der Rath von Zürich der Gesellschaft von Edeln und Rittern sein Münzhaus als Trinkstube oder Gesellschaftshaus lehensweise einräumte, welches diese Gesellschaft dann für ihr Bedürfniß einrichten ließ. Im Jahr 1643 ward der Rüd der adelichen Gesellschaft als Eigenthum überlassen, und hierauf Ao. 1660 unter dem Bauherrn Rudolf Göldli das nunmehr baufällige Gebäude bis auf die große gewölbte Stube abgebrochen und der obere Stock nebst dem Saal und der kleinen Stube neu aufgeführt. Weitere Erneuerungen und Verschönerungen erfolgten Ao. 1757, wo auch der Rüd auf beyde Giebelseiten (neu) gemahlt wurde. Ebenso in den 1770er Jahren, und endlich in neuester Zeit, wo das Zeichen des Zunfthauses wieder ist ausgelöscht worden.

(19) So führte z. B. auch in Stein am Rhein das große öffentliche Gebäude, unter welchem sich die Brotlaube befand, und welches daher jetzo noch die Brotlaube genannt wird, zur Zeit, da es noch der Gesellen Stube war, den Namen: der Rüd. Und in wie vielen andern Städten und Städtchen mögen ähnliche Beyspiele gefunden werden können!

(20) Die erwähnte Vergabung des Hauses zur Kerzen ge-

schaft im Jahr 1312 durch einen Heinrich Māneß und dessen Gemahlin Adelheid, Eigenthümer des Hauses, denen auch ein Begräbniß in der Großmünsterkirche war gestattet worden. Schon im Jahr 1331 kommt dieses Haus in den Richtbüchern unter dem Namen „Kerzhaus" vor, als neben des von Opfinkon Tille befindlich. Schon im Jahr 1294 jedoch soll es diesen Namen getragen haben; wodurch jene Namensherleitung ungewiß wird.

(21) Dieß ist der ursprüngliche wahre Name dieser Gasse, welchen sie von dem Hause an derselben, zum Schäflein genannt (Nro. 259), empfing; wie denn gar viele Gassen unsrer Stadt von gewissen daran befindlichen Häusern ihren Namen haben, z. B. die Krebsgasse, Napfgasse, Kruggasse, Rößligasse, Strehlgasse, Widdergasse, u. a. m. Später wurde sie „Schäffelgasse" gesprochen (Schäffel für Schäflein nach schwäbischer Endung), dann (ä in ö verwandelt, wie jetzo noch Schöfflistorf statt Schäfflinsdorf) „Schöffelgasse", woraus endlich, da die ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen, der sinnlose Name „Schoffelgasse" hervorging, den sie heut zu Tage führt.

(22) Die Fischer, obgleich mit den Schiffleuten Eine Zunft bildend, machten doch eine eigene Gesellschaft oder Corporation aus, welche viele Rechte und Freyheiten besaß. Sie hatten daher auch eine eigene Trinkstube, welche eben jenes an die Zunft der Zimmerleute anstossende Haus „zum Salm" war. Als in der Folge die Fischergesellschaft mit den Schiffleuten ganz in Eins zusammenfloß, wurde dieß Haus schon um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in ein Wirthshaus umgewandelt, und war zuletzt eine Apotheke, bis im Jahr 1785 die Zünfter zu den Zimmerleuten dasselbe an sich kauften, und auf seiner Stelle den rechten Flügel ihres neuen schönen Zunftgebäudes aufführten.

(23) Dieses Haus ward anfänglich von der Gesellschaft der Binder oder Küfer allein, für 300 rhein. Gulden, heißt es, angekauft, daher es auch in den Steuerbüchern als der Binder Haus zum Vorschein kommt unter der Benennung:

„in der Beck" und später (1469) „zum rothen Adler". Früher (1387) war dasselbe eben „des von Lunkhofen Estrich", auf welchem, wie unsere Erzählung sagt, die Adelichen zuvor ihre Zusammenkünfte hatten, ehe ihnen der Stadt Münzhaus oder der Rüden war eingeräumt worden, und welches sie höchstwahrscheinlich zu verlassen genöthigt waren, als der Verkauf dieses Hauses an die Gesellschaft der Binder Statt hatte, welcher also in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fällt. Im folgenden Jahrhundert vereinigten sich mit jenen nun auch die Zimmerleute und Maurer und erhielten mittelst einer 1459 obrigkeitlich bestätigten Uebereinkunft gleichen Antheil an diesem Zunfthause. Ao. 1708 ward der ganz hölzerne nur Ein Stockwerk hohe Vordertheil des Hauses von Quadern neu aufgeführt und um ein Stockwerk erhöht; Ao. 1785 aber, wie schon gemeldet (Note 22), das ganze Gebäude um das Haus zum Salm gegen den Rüdenplatz vergrößert.

(24) Wenn die Angabe richtig, daß das Wettingerhaus oder „die Wettingerhäuser", wie sie in den ältesten Steuerbüchern heißen, vom Kloster schon im zweyten Jahre nach seiner Erbauung angekauft worden, so würde der Kauf desselben in das Jahr 1228 fallen. Es ist aber weit wahrscheinlicher, daß dieser Kauf um mehr als ein Jahrhundert später geschah. Denn im Jahr 1382 gaben Bürgermeister und Räthe dem Gottshaus Wettingen einen Brief, daß dasselbe seine Häuser immerfort unbekümmert inne haben und besitzen solle; was nach einem mehr als hundertjährigen Besitz schwerlich noch zu seiner Sicherheit nöthig gewesen seyn würde. Die in der Erzählung beschriebene Gestalt dieser beyden Wettingerhäuser, welche, zufolge jenes Briefes, zuvor einem Wyß oder Wyßo zugehört hatten, zeigt sich übrigens gerade so noch auf dem alten höchst merkwürdigen Gemälde eines Theiles der Stadt Zürich, das sich gegenwärtig auf dem Stadthause befindet, und dessen Verfertigung in das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu setzen. Der aus Mörtel verfertigte Estrichboden ist noch vorhanden, das oberste Stockwerk beyder Gebäude aber mit den hohen Windbergen ward im Jahr 1559

so erbaut, wie es gegenwärtig zu sehen. Die 1464 geweihte Capelle ist nicht mehr erkennbar.

(25) Diese Wühre (jetzt die alte genannt zum Unterschied der vorüberliegenden weit später (s. Note 242) erbauten neuen Wühre) war damals noch ein ganz freyer Platz. Erst im Jahr 1541 wurden auf Unkosten der Stadt feste „Gäden" und zwar nur auf der einen Seite, vom Salzhaus bis zum Wettingerhaus hinab, erbaut, und für einen jährlichen Lehenzins von 5 Pfund verliehen. Im Jahr 1553 wurde dann den Bürgern erlaubt, auch auf der Seite gegen den See, Gäden in ihren Kosten zu erbauen, von welchen jährlich auch ein kleiner Bodenzins entrichtet werden mußte.

(26) Dieses ist die wahre Bedeutung des Wortes „Helmhaus", nämlich eine mit einem Dache versehene, übrigens von allen Seiten freye und offene Vorhalle einer Kirche, die den Eingang derselben deckt und schützt. (So heißt es z. B. in einer alten Chronik: „Ulrich, Freyherr von Hohensax, Abt zu St. Gallen starb 1219 und ward vor St. Othmarskirche unter dem Helmhaus begraben"). Dieses altschweizerische Wort: „Helm" oder besser noch „Heln" Haus (vom altdeutschen: „heln" d. i. bedeckt) wird noch heut zu Tage im Canton Glarus von einer solchen hölzernen Vorhalle der Kirche gebraucht, welche bey uns „Vorzeichen" heißt. Diese kleine hölzerne bedeckte Vorhalle der Wasserkirche, die anfangs nur auf hölzernen Pfählen stand, ward 1514 auf steinerne Pfeiler gesetzt, im Jahr 1563 unter dem Werkmeister Bartholomäus Käuffeler (welchen in seinem Werkmeistercostüm mit Zirkel und Zollstab jenes Schnitzbild von Holz darstellt, das auf jenem Helmhause an einer Säule angebracht war, jetzt in der Wohnung des Staatsbauinspektors unten an der Haustreppe, nicht eben am zweckmäßigsten Orte, aufgestellt ist) zu einem unförmlichen mit mehrern Dachboden versehenen Gebäude umgewandelt. In demselben war an der mittlern Säule als Urmaß der Zürcherelle ein eiserner Stab befestigt. Dieses zweyte Helmhaus ist in Bullingers Prospekten von Zürich getreu abgebildet, indem es bis 1789 stand, wo

es endlich dem gegenwärtigen schönen steinernen Gebäude weichen mußte.

(27) Der Schuldheiß, als Stellvertreter des Advocatus, oder judex publicus, wie der kaiserliche Vogt in ältester Zeit hieß, mußte anfangs, wie dieser, sein Gericht auf öffentlicher Ding- oder Gerichtsstatt an freyer Reichsstraße halten. Später aber geschah es nicht mehr unter freyem Himmel, sondern unter bedeckten Vorhallen der Kirchen, wo man gegen die Witterung geschützt war; besonders aber „in lobio ante capellam, quae dicitur aquatica", wie es in den Urkunden heißt, d. h. in der Laube vor der Wasserkirche, also unter dem Helmhause. Darauf bezieht sich auch der Rathsbeschluß vom Jahr 1324. „Ein Schultheiß soll anfahen richten, so man in der Wasserkilchen (die Messe) gesungen hat oder so man in den Rath geläutet hat, und soll das Gericht währen bis man Fronmesse gesungen hat." Diese Uebung blieb bis ins Jahr 1414. da Burgermeister, Rath und Zweyhundert einhelliglich erkannten, „daß man das Gericht, so bisher unter (vor) der Wasserkirchen gewesen ist, daß man das nun hinanhin alle Samstage früh an der Stangen haben solle." Daher der Name des ehemaligen Stangen- später Vogtgerichtes.

(28) Diese Orgel, welche mit den übrigen bey der Reformation abgebrochen worden, war 1485, ein Jahr nach Erbauung der Kirche, von einem Mönche aus St. Blasien, Conrad Sittinger verfertigt, demselben, der früher auch die Orgel beym Frauenmünster gebaut hatte (S. Note 280).

(29) Diese Siegeszeichen wurden ebenfalls bey der Reformation von da weggeschafft und zu den übrigen erbeuteten Fahnen ins Zeughaus gebracht, wo jetzo noch einige von ihnen im dortigen Waffensaale zu sehen sind.

(30) Dieser Hans Felder, Baumeister der St. Oswaldskirche in Zug, und von welchem auch die Kirche zu St. Wolfgang mit ihrem schönen Tabernakel herrühren soll, ein sehr geschickter Steinmetz, von Oettingen im Ries (im Würtembergischen) gebürtig, ward auf Lichtmesse 1475 seiner Kunst wegen mit dem Bürgerrecht in Zürich beschenkt, wie dieß

häufig gegen Künstler, vornämlich gegen Architekten, geschah, und hierauf zu der Stadt Werkmeister in Stein erwählt. Höchstvermuthlich ist er auch der Erbauer des herrlichen Chores der 1493—1495 neu aufgeführten Kirche in Meilen, dessen hohe Fenster, gewaltige Strebepfeiler und manigfach sich durchkreuzende Ribben des netzförmigen Gewölbes mit der von ihm erbauten Oswalds- und Wasserkirche so viel Aehnlichkeit haben. Er scheint jedoch in Waldmanns Fall verwickelt und deßwegen seiner Stelle entsetzt worden zu seyn. Denn auf Samstag vor Pankratius 1489 baten die Eidgenossen den (hörnernen) Rath, daß Meister Hans Felder wieder zum Werkmeister angenommen werde; aber Meister Steffan (Rüzenstorfer) der Steinmetz, erhielt dieses Amt Samstag nach Pfingsten, der es bis an sein Ende (1520) blieb, und unter welchem die Münsterthürme vollends aufgeführt wurden.

(31) Es ist das jetzige Salzhaus gemeint, welches damals noch einzig zum Kaufhause diente und erst 1541 auch zum Salzhaus eingerichtet wurde. Im Jahr 1414 hatte die Stadt dasselbe nebst dem Thurme von den Edeln, Johannes von Bonstetten und Ulrich von Landenberg erkauft; und neuerlichst hat es unsere Stadtverwaltung zur Erweiterung des Kaufhauses wiederum käuflich an sich gebracht. Einer der letzten Privatbesitzer dieses Hauses und Thurmes war zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts der Ritter Johannes von Seon, der auch 1383 Schultheiß am Stadtgericht in Zürich war (nicht zu verwechseln mit dem Ritter Johannes von Seen oder Seeheim, der im Jahr 1359 Meyerhof und Kirchensatz zu Höngg an das Kloster Wettingen verkaufte). Durch seine Verwandtschaft mit den Edeln von Hottingen kam er in den Besitz sowohl dieses Hottingerthurmes als des Kirchensatzes zu Kilchberg. Sein Vater Johann von Seon war schon im Jahr 1356 mit seiner Gemahlin und allen ihren Kindern zum Bürger angenommen worden.

(32) Martin von Bartenstein, aus Franken gebürtig, ein Augustiner des Regular-Ordens, die man Canonici regulares oder Chorherren hieß. Er lebte schon gegen Ende des fünf-

zehnten Jahrhunderts in jenem Stift auf dem Zürichberge, und schrieb für eine gewisse Frau von Arms, wahrscheinlich eine hiesige Nonne, die Legende von Felix und Regula in deutscher Sprache, welches Manuscript noch jetzt die Stadtbibliothek aufbewahrt.

(33) Hier erzählt uns also ein vermuthlicher Augenzeuge die erste Entdeckung des Heilwassers bey der Wasserkirche, welches anfangs sehr geschätzt und gesucht, in Kurzem aber seiner Unbedeutsamkeit wegen wieder so ganz vernachläßigt wurde, daß schon unmittelbar vor der Reformation von demselben nicht mehr die Rede, und im Laufe dreyer Jahrhunderte sodann jede Erinnerung davon völlig erloschen war, bis bey Erbauung des neuen Helmhauses im Jahr 1789—1792 die Trockenlegung des Grundes rings um die Wasserkirche diese laulichte Schwefelquelle von geringem Gehalte wieder zu Tage brachte, welcher man im Innern der Kirche selbst, wiewohl umsonst, nachspürte, und die sodann an dem Orte, wo sie hervordringt, an der obern Ecke der Kirche gegen Mittag, eingefaßt, und mittelst eines vom Wasserrade der obern Brücke getriebenen Pumpwerkes ist laufend gemacht worden.

Da es übrigens hier zu viel Raum einnehmen würde, die Geschichte unserer Wasserkirche von ältester Zeit bis auf die neueste, nach ihren abwechselnden merkwürdigen Schicksalen und Umwandlungen, durch welche sie erst eine kirchliche, dann eine merkantilische und endlich eine literarische Bestimmung erhielt, ausführlich zu erzählen, so behalte ich mir vor dieß gelegentlich in einer eigenen Schrift zu thun, unter dem Titel: „Die Wasserkirche in Zürich in ihren drey Perioden. Ein historisch-topographischer Versuch."

(34) Schon unter den ersten bekannten Räthen der Stadt (Ao. 1111) kommt ein Conrad Fink vor, als einer aus den freyen, ritterbürtigen Geschlechtern. Sodann war Johannes Fink der dritte Bürgermeister von Zürich, Nachfolger des Rüdger Maneß. Die Finken wohnten im vierzehnten Jahrhundert oben und unten an der Kirchgasse. So besaß z. B. Ritter Heinrich Fink 1315 die jetzige Provisorey unten an

der obern Kirchgasse. Daher das derselben als einem Ritterhaus angebaute thurmähnliche Gebäude. Andere Finken wohnten oben an derselben Gasse, im jetzigen Chamhause z. B. so wie auch im Steinhause; daher der dortige Platz innerhalb des Lindenthores „der Finken Hofstatt" hieß (s. Note 109). Noch andere wohnten unten an der untern Kirchgasse am Gestade. So kommt wirklich in den ältesten Steuerbüchern vom Jahr 1357 vor „der Finken Haus am Stad." Auch findet sich in einer Urkunde der Stift vom Jahr 1306 ein Conrad Vink, und Anna seine Wirthin, nebst Sohn und Töchtern, der ein Haus auf Dorf am Stad hatte. Höchstwahrscheinlich war jenes Hans eben dasjenige, welches noch heut zu Tage zum Finken heißt. Wie denn gar häufig, und sehr erklärlich der Geschlechtsname der Hauseigenthümer im Verlaufe der Zeit auf das Haus übergetragen wurde. Daher erklären sich denn die sonderbaren, sonst ganz unbegreiflichen Namen vieler Häuser unsrer Stadt.

(35) Diese ehemalige Schiffleutenzunft war laut den ältesten Steuerbüchern 1357 der Truchsessen, dann der Edeln von Hüneberg Haus; wechselte später mehrmals den Besitzer, bis 1425 die Schiffleute dieß Haus um 122 Rhein. Gulden erkauften und zu ihrem Zunfthause wiedmeten, daher auch seinen bisherigen Namen: „zum goldenen Engel" in den „zum goldenen Anker" (welches Wappen auch die Schiffleutenzunft in Basel führte) verwandelten. Jene große Trinkstube über dem Bogen ward im Jahr 1498 erbaut. Im Jahr 1771 ward dieses Zunfthaus abgebrochen und im Jahr 1773 das neue Gebäude vollendet, welches dann bey der Auflösung der Zünfte 1798 in Privathände überging.

(36) Dieses Haus gehörte im vierzehnten Jahrhundert dem deutschen Ritterorden des heil. Johannes vom Spital zu Jerusalem, und heißt 1370 „Graf Hugen Haus." Dieser Graf Hugo von Werdenberg war oberster Meister St. Johannesordens, und Commenthur des Hauses Wädenschweil und Bubikon. Es war also dieß Haus jenen Commenthureyen zustän-

dig, und erhielt daher seinen Namen, weil dieser Orden ein weißes Kreuz in schwarzem Felde als Wappen führte.

(37) Diese Kriegen theilten sich in zwey Stämme, die sich nach ihren Wohn= und Stammhäusern — der eine die Kriegen zur Sonne, die andern die Kriegen zum Adler hießen. Das Haus zur Sonne am Finkenstad (Nro. 173) hörte aber schon zu Ende des vierzehnten Jahunderts auf, eine Besitzung jenes erstern Stammes zu seyn, indem Rüdger Brun, der mit einer Anna Krieg vermählt war, und lange Zeit dasselbe bewohnte, es im Jahr 1398 an einen Rüdiger Schönenbuel verkaufte, von welchem es dann an die Kielen gekommen, welche es bis ins sechszehnte Jahrhundert besaßen.

(38) Bluntschli, der (S. 531 seiner Merkw. d. Stadt u. Landschaft Zürich) die grundlose Meinung vom Wellenberg, als einem schon zur Römerzeit vorhandenen Leuchtthurme, mit solcher Entschiedenheit ausspricht, als hätte man hierüber die vollkommenste Gewißheit, (was ihm dann, wie viel anderes noch, die Spätern ohne weitere Prüfung nachschrieben) leitet den Namen „Wellenberg" her von den an den Felsen, worauf derselbe erbaut, anschlagenden Wellen. Eine sehr unrichtige Ableitung, welcher sowohl die Schreibart, als die Aussprache widerspricht. Welle als Wasserwoge ward nämlich bey uns stets mit a sammt dem Umlaut (Wälle) geschrieben, und wird immer noch also ausgesprochen; da hingegen der Name „Wellenberg" sowohl in allen alten Schriften als auch in der Aussprache ein reines, scharfes, hohes e (é) hat. Es muß daher diese Benennung von einem ganz anderen Worte hergeleitet werden, und dieses scheint mir das altdeutsche Wort: Wal, Wel zu seyn, welches Kraft, Stärke, Macht bedeutet, und sich noch in den Wörtern: „Gewalt" und „Walten" d. i. Macht, Stärke haben und ausüben, als Stammwort erhalten hat. Es ward dieß Wort vormals auch Personen als bezeichnender Beyname ertheilt, z. B. N. N. Edlibach, zugenannt der Wal, d. i. Starke; und eben daher war „Well, Wello" ein altes Zürichergeschlecht. Daher finden wir ferner

alte feste Schlösser mit diesem Namen belegt. So heißt bekanntlich das eine halbe Stunde über Frauenfeld hinauf liegende alte Schloß: „Wellen- oder Wellonberg." Es ist aber das altdeutsche Wort „berg" (eigentlich bergc, berch) gleichbedeutend mit „burg", und wird oft mit letzterm abwechselnd gebraucht. So finden wir jenes Schloß Wellenberg und Wellenburg genannt. Als Bestätigung dessen finden wir auch die ältesten Oerter, Schlösser, u. s. w. deren Namen sich mit „berg" endigt, keineswegs immer auf Berghöhen, sondern gar häufig in flachem Thalgrunde gelegen. So lag z. B. das Städtlein Glanzenberg unterhalb Fahr, am Ufer der Limmat, die alte Veste Regensperg auf einem niedrigen Hügel am Katzensee, das Schloß Liebenberg im Brand in einer Ebene bey Grüningen, Schollberg im Flachthale dicht am Rheine u. s. w. So heißt denn Wellenberg oder Wellonburg nichts anders als ein starker, fester Ort, Schutzort; eine Bedeutung, welche auf unsern Wasserthurm vollkommen paßt.

(39) Das jetzige Thurmhaus, nach seiner ganzen Bauart, so wie auch nach alten Urkunden, ebenfalls ein alter Thurm; wiewohl es seinen Namen nicht von seiner Gestalt, sondern daher hat, weil der hier wohnende Zoller bey den Schwirren (der Name Zollhaus und der Standesschild war bis auf neuere Zeit daran zu sehen) von Alters her zugleich den Wellenberg zu besorgen hatte, und daher schon 1428 Thurmverseher (jetzt Thurmhüter) hieß.

(40) Diese jetzige Apotheke war schon im vierzehnten Jahrhundert ein wohlgelegenes Wirthshaus, und blieb es bis ins Jahr 1672, wo dem damaligen Besitzer dieses Hauses, Herr Zunftmeister Heinrich Denzler, obrigkeitlich erlaubt ward, die Wirthschaft aufzuheben, doch unter der Bedingung, daß er den Tavernenschild nicht verkaufe, sondern beym Hause behalte.

(41) Es ist eben die Anna Reinhart, von welcher jene sprachen, Tochter des damaligen Rößliwirthes, Oswald Reinhart, und nachherige Gattinn Zwingli's, (sie hatte übri-

gens noch drey Schwestern, Regula, Elisabetha und Dorothea, und einen Bruder, Bernhard) bekannt wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und insgeheim verlobt mit dem jungen Meyer von Knonau, Jkr. Gerold Meyers Sohne, welcher sie in eben diesem Jahre 1504 zu großem Verdruße seines Vaters heurathete, und dann mit ihr im Höfli (in Meyershöfli, zum Unterschiede von Meyershof, wo sein Vater war, also genannt) wohnte. Man sehe die Schrift: Anna Reinhard, Gattinn und Wittwe von Ulrich Zwingli. 8. Zürich 1820.

(42) Dieses Haus nebst anstossendem Thurm, den Manessen zugehörig und von dem Schulherr Rudolf Maneß der Chorherrenstift kaufsweise überlassen, kaufte im Jahr 1346 von dieser der Abt des Klosters Rüti, dessen Amthaus es nebst dem dazu gehörigen unter dem Hause zum Till liegenden sogenannten Rüti-Keller von da an war bis zur Sekularisation des Klosters zur Zeit der Reformation, wo es dann vom Rath im Jahr 1580 dem letzten Abt von Stein am Rhein, Martin Gyger, der nebst des Klosters noch rückständigen Briefschaften auch seine Herrschaft Steinegg im Thurgau an Zürich übergab und dafür das Bürgerrecht nebst einem Leibgeding erhielt, in Besitz gegeben, und nachher dessen Erben und Nachkommen verkauft wurde; daher dasselbe dann das Gygerhaus hieß, so wie die Gasse noch heut zu Tage die Gygergasse heißt.

(43) Dieses vormalige Wirthshaus zum goldenen Schaf gelangte im Jahr 1538 tauschweise an die Zunft der Schneider, Kürsner und Tuchscheerer, indem ihnen Andreas Hermann dieses sein eigenthümliches Haus gegen ihr bisheriges Zunfthaus, das Haus zum schwarzen Horn, (welches sie seit dem Jahr 1516 besaßen; vorher war das alte Schnecklein ihr Zunfthaus, s. Note 9) abtrat; worauf die Zunft gleich im folgenden Jahre die große untere Stube zu einer Zunftstube einrichten ließ. Der Saal ward erst zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut.

(44) Zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war auch das neben dem Raben stehende Haus „zum Hecht" ein Wirthshaus, welches in späterer Zeit von dem Besitzer des Raben

angekauft und mit diesem Hause zu Einem Gasthofe vereinigt worden.

(45) Erst der weite Platz genannt, vielleicht von der weiten Gasse, die in denselben ausläuft, auch vom anliegenden Hause zum Hecht, Hechtplatz, auch: der alte Hechtplatz, und abgekürzt: der alte Platz, jetzo noch die gewöhnlichste Benennung.

(46) So nannte man früher die im Jahr 1454 erbaute Wasserporte, die wir jetzt mit dem abgekürzten Namen „Grendel" belegen, während früher weit richtiger die ganze Reihe der Pallisaden von der großen zur kleinen Stadt hinüber „Grendel" d. i. Begrenzung, Einschließung, Grenz- und Sperrlinie genannt wurde.

(47) Es ist der Einsiedlerhof gemeint, bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts das Eigenthum der Familie Haab, eines alten Zürichergeschlechtes, aus welchem Herr Johannes Haab von 1542—1561 Bürgermeister war. Dieses Geschlecht hatte, nach der Sitte damaliger Zeit von seinem Wohnorte bezeichnet zu werden, seinen Namen daher, weil es hier in der Haab wohnte, d. h. an dem Orte, wo die alte, einem kleinen Hafen ähnliche Schifflände, oder — nach dem alten, jetzo noch an unsern beyden Seeufern gebräuchlichen Namen — die Haab war. Im Jahr 1567 kaufte der oberste Meister des deutschen Ordens, N. N. von Schwalbach dieses Haus von dem damaligen Besitzer für 1600 Gulden, und nannte es zum weissen Kreuz. Der Orden behielt dasselbe jedoch nicht länger als bis 1618, wo er es sammt dem dabey liegenden Garten der Stadt Zürich verkaufte, welche es dann in gleichem Jahre wieder an Jkr. Oberst Caspar Schmid käuflich überließ. Dieser traf hierauf einen Tausch mit dem Abte von Einsiedeln, welcher ihm dagegen seinen bisher auf dem Münsterhofe befindlichen Hof abtrat; wodurch also das einst Haabische, dann Schmidische Haus des Klosters Einsiedeln Hof oder Amthaus ward, und es bis auf die neueste Zeit blieb, in welcher es jetzt vom Kloster wieder veräußert worden.

(48) So hieß vormals die heutige Thorgasse; sie ward auch, wegen einigen daran befindlichen Schmieden, zuweilen Schmidgasse genannt.

(49) Auch dieser Thurm, dessen Erbauung mit derjenigen der meisten andern, ebenfalls niedergerissenen Stadtthürme in eine nicht mehr genau auszumittelnde Zeit fällt, und auf welchem im Jahr 1581 zur Bequemlichkeit der Bewohner von Oberdorf und Stadelhofen eine Schlaguhr sammt Glocke war angebracht worden, wurde zu Anfang des Jahres 1812 abgebrochen.

(50) Eine alte, der Chorherrenstift zugehörige, fast ganz unbekannte Capelle, zumahl da sie keinen eigenen Caplan hatte, auch kein Capellengut besaß. Sie ward bey der Reformation (den 12. May 1525) niedergerissen, und was sich an Geld und Geldeswerth, z. B. Meßgewänder und Kelch, darin fand, dem Spital eingehändigt. Sie stand vor dem Oberdorfthor, wahrscheinlich da, wo sich jetzo der Schönenhof und seine Umgebung befindet.

(51) So heißt ein Thurm an der Ringmauer der Stadt Luzern gegen die Reuß hinab, der zu einer Hochwache oder Warte dient, von woher dieser Name entlehnt ist.

(52) Dieser 90 Schuh über den See erhabene und selbst 115 Schuh hohe Thurm, welcher, wie die alten Prospekte von Zürich zeigen, da, wo jetzt das Eßlingersche Pavillon sich befindet, erbaut war, und der vermuthlich von dem ihm gegenüber gelegenen „Geißbühel" seinen Namen hatte, wurde Donnerstags den 10. Juni 1652 von einem Blitzstrahle getroffen, welcher den unlängst zuvor dahin gebrachten Pulvervorrath von mehr als 400 Centner entzündete, und dadurch den Thurm gänzlich und mit solcher Gewalt zersprengte, daß die größten Steine über die ganze Stadt hin und selbst über den See gegen Wollishofen geschleudert wurden. Einer der Steine, welche besonders zahlreich in der Gegend der Großmünsterkirche fielen, findet sich in die Gartenmauer hinter dem Hause Nro. 188 an der obern Kirchgasse, wohin er fiel, eingefügt und hat die Aufschrift: „Strahlabend, 10. Juni 1652. I. M. P. T. H. R. L. (Joannes Müller Professor Theologiae hunc renovavit lapidem) 1684." — Durch diese ungeheure Explosion, welche an den Gebäuden der Stadt einen

Schaden von einigen hunderttausend Gulden verursachte, kamen sieben Personen ums Leben, und viele andere wurden mehr und weniger schwer verwundet.

(53) Es ist das Haus zum Sikust, links, unten an der Trittligasse Nro. 102 mit dem anstoßenden thurmartigen Gebäude.

(54) Er wohnte in dem Hause, das jetzt „zum steinernen Erker" heißt, Nro. 126, und welches um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von dem angesehenen Geschlechte der Biber, im fünfzehnten dann von dem Geschlechte Brun bewohnt war.

(55) Es hatte sich nämlich Waldmann im Jahr 1464 verehlicht mit Anna Landolt, der Wittwe des kurz vorher frühzeitig verstorbenen Einsiedleramtmanns, Ulrich Edlibach, genannt Schüchzer von Hinterburg. Sie brachte aus erster Ehe dem Waldmann einen Sohn zu, eben diesen Gerold Edlibach, nachherigen Seckelmeister, ihm selbst aber gebar sie keine Kinder. David von Moos in seinem „astronomisch-historisch-politisch-kirchlichen Kalender für Zürich" gibt dem Bürgermeister Waldmann irrig zwo Gemahlinnen. Er schreibt nämlich (Thl. 3. S. 193 Note): „Neben seinem (Waldmanns) Grabstein wurden auch seine zwo Gemahlinnen vergraben, nämlich Frau Edlibach und Frau Anna Landolt von Marbach, Ulrich Edlibachen sel. von Hinterburg, gewesenen fürstlichen Einsiedleramtmanns zu Zürich hinterlassene Wittwe." Diese Frau Edlibach und Frau Anna Landolt ist aber eine und dieselbe Person. Diese Unrichtigkeit ist auch in Erni's Chronik der Stadt Zürich S. 134 aufgenommen.

(56) Diese Bilgeri, mit den reichsten und vornehmsten Zürichergeschlechtern vielfach verschwägert, theilten sich ebenfalls in zwey Stämme, nach ihren Wohnhäusern, und hießen sich daher die einen Bilgeri am Bach (im Neumarkt, wo sie den Thurm am Wolfbach besaßen), die andern die Bilgeri zum Steinbock. Von beyden Stämmen fanden sich Bilgeri unter den bey der Brunischen Staatsveränderung abgesetzten, und entflohenen, dann aber gegen ihren Eid heimlich

zurückgekommenen alten Räthen, von denen in der Mordnacht einige erschlagen, andere gefangen und hernach hingerichtet wurden.

(57) Ich fand irgendwo, daß am Hause zum Schwibbogen (Nro. 99) einst folgender Reim solle gestanden haben:

Schwibbogen ward dieß Haus genannt vor alten Zeiten,
Als Pfister Wackerbold die Stadt auf selber Seiten
Aus böser Rach verbrannt bis an das ober Thor,
Das hier an diesem Haus damals gestanden war.

Dieser Reim mochte aber nur aus dem siebzehnten Jahrhundert herrühren.

(58) Dieser alte „Richtbrief der Burger von Zürich" ist die nach und nach zusammengebrachte merkwürdige Sammlung der ältesten Gesetze und Verordnungen des Rathes von Zürich aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert, im Jahr 1304 in einen Codex zusammengeschrieben, welchem dann die spätern Rathsbeschlüsse angehängt wurden. Er führt folgenden Titel: „Diese Gesezzede, die an diesem Brieve geschriben sind, hand die Burger von Zürich durch Friden und durch Besserunge der Stadt zu Ehren unter in selben ufgesezzet, darnach der Rat, der mit der Burger Wille genommen wird, richten soll." Er findet sich aus einem in der Bibliothek Herrn Doktor J. Jakob Scheuchzers befindlich gewesenen uralten pergamentenen, in groß Octav geschriebenen, am Ende defekten Codex abgedrukt in der Helvetischen Bibliothek (8. Zürich 1735.) 2s Stück S. 1—83. Von einer weit systematischern Abfassung desselben durch den Stadtschreiber Niklaus Mangold befindet sich das Original in der Sakristey beym Großmünster.

(59) Siehe die spätere Note 422.

(60) Die Vorstädte oder neuen Ansiedlungen vor den eigentlichen Städten wurden vor Altem Villae genannt. So hieß z. B. Kleinbasel, welches erst 1270 mit Mauern umgeben ward, also bis auf jene Zeit nur eine Vorstadt von Basel ausmachte, villa Basilea, die Vorstadt Speier villa Spira. Auf diese Weise wurden sie unterschieden von der Stadt

selbst, welche castrum (so z. B. Zürich, castrum Thuricinum) später auch civitas hieß. Daher in Frankreich la cité, in England the city, die Altstadt (in Straßburg, Dresden u. a.), also die eigentliche, ursprüngliche, älteste Stadt, noch ehe die Vorstädte durch gemeinsame Befestigungswerke mit ihr verbunden wurden.

(61) Diese jetzige Leutpriesterey war im Jahr 1273 von Ulrich von Regensperg, der das Haus einst von Johannes Wello, Ritter, erkauft hatte, für 52 Mark Silber der Stift käuflich überlassen, von ihr zur Schuley bestimmt, und daher dem Chorherr M. Berchtold, dem ersten erwählten Schulherrn, der auch selbst 42 Mark an diesen Kauf geschenkt, zur Wohnung eingegeben worden. Erst seit 1412 wurde sie, mittelst eines Tausches, die Wohnung des Leutpriesters, welcher bisdahin in der jetzigen Schuley, Nro. 185 an der obern Kirchgasse war. Auch Zwingli wohnte einst, jedoch nur vom Jahr 1519 — 1522, in der Leutpriesterey.

(62) Das Original dieser sogenannten Stiftungsurkunde ist nicht vorhanden, die sowohl in Zürich als Luzern existirenden Copien derselben haben, jede ein anderes, beyde ein offenbar falsches Datum.

(63) Man sehe Jo. Naucleri Chronica und die Kriegische Chronik (Helv. Biblioth. Thl. II. S. 155). Diesen schließen sich an die sogenannte Brennwaldsche Chronik S. 27 und Stumpfs Chronik. Bch. VII. S. 6.

(64) Dieses alte Gemälde, welches unter anderm auch in Müllers schweiz. Alterthümern abgezeichnet ist, war, laut einer Anzeige von Hrn. Canonicus J. J. Breitinger, im Jahr 1764 noch im Stiftssaale der Probstey vorhanden, ob es aber jetzo noch sich vorfinde, ist mir unbekannt.

(65) So wurde in dieser Münsterkirche der St. Pankratiusaltar Ao. 1104, der Altar in der Gruft 1107, der St. Martinsaltar im Chor 1117, der St. Magdalenenaltar 1146, bischöflich geweiht laut den Jahrzeitbüchern; woraus sich ergibt, daß die Kirche im eilften Jahrhundert bereits erbaut seyn mußte. Die Altäre wurden häufig viele Jahrzehnde nach

ihrer Errichtung erst eingeweiht. Daß indessen noch im dreyzehnten Sekulo an der Kirche gebaut ward, beweist ein Ablaßbrief von Cardinal Petrus vom Jahr 1251 und 1255, worin er meldet, daß Probst und Capitel der Stift St. Felix und Regula zu Zürich, ihre Kirche, welche von ihren Vorgängern angefangen worden, vollbringen möchten, aber zu diesem köstlichen Werke nicht Mittel genug hätten; daher er, unter Verheißung reichlichen Ablasses, die Stadt ermahnt, ihnen hiezu kräftige Beyhülfe zu leisten. Um diese Zeit mochte hauptsächlich das — nach seiner Bauart viel spätere — innere oder hintere Chor angebaut worden seyn, zumal da eine Urkunde besagt, daß der daselbst stehende Hochaltar im Jahr 1289 sey aufgerichtet und von Hermann, Bischof zu Augsburg, eingeweiht worden.

(66) Wie die beyden Thürme ungefähr aussehen mochten, zeigt die Vignette im Neujahrstücke der Hülfsgesellschaft vom Jahr 1814. Auch von den beyden Münsterthürmen in Basel war der linke anfangs nicht höher als bis zum Dache des Schiffes aufgeführt. Erst zwischen 1488 und 1500 ward er von Capitel und Rath völlig aufgebaut wie der andere.

(67) Zum Bauherrn für diese Münsterthürme war Hans Meiß, des Raths, verordnet. Die Verfertigung der Helme ward einem Wiederkehr, doch in Gemeinschaft mit Rudolf Kunz, dem (Zimmer-) Werkmeister, aufgetragen; die Bemahlung der Helme und Vergoldung der Knöpfe gewissen Zeinern; die Bedeckung derselben mit Bley aber einem Meister Walther Sager von Bremgarten übergeben. Diese Gestalt blieb den Thürmen (nur daß 1510 das Bley wegen seiner allzugroßen Last wieder weggenommen und die Helme dagegen mit Schindeln von Lerchenholz gedeckt; der Glockenthurm aber, nach dem 1575 sein Helm abgebrannt, mit Kupfer beschlagen, endlich aber 1715 auch wieder mit Schindeln belegt worden) bis im August 1763 ein Blitzstrahl den Helm des Thurms entzündete, daß er bis zum Glockenstuhl niederbrannte. Nun ward 1770 auch der Helm des Karlsthurmes abgetragen, und, wie auf den Glockenthurm,

eine steinerne Gallerie mit Pyramiden in den vier Ecken aufgesetzt; endlich im Jahr 1779 auch diese Gallerie abgebrochen, das oberste Stockwerk beyder Thürme neu aufgeführt, und auf dasselbe eine gothische, achteckigte hölzerne Haube gesetzt, an welcher jede dieser acht Seiten oben in einen Spitzbogen ausläuft, wie wir sie jetzt sehen.

(68) Siffridus presbyter berichtet uns (bey Pistorius I. p. 1930) über Karl den Großen folgendes: „Carolus Magnus in diebus dominicis et festivis utebatur vestimentis regalibus, ornatus sedebat, gladium super genua per transversum tenens."

(69) Der erste Probst, der Kaiser Karls Bild in sein Siegel aufnahm, und zwar genau dasselbe, wie es am Thurme erscheint, und sogar mit der Unterschrift: KAROLUS, war, so viel wir wissen, der Probst Heinrich Maneß im Jahr 1259. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß das Bild am Thurme schon damals existirt hat und in jenem Siegel copirt worden. Vielleicht auch, da jenes Siegel kurz nach der Zeit zum Vorschein kommt, aus welcher die Ablaßbriefe zum Behufe der Vollführung des Großmünsterbaues datirt sind (s. Note 65), könnte eben um diese Zeit der Thurm mit diesem Bildnisse geziert worden seyn; wenigstens nicht später, denn die Frage, ob dasselbe erst bey völliger Aufführung des Thurmes im Jahr 1490 sey hinaufgesetzt worden, ist für uns dadurch völlig entschieden, daß den 18. Juli 1770 bey Abschleißung des Helms vom Karlsthurme im Knopfe desselben, nebst zwey bleyernen Tafeln, noch ein geschriebener Zeddel gefunden wurde, der eine Copie jener (nicht mehr vorhandenen) Bleytafeln enthielt, welche im Jahr 1490 in denselben war gelegt worden. Dieser Zeddel, eine 1 ½ Ellen lange Schriftrolle, fing also an: „Anno domini M° CCCC° LXXXX° ward diser Turn von Kaiser Karls Bild hinuf gemurt und der Helm g'macht und war der Zit Baptistalis Burgermeister Her Cunrat Schwend, Ritter u. s. w", woraus sich also unzweydeutig ergibt, daß sich dieses Steinbild längst zuvor schon am Thurme befand. Auch das Rohe

und Plumpe des Werkes (nur das Baldachin, unter welchem der Kaiser sitzt, ist neuere Arbeit) zeugt für dessen hohes Alterthum. Schinz (Verfasser der Geschichte der Handelschaft der Stadt und Landschaft Zürich. 8. 1765), ein großer Kenner und Forscher des Mittelalters, so wie er überhaupt die Erbauung des gegenwärtigen Großmünstergebäudes Kaiser Otto, dem Großen, zuschreibt, hält auch dieses Bild für eine Vorstellung dieses in seiner Majestät mit dem Schwert auf dem Schooße zu Gerichte sitzenden Kaisers, nicht aber Karls des Großen; und jenes Bild zu Pferde am Glockenthurme nicht für den Herzog Ruprecht, sondern für Burkhard II, Herzog von Schwaben, der von 954—974 regierte, auch Landgraf im Thurgau war und im Jahr 965 für den Kaiser glorreich focht. Aber wenn jenes sogenannte Karlsbild wirklich den Kaiser Otto ursprünglich vorstellte, wie sollte die Ueberlieferung hievon sich schon nach dreyhundert Jahren verloren, und in die seither unverändert fortgepflanzte Sage sich verwandelt haben, daß es Karls des Großen Bild sey? Mag immerhin Krone, Haupthaar, Bart und Kleidung des Bildes mit der Otto des Großen vollkommen übereinstimmen, so beweist dieses weiter nichts, als daß Kaiser Karl in Otto's Costüm abgebildet, und dieses Bildwerk zu Otto's Zeit verfertigt worden.

(70) Schade nur, daß dieser merkwürdige Haupteingang durch die später, wahrscheinlich erst nach der Reformation, darüber erbaute, auf das Gewölbe führende Doppeltreppe, welche noch durch ein hölzerners auf vier Säulen ruhendes, weit in den Kirchhof hinaus stehendes Vordach, das noch in den 1760er Jahren vorhanden war, bedeckt wurde, nicht nur gänzlich entstellt, sondern zur Hälfte vermauert und unkennbar gemacht worden. Es hat übrigens dieser Eingang die größte Aehnlichkeit mit der Hauptthür der Kirche des Klosters Petershausen bey Constanz, (Man sehe: Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein. Fol. Freyburg 1825. Erstes Heft. Taf. II.), welche im Jahr 1175 von einem gewissen Wezilo, als Baumeister, aufgeführt worden.

(71) Dieser Baustyl wird von den Neuern der vorgothische, auch der byzantinische genannt.

(72) Kenner der alten Architektur wollen jedoch behaupten, daß diese Vogelgestalt mit dem Reuter in keiner Verbindung stehe, sondern nichts weiter als eine von den willkührlichen Verzierungen sey, welche an dem Gesimswerke der Pfeiler beynahe in jeder Ecke angebracht sind.

(73) Es sind allerdings viele Gründe, die wider jene Erklärung sprechen. Allervorderst findet man unsere alten Stadtheiligen nirgends anderst als mit den abgeschlagenen Häuptern in den Händen vorgestellt; es müßte denn angenommen werden, daß diese Vorstellung erst nach Erbauung der Großmünsterkirche aufgekommen wäre. Ferner wäre gar nicht zu erklären, was mit dem Buche bezeichnet werden sollte, welches die männliche Figur in ihrer Rechten trägt. Und endlich sind die beyden Heiligenfiguren offenbar in einer Handlung nicht gegen den zu Pferde sitzenden König, sondern gegen einander begriffen, indem die männliche der weiblichen einen Palmzweig darzubieten scheint, welchem diese ihre Rechte entgegenstreckt. Dieß scheint eher auf die bekannten Vorstellungen von Christus und Maria hinzuweisen. Auf jeden Fall ist die Bedeutung dieser drey Figuren noch nicht enträthselt.

(74) Auch über diese, die Ermordung eines Guido bezeichnende, Darstellung aus der italienischen Geschichte ist man noch im Dunkeln. Diejenige Vermuthung ist noch immer die wahrscheinlichste, welche Schinz (Schweiz. Museum. 1789. Jahrg. V. Heft 7. S. 546—549) aufstellt. Otto der Große hatte dem Adelbert, der, nebst seinem Bruder Guido, Berengars Sohn und Graf von Jvrea war, die italienische Krone entrissen, welche derselbe aber nach Otto's Entfernung aus Italien wider an sich zu reißen suchte. Otto schickte nun im Jahr 965 den Herzog Burkhard von Schwaben mit einem Heere wider denselben nach Italien, welchem es gelang, Adelbert und Guido am Poflusse zu überfallen, zu schlagen, und letztern vielleicht eigenhändig zu tödten. So berichtet nämlich Hermannus Contractus: Burghardus Dux Suevorum,

Italiam hostiliter invadens, Adalbertum pugna victum fugavit, fratremque ejus Widonem occidit, et ad imperatorem victor rediit. Und Giulini schreibt (T. II. p. 367): Gottfredus Episcopus mediolanensis contra filios Berengarii dimicavit, quorum Widone interfecto, Conone pactione quieto, Adalbertus caeteris animosior, diebus vitae omnibus factus est in diversa profugus. Diesen für ihn und für Italiens Ruhe so wichtigen Sieg mochte Otto durch jenes Basrelief in der Großmünsterkirche, welche gerade zu dieser Zeit (also nach jener Vermuthung in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts) von ihm angefangen worden, haben verewigen wollen.

(75) Nur in der Kirche allein standen fünfzehn Altäre, nämlich drey im Chor, einer in der Gruft unter dem Chor, sieben im Schiff der Kirche, und vier auf der Emporkirche, ohne diejenigen, welche sich in den Capellen an und in dem Kreuzgange befanden. In einem alten Manuscript aus der Reformationszeit, welches die öffentlichen Altäre in Zürich aufzählt, deren Gesammtzahl sich auf 97 beläuft, sind der Großmünsterkirche ein und zwanzig zugetheilt.

(76) In dem Nebengange auf rechter Seite stand nämlich St. Blasius Altar, einer der allerältesten, und St. Nicolai Altar, gestiftet 1335, und in demjenigen auf linker Seite (gegen dem Salzhaus) der zwölf Apostel Altar, und der eilftausend Jungfrauen Altar, 1331 gestiftet.

(77) Diese zu beyden Seiten der Chortreppe stehenden Altäre waren der St. Maria Magdalena Altar links, und der St. Carolus Altar rechts.

(78) Die Wappen der Schwenden (sie führten zwey verschiedene) sind jetzo noch, wiewohl beynahe erloschen, an der Gewölbdecke, da wo der Altar, wie unter einem Baldachin stand, in dieser, wie schon bemerkt, 1107 von Bischof Gebhard III von Constanz eingeweihten, noch vollkommen erhaltenen ganz trockenen und reinen Gruft zu sehen, welche gegenwärtig einer Buchhandlung zur Aufbewahrung ihrer Verlagsbücher und Papierballen dient. Sie hatte übrigens einen

gedoppelten Eingang, nämlich zu beyden Seiten der Chor-treppe, von welchen aber der eine längst zugemauert ist.

(79) Dieses Tafelwerk verdingte die Stift dem hiesigen Mahler Hans Leu im Jahr 1497 wiederum zu vergolden für 160 Pfund Haller. — Ob wohl das hier erwähnte „Conterfey der Stadt Zürich", von welchem auch Bullinger in seiner Chronik meldet, daß es sich im Großmünster befunden habe, das Gemälde war, welches sich gegenwärtig in zwey länglichten Tafeln auf dem Stadthause befindet, und dessen Verfertigung in das Ende des vierzehnten Jahrhunderts (also eben um das Jahr 1497) nach allen Anzeigen, gesetzt werden muß? Es war früher in den Händen eines Besitzers, der mit demselben zugleich noch ein anderes Gemälde auf Holz, eine Legende vorstellend, besaß, welches ziemlich gewiß aus der Münsterkirche kam. Nach seiner eigenen Erzählung aber hatte er diese beyden Tafeln der Axt eines Holzhackers entrissen, bey welchem er gerade vorüber ging, als derselbe sie vor dem Hause zum Rößli, aus welchem sie bey einer Zimmerrenovation eben fortgeschafft wurden, zerschlagen wollte. So daß dieselben doch eben so gut nur die geretteten Bruchstücke eines die beydseitigen Limmatufer der Stadt vorstellenden, die dortige Stube zierenden Privatgemäldes seyn könnten. Es wäre denn, daß man dieselben, als aus dem Großmünster in jenes Wirthshaus einst hinübergekommen, vermuthen wollte.

(80) Hier in dieser Seitencapelle also, in welcher bey der Reformation (1524), nachdem die Altäre daraus weggeschafft waren, die Thür gegen die Leutpriesterey herausgebrochen worden, lagen, nach der ältesten Sage, die Leiber von St. Felix und Regula begraben, nicht aber, wie man sonst meistentheils glaubt, in der Gruft unter dem Chor, da vielmehr solche Unter- oder Gruftkirchen im zehnten und eilften Sekulo gar häufig erbaut wurden zum Gedächtniß der Todten oder auch zum Andenken an den Gottesdienst der ersten Christen, die, um sich den Verfolgungen der Heiden zu entziehen, in unterirdischen Grüften und verborgenen Höhlen (Kryptae) ihre Zusammenkünfte halten mußten. Jenes köstlich eingefaßte und

mit einem sogenannten ewigen Lichte erhellte Grab unserer Stadtheiligen befand sich ungefähr auf der Stelle, wo jetzt das in den Boden eingesenkte, von Erz gegossene Grabmahl Beat Rudolf Göldlins ist, der 1697, als der letzte seines Geschlechtes, in Zürich starb, und der hier in einer 2 ½ Schuh hohen, eben so breiten und 7 Schuh langen ganz ausgegipseten Gruft ruht, neben welcher nun, im Grabe des sel. Herrn Bürgermeister Sigmund Spöndli († 19. Juni 1678) Jkr. Bürgermeister Joh. Conrad Escher († 1814) begraben liegt. — Es ward übrigens bey der Reformation diese Capelle zur Taufcapelle gleichsam gemacht, indem der Taufstein, welcher bis auf diese Zeit hinten in der Kirche bey dem hintersten großen Pfeiler auf der Seite des Salzhauses stand, in dieselbe versetzt wurde, wo er blieb, bis im Jahr 1595 beschlossen worden, daß die Taufe von nun an vor der ganzen versammelten Gemeinde geschehen solle. Zu welchem Zwecke statt des alten Taufsteins ein neuer verfertigt, und derselbe nunmehr in das Schiff der Kirche, unter die Kanzel gesetzt wurde, wo er sich gegenwärtig befindet.

(81) Das Gewölbe dieser Capelle, welche in der Mitte einen Scheidbogen hat, ist ursprünglich von gleicher Höhe mit der Abseite; später aber ward unter demselben ein zweytes Gewölb aufgeführt, und der zwischen inne liegende Raum zu einer Sakristey geordnet, welche, zum Unterschiede der gegenüberliegenden untern Sakristey, die obere hieß. In ihr wurden unter anderm auch wichtige Dokumente der Stadt, das vom Pabst Julius II der Stadt 1512 geschenkte Panner, das große Stadtinsiegel, u. a. m. von eigens dazu geordneten halbjährig wechselnden Schlüßlern in Kasten verwahrt. Im Jahr 1503 ward der Boden derselben mit glasirten Ziegelstücken von verschiedener Farbe neu belegt, wie die darauf befindliche Jahrzahl zeigt. Im Jahr 1574 ward dieselbe dann auch zu einem obrigkeitlichen Schatzgewölbe geordnet und eingerichtet, da zuvor alle Baarschaft des Staates bey den Secklern, wie man damals die Seckelmeister nannte, und später im Obmann-Amte lag.

(82) Wochenherr, Wöchner, Hebdomadarius, hieß derjenige unter den Chorherren, welcher eine Woche hindurch täglich das Hochamt auf dem Fronaltar zu halten hatte. Dieses Amt sammt andern kirchlichen Funktionen, welche nicht dem Leutpriester oder den Caplanen oblagen, wechselte wöchentlich ab, und ging der Reihe nach unter den Stiftsherren um, welche in drey Ordnungen eingetheilt waren, in Presbyters, Diakonen und Subdiakonen. Aus jeder dieser drey Ordnungen war zwar einer Wochenherr (also waren jedesmal drey Hebdomadarii), aber nur dem Presbyter kam das tägliche Hochamt zu.

(83) Das Verzeichniß des zur Zeit der Reformation in der Sakristey beym Großmünster vorgefundenen, und damals zu obrigkeitlichen Handen genommenen Kirchenschatzes ist noch vorhanden, in welchem alle jene benannten Stücke nebst vielen, andern, ausdrücklich erwähnt sind.

(84) Es ist das Vorgemach zwischen dem Kreuzgange und dem eigentlichen Chor, wo jetzt die Treppe auf den Kanzelboden angebracht ist, und aus welcher Vorlaube eine Thür unmittelbar in die Sakristey führte. Uebrigens war dieser Kanzelboden oder Lectorium zwischen Chor und Schiff vor der Reformation gar nicht vorhanden, sondern ward erst zu Zwinglins Zeit, und auf dessen Veranstaltung vermuthlich, errichtet, und zwar anfänglich von Stein aufgeführt, wovon ein Augenzeuge folgendes berichtet: „Anno 1526, auf Donnerstag den 27. Heumonats hat man den großen steinernen „Fronaltar zu den Barfüssern im Chor dannen gethan, und „morndeß am Freytag den großen hübschen, steinernen Fronaltar im Chor zum Frauenmünster, mit der Stadt Zürich „Werkleuten, und hatte man Muth, sie in allen Klöstern „zu einem Boden der Kanzel und Lätner zum großen Münster zu nehmen. Also auf St. Verenatag Anno 1526 legte „man den ganzen Boden mit diesen Steinen, und liegt der Prediger-Stein, der war fast (sehr) lang, in der Mitte: auf dem steht „der Prädikant Mr. Ulrich Zwinglin und andere nach ihm.— Und „auf St. Felix und Regula Tag that Mr. Ulrich Zwinglin die

„erste Predigt im neuen Predigtstuhl." (Wo die Kanzel zuvor gestanden, meldet unsere Erzählung) Bey der letzten Hauptrenovation der Kirche im Jahr 1766 ward dieser steinerne Kanzelboden mit der steinernen Kanzel wieder weggebrochen, und an seiner Stelle der jetzige hölzerne Kanzelboden errichtet.

(85) Diese Stiftsbibliothek, oder mit dem alten Namen Liberey (Libraria), die aber damals meist nur aus Kirchenbüchern bestand, befand sich in dem Flügel des Stift- oder Chorherrengebäudes, wo jetzt die französische Kirche, in dem Lokal gerade neben derselben, dessen Fenster den Schulen gegenüber in den innern Raum des Kreuzganges hinabsehen, und worin sich diese seit der Reformation vielfach und wichtig vermehrte Bibliothek fortwährend befand, bis sie erstlich auf einen obern Boden des Stiftsgebäudes gebracht, und endlich im Jahr 1815 in einem geräumigen Zimmer des Hauses zur Schuley, Nro. 185, an der obern Kirchgasse, aufgestellt wurde.

(86) Das erste der hier genannten Bücher befindet sich noch in der Stiftsbibliothek, das zweyte aber besitzen wir nicht mehr, es müßte denn der berühmte mit goldenen und silbernen Buchstaben auf violettes Pergament in Quart geschriebene, und gegenwärtig auf der Stadtbibliothek befindliche griechische Psalter jener Psalter Karls seyn, was an sich nicht unmöglich wäre, da der Kaiser griechisch las. Die Homilien sind ganz abhanden gekommen.

(87) Diese St. Michaelscapelle war da, wo jetzt die französische Kirche ist, in welcher man noch den Chorbogen dieser Capelle sieht. In derselben ward zu allererst nach der Reformation das Ehegericht, bevor es in die Leutpriesterey beym Frauenmünster, und später dann (1599) auf das alte Richthaus auf der Metzg verlegt worden, jedoch nur kurze Zeit gehalten. Im Jahr 1531 wurde sie sodann zu einer Sommerletzgen, Sommerhörsaal (collegium aestivum) für die Studierenden eingerichtet, und in dieselbe die biblischen Lectionen, die zuvor auf Zwinglis Anordnung und unter seiner Leitung

täglich im Chor der Großmünsterkirche öffentlich Statt hatten, verlegt; daher jetzo noch die lateinischen Gymnasialreden daselbst gehalten werden. Im Jahr 1683 wurde dieser Hörsaal den französischen Flüchtlingen zu Haltung ihres Gottesdienstes angewiesen, von welcher Zeit an, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf unsere Tage französischer Gottesdienst darin gehalten wird. Im Jahr 1766 ward aber diese von daher genannte französische Kirche erweitert, mit einem Taufstein versehen und seither für die Großmünstergemeinde nicht nur der Wochen-, sondern nun auch, vornämlich im Winter, ein Theil des sonntäglichen Gottesdienstes in ihr gehalten.

(88) Auf linker Seite (d. i. gegen dem Salzhaus) stand nämlich der St. Catharina Altar, und links vor demselben an dem hintersten Pfeiler der Fronleichnams-Altar; auf rechter Seite und jenen beyden parallel, des h. Kreuzes Altar, und vor demselben unter dem hintersten Bogen (gegen die Thürme) der h. drey Könige Altar.

(89) Es war der Caplan des h. drey Könige Altars und Pfrund in der Wasserkirche, Pelagius Kaltschmid, welcher damals den Organistendienst beym Münster versah.

(90) Bey dieser Capelle hatten im Kreuzgarten bis zur Reformation also die sämmtlichen Göldli ihr Familienbegräbniß, und wurden in dasselbe gebracht der Stifter und seine Gemahlin, von dessen Söhnen der berüchtigte Lazarus Göldli, (die beyden andern Söhne, Paulus, dessen Gemahlin Verena Meis in der Meisengruft begraben liegt (Note 95) und Jakob, welche 1445 in dem Treffen bey Wollrau umkamen, wurden zu Meilen begraben) und des Stifters Enkel, der Bürgermeister Heinrich Göldli und seine Gattinn. In der Capelle selbst waren folgende verstorbene Göldli mit Schild und Helm, auch Tag und Jahr ihres Todes an den Wänden verzeichnet, nämlich der Stifter Heinrich Göldli († 10. März 1435), die Gebrüder Paulus und Jakob Göldli, bey Wollrau erschlagen (1445), Heinrich Göldli in Britannien umgekommen (28. Juli 1488) und Heinrich Göldli († 1518). Dann die Göldli geistlichen Standes: Hieronimus Göldli, Custos

(† 4. Juli 1501), Carolus Göldli, Chorherr der Stift und zu Chur († 15. . .), Jakob Göldli, Chorherr († 16. Oct. 1514), Roland Göldli († 1518). Im Jahr 1565 ward die Capelle nunmehr abgebrochen und das Kreuzgärtlein eine Zeitlang zur Grabstätte für die in der Großmünstergemeinde wohnenden Mitglieder des kleinen Rathes bestimmt.

(91) Das Chorherren= oder Stiftshaus rührt noch von der ältesten Zeit her, da die bey diesem Stift den Gottesdienst versehenden Chorbrüder hier ihre gemeinsame Wohnung hatten. Es ist also nicht erst um das Jahr 1251 erbaut worden, wie Bluntschli (in seinen Merkwürdigkeiten S. 94, unbekannt nach welcher Quelle) behauptet. Wohl mag nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts dieses Gebäude bedeutende Veränderung und Erweiterung erlitten haben, zumahl um diese Zeit die schon von Carl dem Großen angeordnete Stiftsschule vermuthlich neu eingerichtet wurde, da im Jahr 1273 die Chorherren einen eigenen Schulherrn (Scholasticus) bestellten, welchem die Schüler mit ihrem Schulmeister (doctor et rector puerorum) untergeben waren. Da die Schule eben in diesem Gebäude gehalten wurde, so führt dasselbe von da an in allen Urkunden den Namen „Schule." Das ganze Gebäude war übrigens ursprünglich nur Ein Stockwerk hoch; erst nach der Mitte des sechszehnten Jahrh. ward der Flügel gegen die Kirchgasse, und ein Jahrhundert später (um das Jahr 1662) auch die beyden andern Seiten, gegen den Chorherrenplatz und gegen den Kirchhof hinab, um ein zweytes Stockwerk erhöhet. Höchstwahrscheinlich befand sich das Schulgemach anfangs auf der Seite gegen den Chorherrenplatz, wo jetzt die Wohngemächer eines Stiftskammerers sind. Als nach der Reformation die Wissenschaften in Zürich neu auflebten, und die Zahl der Schüler sich mehrte, ging die erste Erweiterung des Lokals vor. „Wie denn — schreibt Bullinger in seiner Chronik — die Schul zum Großen Münster gar eng und ungeförmt war, weitert man sie und baut's im 1536 Jahr." (Dieß bestätigt auch eine anderweitige Notiz, welche also lautet: Ao. 1536 ward die Schul gebauen und das Gewölb im

Schenkhof ob dem Thor gebrochen.) „Noch dennoch — fährt Bullinger fort — war sie zu eng und vast ungelegen der Fuhr halben zum Schenkhof, auch des nächstens Brunnens und vieler anderer Ungelegenheiten halb." Daher wurde dann auch unter Wolfgang Haller, dem ersten Verwalter der Stift nach der Reformation, derjenige Flügel, welcher an die mittlere Kirchgasse stößt, höher gebaut, und namentlich die Seite gegen der Leutpriesterey sowohl, als gegen den Kreuzgang zu Schulzimmern eingerichtet.

(92) Dormenter, von dem lateinischen Dormitorium, hieß ehemals in Klostergebäuden der Raum, wo die Schlafzellen der Mönche sich befanden. Hier in diesem Dormenter, da nämlich, wo nunmehr theils die Kornschütten des Kammeramtes längs der Kirchgasse, theils die untern Schulzimmer gegen den Kreuzgang sind, hatten die Chorbrüder der Stift anfänglich ihre gemeinsame Schlafstätte d. h. ihre Zellen, ehe sie, zu Ansehen und Reichthum emporsteigend, in eigenen und abgesönderten Chorherrenhöfen rings um das Münster wohnten.

(93) Dieses ehemalige Capitelhaus, oder Gemach, in welchem die das Capitel der Stift bildenden Chorherren ihre Versammlungen in Angelegenheiten der Stift hielten, und zu welchem eine den Gewölben im Kreuzgang ähnliche Vorhalle führt, stand seit der Reformation ganz leer und unbenutzt, außer daß sich hier die später erst aufgestellte Uhr befand, deren Zeittafel am rechten Pfeiler des innern Chorbogens den im Chor oder in der Kirche Anwesenden die Stunden zu weisen bestimmt war, bis endlich, vor einem Jahrzehend ungefähr, derjenige Theil desselben, der in den Kreuzgang hinabsieht, zu einem Schreib- und Zeichnungszimmer für die Bürgerschule ist eingerichtet worden.

(94) Diese unter der jetzigen französischen Kirche befindliche und nunmehr in einen Stiftskeller verwandelte St. Maria Capelle war die älteste in den Umgebungen des Großmünsters, indem sie schon 1282, also noch vor der Wasserkirche, einen eigenen Caplan hatte, welcher also der erste Caplan beym

Münster war. Die Fresko-Mahlereyen an der gewölbten Decke und an den dieselbe stützenden Bogen sind noch jetzo nicht nur sichtbar, sondern theilweise erhalten; auch die Seitenthür, die aus dem Kreuzgange in den vordern Theil derselben führte, ist, obgleich zugemauert, noch immer erkennbar.

(95) Diese Gruft war bekanntlich im Frühling 1825 wieder entdeckt und noch zwey Todtengerippe darin gefunden worden. Die Gruft selbst ist 7′ lang, 3′ 6″ breit, 6′ tief, und führten fünf Tritte in dieselbe hinab. Die Inschriften über derselben an der Mauer, welche von den hier Begrabenen Kunde geben, sind aber durch einen Kalkwurf so verdeckt, daß sie schwerlich mehr völlig entziffert werden können. Es war übrigens, laut Familiennachrichten, der Bürgermeister Heinrich Meiß, welcher diese Gruft für sich und seine Nachkommen erkaufte und einrichten ließ, auch wohl der erste in derselben begraben ward (er starb 1427), so wie sein Sohn Johannes, Chorherr beym Großmünster († 1439), dann auch sein zweyter Sohn und ebenfalls Bürgermeister, Rudolf, der 1444 starb, nebst dessen drey Söhnen, Hans († 1495), Langhans († 1510) und Heinrich (†), welche wahrscheinlich alle in dieser Gruft begraben liegen; vom ersten weiß man's gewiß, und auch von Bürgermeister Heinrichs Tochter, Verena Meiß, Gattinn von Paulus Göldli, und Mutter des Bürgermeister Heinrich Göldli, deren Begräbniß in der Meisengruft (in sepulchro Meisen in latere Capellae b. Mariae virginis) das Jahrzeitbuch der Stift ausdrücklich meldet.

(96) Dieser Conrad von Mur — wahrscheinlich also genannt, nicht weil er von Mur am Greifensee gebürtig, sondern weil er früher Leutpriester daselbst gewesen, war einer der gelehrtesten und angesehensten Geistlichen seiner Zeit, welchen daher auch Graf Rudolf von Habsburg irgendwo seinen Clericus d. i. Gelehrten oder Rechtsgelehrten nennt. Seine zahlreichen Schriften finden sich verzeichnet in Conrad Geßners Bibliotheca universalis und bey J. H. Hottinger in seiner

Schola tigurina p. 17, und in seiner Bibliotheca tigurina p. 15 ff. Von denselben ist aber sein einziges prosaisches Werk, Fabularius genannt, oder vocabularium historicum et poeticum, welches in Basel ohne Angabe des Jahres im Drucke erschienen, auf uns gekommen. Da sein Grab so bestimmt bezeichnet ist, so sollte sich auch dieses in jener ehemaligen Capelle leicht noch auffinden lassen.

(97) Dieses hohe, in Form einer Capelle erbaute Kirchhofthor, welches auch auf dem alten Gemälde der Stadt, und zum Theil noch auf Murers Grundriß von Zürich, zum Vorschein kommt, ward bey Reparation der Kirche und Kirchhöfe im Jahr 1706 abgebrochen, und durch ein einfaches steinernes Portal oder Thorbogen ersetzt, an dessen Stelle in neuester Zeit nun eine bloße Barriere, mit eisernem Gitter in der Mitte, getreten ist.

(98) Es ist die Rede von dem Haus „zum Loch" Nro. 226, an der, jetzt vom Haus „zum Römer" Nro. 227 so benannten, Römer- vorher Kirchgasse; welches sich jetzo noch durch den Rundbogenstil an Thür und Fenstern im untersten Stocke, so wie durch die Kreuzgewölbe im Innern desselben, welche mit denjenigen im Kreuzgange des Großen Münsters viele Aehnlichkeit haben, und den Baustyl des dreyzehnten oder gar zwölften Jahrhunderts andeuten, bemerkenswerth auszeichnet. Nach einem alten Manuscripte war der unten befindliche Saal mit vielen gemahlten Wappen rings an den Wänden geziert. Die frühern und frühesten Besitzer dieses Hauses betreffend, weiß man nichts weiter, als daß eine Frau Schwend es im Jahr 1354 von dem Rath in Zürich kaufsweise erhielt, nachdem es zuvor zwey Gebrüdern W i ß, Rittern, zugehört hatte (ob deren Vater oder Voreltern wohl seine Erbauer waren?), welche Frau Schwend dasselbe dann im Jahr 1398 an die Chorherrenstift verkaufte, die es nun in die Reihe ihrer Chorherrenhöfe aufnahm.

(99) Diese alte Probstey, später einer der Chorherrenhöfe, ist das jetzt noch der Stift zuständige Haus Nro. 224, nunmehr „zur Winde" genannt, weil es 1525 Mr. Trinklers

Winde hieß, oben an das Haus zum grünen Schlosse stoßend, unten an das Haus zum blauen Fahnen. Letzteres war einst auch einer der Chorherrenhöfe, das Pfrundhaus nämlich des St. Blasius Altars beym Großen Münster, von dem Chorherr und Custos Hugo von Müllimat, dem es eigentlich zugehörte, im Jahr 1294 an diesen Altar vergabet; dann bey der Reformation 1527 an den Ammann des Gotteshauses Einsiedeln, Jakob Wirz, verkauft. In früherer Zeit war es Wohnung und Eigenthum des Ritters Cuno von Dübelstein, eines der Räthe in Zürich, der in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts lebte.

(100) Dieser Felix Hemmerlin, Chorherr und Cantor der Stift, im Jahr 1389 geboren, schreibt in seinem Buch, betitelt: Passionale, über diesen mehr als hundertjährigen Mangel an gelehrten Stiftsherren folgendes: „Post illum virum (Conradum de Mure) tanta peritia fulcitum, usque ad praesens tempus, quod est de Anno D. 1452, per annos 171 non comparuit Praelatus vel Clericus in ecclesia nostra beneficiatus, qui dictaverit aliquem libellum, qui fuerit denominatione dignus, nisi quantum tantillus ego conglutinavi etc."

(101) Die jetzige Wohnung eines Antistes. Seit der Custos Wernher Waldenburg (auch einer von denen, welche Hemmerlin mit seiner Satire geisselte) dasselbe um das Jahr 1440 bezog und es, nach Bullingers Berichte, größtentheils neu einrichtete, war und blieb es bis zur Reformation die Custorey d. h. die Wohnung desjenigen Chorherrn, welcher die Sakristey und sämmtliche Kirchengeräthschaften unter seiner Verwahrung hatte, und der erste nach dem Probste war. Es ist ein Irrthum, daß schon Zwingli dieß Haus bewohnt habe. Vielmehr besaß dasselbe Zwingli's Freund und Gehülfe, der damalige Custos, Heinrich Utinger, bis an sein Ende, welches im Jahr 1536 erfolgte. Dann erst bezog Antistes Bullinger, welcher bisdahin in der vacant gewordenen Cantorey zum grünen Schlosse gewohnt hatte, (da der Cantor, Anton Walder, im Cappeler-Kriege 1531 umgekommen war) dieses Haus, welches sinther das Antistitium blieb.

(102) Dieses ganz hölzerne, noch auf Murers Grundriß sichtbare Haus, „zur Müsegg" genannt, stand auf dem jetzt freyen Chorherrenplatze zwischen dem Antistitium und der Schuley, an welche es angebaut war. Als M. Heinrich Nüscheler, der letzte der ehemaligen Chorherren, der es bewohnte, im Jahr 1558 starb, ward es dem Cammerer der Stift eingegeben, im Jahr 1661 aber seiner Baufälligkeit wegen niedergerissen, und hierauf dem Stiftscammerer erst das Haus zur Winde, später aber der Theil des Stiftsgebäudes über dem sogenannten Schenkhofe zu seiner Wohnung angewiesen.

(103) Es ist das Haus Nro. 185, nunmehr (seit die Müsegg abgebrochen) das Eckhaus an der Kirchgasse, und jetzo noch „Schuley" genannt. Es war vom Jahr 1269—1412 zur Wohnung des Leutpriesters geordnet, worauf demselben ein anderes, die jetzige Leutpriesterey (welche damals die Schuley war, s. Note 61), tauschweise eingegeben, und ersteres Haus dagegen die Wohnung des Schulherrn wurde. In diesem Hause wohnte Zwingli die sechs letzten Jahre seines Lebens (er hatte von 1519—1522 die Leutpriesterey, und von 1522—1525 das obere Eckhaus an der mittlern Kirchgasse Nro. 165 bewohnt), nachdem er im Jahr 1525 an des verstorbenen Chorherrn Joh. Nießli Statt, Schulherr (Scholasticus) geworden war.

(104) Die jetzige Stiftsverwalterey. Sie war anfänglich des Custors Hof, und erst seit 1364 der Sitz des Stiftsprobstes geworden, der zuvor im Haus „zur Winde" wohnte (s. Note 99). Unmittelbar ob der Probstey war das Pfrundhaus des St. Catharina Altars (Nro. 191). Ein sehr altes Haus, woran noch der antike Fensterbogen auf der Laube bemerkbar; es gehörte in früherer Zeit einem Otto von Müllimatten, und trägt aus jener Ursache noch jetzt den Namen „zu St. Catharina."

(105) Im Jahr 1465 nämlich hatte der Chorherr Johannes Escher dem Domstift zu Constanz seine beyden neben einander liegenden eigenthümlichen Häuser an der obern Kirchgasse um

280 Gulden Rheinisch verkauft. Dagegen kaufte sich erst im Jahr 1522 der Bischof von Constanz für seine Gefälle im Zürichgebiet und deren Bezug ein Haus in Zürich auf Dorf, das jetzige sogenannte Constanzerhaus; welche sämmtlichen Häuser in neuster Zeit durch Transaktion Staatseigenthum geworden.

(106) Dieses Haus, „das Steinhaus" genannt, im Jahr 1795 zur Rechenkanzley angekauft, jetzt die Staatskanzley, ward sammt dem anstossenden Thurm, Weingärten und Garten im Jahr 1296 von den Manessen um 50 Mark Silber erkauft, und blieb in der ganzen ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine Besitzung der Finken. Im Jahr 1364 ging es an die Schwenden, die bereits im Besitze des unten daran liegenden kleinen Häuschens waren, welches zuvor einem Hans von Schönenwerd zugehört hatte, und von diesen um das Jahr 1400 an Heinrich Meis, Ritter und Bürgermeister über; von welcher Zeit an es die Meisen stets besaßen (außer daß im Jahr 1461 und 1462 Herr Bernhard Gradner, Freyherr von Grätz, mit seiner Gemahlin, und seinem Bruder, Wigilius Gradner (siehe Note 337 und 338) darin wohnte). Daher auch oben in der hochgewölbten Decke des dortigen steinernen Erkers das Meisen-Wappen und in jeder der vier Ecken das Wappen der Gemahlin eines Meis, wahrscheinlich durch vier Generationen herab, zu sehen, welche Wappen jüngst wieder würdig sind aufgefrischt worden. Der Name „Steinhaus", der diesem Hause gegeben worden, im Gegensatze mit dem untenangebauten kleinen Häuschen, welches ganz hölzern, wie jenes von Stein, war, ist daher schon sehr alt. Denn es heißt z. B. in den Raths- und Richtbüchern vom Jahr 1431: „Löwen, dem Juden, sind Rudolf Meisen, des Ritters, beyde Häuser, darin er wohnt, das stein (steinerne) Haus, und das danebent um 435 Pfund eingewunnen worden." — Sonst hieß es gewöhnlicher „zu Linden, zu hohen Linden", von den zahlreichen Linden, welche dortherum und auch auf dem Graben standen; daher auch das dortige Thor diesen Namen führte.

(107) Auch dieses Stadtthor, das **Thor zu Linden**, oder Lindenthor genannt, war, gleich den übrigen Hauptthoren der Stadt, ursprünglich ein alter hoher Thurm (wie Murers Grundriß zeigt), welchem das Pfrundhaus der St. Michaelscaplaney beym Großmünster, „zum Engel" genannt, angebaut war. Es ward aber Thurm und Haus im Jahr 1581 geschlissen, und dafür ein niederes Thor sammt Bollwerk erbaut, welches später auch den Namen „Junkernthor" erhielt, weil die in dortiger Gegend (an der Kirchgasse und hinter beyden Zäunen) wohnenden Adelichen (Junkern) täglich unter demselben zu Gesprächen sich zu versammeln pflegten. Im Jahr 1813 ward aber auch dieses Thor weggebrochen.

(108) Es ist das Haus, welches jetzt „zum Winkel" heißt, Nro. 197. In den Steuerbüchern kommt es in den Jahren 1360—1364 unter dem Namen „des Burgermeisters (Brun?) Haus" vor. Das unten daran befindliche Haus „**zum Rad**" bewohnte im Jahr 1374 der Ritter Gaudenz von Hofstetten, der später durch seine Vermählung mit Elisabetha von Kempten, Besitzer der Burg und Herrschaft Kempten wurde. Im Jahr 1401 bewohnte dasselbe der Stadtschreiber Conrad Kienast, der zugleich Bauherr, so wie auch Pfleger der Wasserkirche war; im Jahr 1466 aber, nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Edeln Ulrich von Lommis, Frau Figura Bletscher, an welche beym Absterben ihres Vaters Jakob Bletscher, des Raths, das Meyeramt zu Mur, welches derselbe nebst dem Johannes Schwend, im Jahr 1398 von der Aebtissin beym Frauenmünster zu Lehen empfangen hatte, erbsweise gefallen war.

(109) Dieser Platz hatte darum diesen Namen erhalten, weil nicht bloß das jetzige Steinhaus im vierzehnten Jahrhundert; sondern namentlich, in der ganzen ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und noch länger, das obere und untere Haus „zur Meerkatze" von dem Geschlecht der Finken bewohnt war. Im Jahr 1517 bewohnte dasselbe Othmar Rordorf. In der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ward das obere Haus von Herrn Bürgermeister Bernhard

von Cham († 1571) besessen, woher es den Namen des Chamen Haus oder das Chamhaus erhielt, welchen es jetzo noch trägt.

(110) Das jetzt noch so genannte Schafhauserhaus, welches Abt Johann des Klosters Allerheiligen in Schafhausen im Jahr 1358 von dem damaligen Leutpriester zum Großen Münster erkaufte, und welches damals und später noch „zum Ritter" hieß. Dazu gehörte auch das obenanstossende Haus (Nro. 199), welches die Pfleger des Allerheiligen-Klosters ihrem damaligen Amtmann im Jahr 1538 als Eigenthum käuflich überließen.

(111) Das Haus „zum rothen Stern", Nro. 379, welches der Priester Johannes Denkinger im Jahr 1481 dem Probst und Convent auf dem Zürichberg um des Heils seiner Seele willen vergabet hatte. (Dieses regulare Chorherrenstift, dessen unbedeutende, einzig noch in einer Seite des Kreuzganges nebst Angebäude bestehende Ueberreste jetzo noch unter dem Namen „Klösterlein" bekannt sind, war im Jahr 1148 gestiftet.) Dieser Denkinger hatte besagtes Haus im Jahr 1464 um 135 Gulden von Chorherr Heinrich Brun, und dieser es im Jahr 1448 um 150 Gulden von Hans Schwend, dem Langen, erkauft. Nach der Reformation, bey welcher auch jenes Stift sekularisirt wurde, verkaufte der Rath dasselbe im Jahr 1541 an einen Privatmann (Lux Keller). Bis auf das Jahr 1481 hatte jenes Chorherrenstift sein Amthaus im Rindermarkt, Nro. 352.

(112) Diese Benennung stammt aus den ältesten Zeiten der Stadt, da dieselbe noch nicht mit den jetzigen Mauern und Thoren umschlossen, sondern auf ihren ersten engen Umfang beschränkt war, und bezeichnete ursprünglich eine Gegend außerhalb der Stadt, wo sich zu beyden Seiten (der obern und untern) des Hügelgrathes Gärten und Weinberge befanden, die durch Zäune von der Strasse geschieden waren. Eine gedoppelte Strasse führte, wie jetzo noch, den Hügelgrat heran, die eine unter (d. h. im Altdeutschen vor) den obern, die andere unter (vor) den niedern d. i. untern Zeunen vor-

bey, an welcher nach und nach eine Reihe von Häusern aufgebaut wurde. Diese Gegend glaubt man schon in der ältesten, freylich nur in Copie vorhandenen, Stiftsurkunde vom Jahr 810 bezeichnet (worin nämlich unter den Schenkungen Karls des Großen an das Stift der Probstey ausdrücklich genannt werden „in Turego quaedam loca segregata cum vineis" d. i. in Zürich einige eingezäunte Orte sammt Weinbergen); was aber sehr ungewiß und nicht eben wahrscheinlich ist.

(113) Dieses Barfüsser- oder Franziskanerkloster macht das jetzige Obmannamt aus, so genannt, weil der „Obmann gemeiner Klöster" d. h. der oberste Amtmann, und Aufseher über alle sekularisirten Klöster in unserm Gebiete, und über ihre Gefälle, einer der ersten Staatsbeamten unter der ehevorigen Regierung, seit der Reformation hier seine Wohnung hatte, nachdem die leeren Gemächer dieses geräumigen Klosters zuerst 1528 auf einige Zeit dem Buchdrucker Christoph Froschauer, zum Behuf seiner Druckerey, waren eingeräumt worden.

(114) Die jetzige Lavatersche Apotheke wird hier also bezeichnet. Es hatte dieses Haus damals den Namen: „zum hohen Steg." Im Jahr 1430 gehörte es einem Hans Pfung, der es nebst dem Hause „zum Waldshut" dem Spital schenkte. Zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts aber besaß dasselbe der Apotheker, Anton Klauser (derselbe, der um eben diese Zeit das Schlößlein am Susenberg auf dem Zürichberg erbaute), und nach ihm sein Sohn, der berühmte Arzt Christoph Klauser. Dann ließ der Bischof von Chur, der auch mit Zürich zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts verburgrechtet war, dasselbe ankaufen, und höchstwahrscheinlich die Capelle in demselben erbauen, da das netzförmige, mit vielfachen Rippen durchzogene Deckengewölbe derselben auf ihre Erbauung um diese Zeit mit Sicherheit schließen läßt. Auch ein im Jahr 1527 von Zunftmeister Ulrich Trinkler aus den Urkunden der drey aufgehobenen Klöster zusammengeschriebenes Urbar bezeichnet

dieses Haus als Eigenthum des Bischofs von Chur, indem es darin heißt: „... Pfund gibt den Barfüssern das Haus zum Einhorn (Nro. 368) hinter den untern Zeunen, stoßt oben an des Bischofs von Chur Haus." — Im Jahr 1530 ward dann dasselbe „von den Befehlshabern der Stift Chur" an einen Hans Schärer um 800 Gulden verkauft. — Im Jahr 1637 war es dem damals hier residirenden englischen Gesandten zur Wohnung eingegeben. — Das oben an demselben stehende Haus, „zum wilden Mann" Nro. 370, bewohnte vom Jahr 1630 an der Bürgermeister Herr Heinrich Holzhalb, der es auch ganz neu einrichten ließ.

(115) Das Haus Nro. 366, „zum grünen Kreuz" genannt, weil die Nonnen im Gfenn (einem ehemaligen Kloster St. Lazarus Ordens, zwischen Wangen und Schwerzenbach, in der Pfarrey Dübendorf liegend, welches im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts von einem Grafen von Rappersweil gestiftet worden, und dessen Hauptgebäude, Kirche und Conventhaus, jetzo noch stehen), auf schwarzem Schleyer ein grünes Kreuz trugen. Dieses Haus war dem Kloster um das Jahr 1400 von Ulrich Männedorf, einem Barfüssermönch, zu einer ewigen Herberge geschenkt worden. Das Kloster selbst, welches bis zur Reformation bestand, ward im Jahr 1526 ebenfalls aufgehoben, und alle seine Güter und Gefälle dem Siechenhaus an der Spanweid zugetheilt.

(116) Sie war dasjenige Gebäude, unter welchem der Durchgang in die Obmannamts-Wohnung und nach dem Neumarkt Statt findet. Der Eingang von der untern Zäunen her ist noch der alte Haupteingang in die Kirche, über welche im runden Bogenfelde wahrscheinlich ein Bildwerk von erhobener Arbeit in Stein zu sehen war. Sie ist übrigens seit 1700 in mehrere Boden für Kornschütten unterschlagen, und mittelst jenes Durchganges in zwey Hauptkeller abgetheilt, wovon der hintere viele Fuß tief ausgegraben ist, und daher der tiefe Keller heißt.

(117 Weil sein Vater und Großvater, die Röusten, im Hause „zum Reh" (Nro. 293) wohnten, neben welchem

der Weg nach der Barfüsser Kloster und Kirche führte, da die längst weggebrochene Mauer, die vom Eingang in's Klostergebäude an längs dem Wolfbache fortlief, jeden andern Weg dahin verschloß.

(118) Gregorius Sunderhann, welcher dann im Jahr 1510 Guardian des Klosters war.

(119) Auch später, noch im fünfzehnten Jahrhundert, wurde die ganze Bürgergemeinde der Stadt Zürich mehr als Ein Mahl bey den Barfüssern im Kreuzgange zu wichtigen Berathungen versammelt. Z. B. vor St. Galli Tag im Jahr 1419, als die Gesandten von Schwyz kamen, Zürich um Hülfe für Bern gegen die Walliser zu bitten, welche Gesandten der dort versammelten Gemeinde ihre Bitten persönlich vortrugen. Ferner: „an St. Felix und Regula Tag 1424 kamen klein und große Räthe mit der Gemeinde in dem Kloster zu den Barfüssern frühe vor Primzeit zusammen", als Luzern, Uri, Unterwalden und Zug Zürich aufforderten, mit ihnen wider den Herzog Visconti von Mailand zu ziehen, sich an ihm zu rächen; was ihnen Zürich abschlug, und bey einer zweyten, Freytag vor St. Jakobs Tag 1425 ebenfalls im Kloster zu den Barfüssern, auf neue Bitte der Eidgenossen gehaltenen Bürgergemeinde, nur bedingungsweise zugesagt wurde. Zuweilen ward jedoch auch in der Predigerkirche eine Bürgerversammlung gehalten, z. B. im Jahr 1393.

(120) Im Jahr 1450 kaufte nämlich Herr Götz (Gottfrid) Escher, der 1433 von Kaiser Sigmund in den Ritterstand erhoben und ihm das Wappen eines aufsteigenden gekrönten Luchses ertheilt worden, für sich und seine Nachkommen ein Begräbniß in der seiner Wohnung nahen Barfüsserkirche, und daß ihm daselbst Jahrzeit gehalten werde, gegen einen jährlichen Zins von 5 Pfund, laut Urkunde d. 15. April 1450. In diesem Begräbniß ist sowohl er selbst († 1461) als seine Söhne Johannes und Heinrich († 1491) beygesetzt und dessen Sohn Jakob, auch Ritter und vermählt mit Anna Schwend, welcher 1524 der letzte war, der in diese Gruft seiner Familie gelegt worden. Diese Eschergruft, deren

Lokal hier genau bezeichnet ist, wäre wohl eben so leicht wieder aufzufinden, als jüngst die Meisengruft beym Großmünster war entdeckt worden.

(121) So nannte man das Bild der Maria, welche den vom Kreuze abgelöseten Leichnam ihres Sohnes in ihren Armen oder auf ihrem Schooße hält, und das in den katholischen Kirchen häufig auf und neben den Altären anzutreffen ist.

(122) Diese Chorstühle wurden nach Ausräumung der Klosterkirchen bey der Reformation, nebst denen bey den Augustinern und im Oetenbach (siehe Note 395), in die St. Peterskirche, unten zu hinterst an die Wand, gesetzt; und wird ausdrücklich gemeldet, daß solches das älteste Gestühl gewesen.

(123) Jetzt ein Keller, der Sakristeykeller genannt.

(124) Dieser Wolfsthurm, in älterer Zeit „Schrättelis Thurm" genannt, (daher auch der mittlere Graben vom Neumarktthor bis zum Lindenthor noch 1473 „des Schrättelins Graben" hieß) welcher, wie die alten Prospekte zeigen, ungefähr da stand, wo man jetzt vom Graben die Treppe zu den Obmannamtsgebäuden hinabsteigt, ward schon im Jahr 1784, bey Auffüllung des mittlern Hirschengrabens und Abtragung dortiger Ringmauer, geschlissen.

(125) Es ist das lateinische Wort Refectale, und bedeutet einen Erholungs- Erquickungs-Ort. Mit diesem Namen bezeichnete man nämlich in den Klöstern das Speisezimmer, sonst auch refectorium genannt, wo sich die Ordensbrüder oder Schwestern mit Essen und Trinken gütlich thaten; aus welchem Worte dann durch abgekürzte oder nachläßige Aussprache der Mönche und Nonnen das schon von ihnen gebrauchte Wort: Revental, Raefetal entstand, welcher verdorbene und sinnlose Name diesen ehemaligen Speisegemächern oder Speisehallen in unsern aufgehobenen Klöstern (siehe Note 341 über das Augustinerkloster) fortwährend geblieben ist. In diesem ungeheuer großen Barfüsserrefektorium, worin im Jahr 1612 bey Anlaß des von Zürich und Bern mit dem Markgrafen von Baden errichteten Bündnisses, den Bernerschen

und Badischen Gesandten vom Rath eine Mahlzeit gegeben worden, wobey 161 Personen zu Tische saßen, sah man noch jene ehemalige Wasserleitung, von der einen Anbau bildenden (jetzt auch weggerissenen) Klosterküche her, in Form eines weiten steinernen Kennels, in welchem noch sechs Röhren bemerkbar waren, längs der innern Seitenwand des Gemaches, bis auf die neuste Zeit, wo dasselbe zu Gemächern der eidgenössischen Kanzley ist umgeschaffen worden.

(126) Diese nicht unmerkwürdigen Freskogemälde sind, nachdem bey den neusten Bauveränderungen im Obmannamte im Jahr 1825, welche auch auf diese Conventstube sich erstreckten, das Getäfel und der Kalkwurf unter demselben weggenommen war, wieder zum Vorschein gekommen.

(127) Diese Chronik des Joannes Vitoduranus befindet sich bekanntlich in Original und Copie auf der hiesigen Stadtbibliothek. Das Original besaß einst Antistes Bullinger, aus dessen Bibliothek es nach seinem Tode heimlich wegkam, bis es dem jüngern Bullinger, dem Enkel des Antistes, um das Jahr 1607 gelang, dasselbe wieder käuflich an sich zu bringen, dessen Verwandter, Amtmann Ulrich Oeri, dem das Manuscript Erbsweise zugefallen, dann im Jahr 1629 die Stadtbibliothek damit beschenkte.

(128) Dieses nun auch niedergerissene Thor und Thurm hieß später und bis auf unsere Zeiten das Kronenthor, von dem gerade außer demselben an der Straße nach Winterthur liegenden Hause zur Krone genannt, welches seit Anfang wenigstens des sechszehnten Jahrhunderts ein Wirthshaus war. Das jetzige schöne Gebäude, welches an der Stelle des alten, größtentheils hölzernen Hauses steht, ward im Jahr 1770 erbaut. Das Vorwerk oder der Zwinger, der den Neumarktthurm auf Seite des Hirschengrabens umgab, ward im Jahr 1629 aufgeführt.

(129) Schon die Breite der Straße und die Bauart der ältern weit niedrigern Häuser zeigt, daß dieser Theil unsrer Stadt ziemlich später erbaut und bewohnt worden, als die ursprüngliche, älteste Stadt, und der sogenannte Rinder=



markt, der anfänglich auch außer dem Umfang der Stadt lag; wie denn alle Viehmärkte ursprünglich außer den Thoren der Städte gehalten wurden. Wahrscheinlich wurde also, nachdem auch der Rindermarkt mit Häusern besetzt und in den Umkreis der Stadt war gezogen worden (was etwa im zehnten Jahrhundert mochte geschehen seyn), der Viehmarkt nunmehr gerade außerhalb desselben verlegt, und dieser Ort der neue Markt geheißen, bis die wachsende Bevölkerung auch diesen Platz zu überbauen anfing, welcher später dann, als man die Stadt mit Mauern und Graben umzog, mit in dieselbe eingeschlossen ward, gleichwohl aber seinen alten Namen bewahrte. Selbst die alterthümliche Aussprache dieses Namens, (Nüwmarkt) die sich bis auf diesen Tag erhalten hat, da wir hingegen „Neustadt" und nicht „Nüwstadt" sprechen, weiset auf das hohe Alter dieses Stadtviertels hin. Die älteste bekannte Urkunde, in welcher der Name Neumarkt (novum forum) vorkommt, ist vom Jahr 1145. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß im Jahr 1221 die reichen Gebrüder de Platea (vonGassen) einen Hof (curtis) hier hatten „in vico, qui dicitur nieuwmarkt", den sie der Aebtissin beym Frauenmünster übergaben, und den diese dem Probst zu Embrach abtrat, welcher von demselben seinem Capitel alljährlich 18 Viertel Kernen, und den Armen 9 Viertel entrichten mußte. Also war damals der jetzige Neumarkt noch nicht durchgehends mit Häusern besetzt, sondern in ihm lag noch ein bedeutender Hof mit Grundstücken. Vielleicht war wirklich die städtische Häuserreihe anfangs auf der einen Seite durch Haus und Thurm der Bilgeri am Bach, jetzt zur Schuhmachern (s. Note 132) begränzt, und auf der andern Seite durch das Haus, jetzt „zum Tannenberg" genannt, in welchem sich noch Ueberreste eines alten thurmähnlichen Gebäudes von gewaltig dicken Mauern zeigen.

(130) Dieses alte Schwendenhaus, welches noch in Murers Prospekt von Zürich zu sehen, 1467 einem Berchtold Schwend zugehörig (indem Hans Schwend, der Lange, dasselbe im Jahr 1436 von der Eigenthümerin, Anna Eggrich

um 250 Gulden Rhein. erkauft hatte), nach dessen Tode durch Vergabung dem Spital anheim fiel, von demselben aber wieder verkauft worden, ward im Jahr 1589 geschlissen und auf dessen Stelle durch den damaligen Bauherren Jos von Bonstetten von dem Eigenthümer Junker Bernhard Meyer von Knonau ein neues (nunmehr auch mit dem anstossenden Thorthurm niedergerissenes) Haus erbaut; wie sich dieses aus einer Schrift ergab, welche man im Jahr 1824 in dem blechernernen Knopfe einer der auf dem Dache angebrachten Spitzen fand. Im Jahr 1637 wohnte darin Junker Hans von Schönau.

(131) Die Manessen theilten sich in zwey Stämme, wovon die einen die Burg Manegg besaßen, und daher die Manessen von Manegg hießen, die andern aber, weil sie den Thurm im Hard inne hatten, sich Manessen im Hard nannten. Sie hatten alle ihr Begräbniß bey den Augustinern. Der Bürgermeister Felix Maneß, der 1426—1433 regierte, und dessen Schwester Margaretha 1434 Nonne im Fahr war, wohnte höchstwahrscheinlich in dem Haus Nro. 312 im Neumarkt, welches nachher auch seine Wittwe Elisabeth Früiin besaß.

(132) Dieses Haus der Bilgeri, mit seinem Thurm an dem (Wolf=) Bach ging schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf andere Geschlechter über. Im Jahr 1389 besaß dasselbe nämlich Johannes Störi von seiner Gattinn Anna Bilgeri her, welche dasselbe von ihrem Vater Heinrich Bilgeri (ihre Mutter, seine Wittwe lebte noch 1370 darin) geerbt hatte. Dann kam es in den Besitz von Jakob Müller, dessen Gattinn Elisabeth Further war, welcher 1453 darin wohnte und es hierauf an Hans Escher verkaufte, der es von 1455—1469 gemeinsam mit seinem Schweher Peter Blum bewohnte. Von ihm erbte es seine Tochter Elisabetha Escher, die erstlich mit Hans von Griessen und hernach 1489 mit Anton Schenk von Landegg vermählt war, welcher bis auf den Tod seiner Gattinn dasselbe besaß, und es hierauf im Jahr 1508 an einen Junker Grebel verkaufte. Von da wechselte

es im Laufe von drey Jahrhunderten häufig seine Besitzer, bis endlich im Jahr 1742 die Zunft der Schuhmacher (deren Zunfthaus zuvor das Hinterhaus, genannt „zum Silberschmid" Nro. 334 b. auf der großen Hofstatt, und ein Lehen vom Kloster Oetenbach war, und welches daher jetzo noch den Namen „die alte Schuhmachern=(Zunft)" trägt) dasselbe von einer Familie Holzhalb käuflich an sich brachte, es bis auf den Grund abbrach, mit Ausnahme des Thurmes, und ein ganz neues Zunfthaus aufführte, welches, gleich mehrern ehemaligen Zunfthäusern, nunmehr in Privathänden ist.

(133) Es ist die jetzige deutsche Schule am Bach. Schon im dritten Jahre nach Bruns Tode verkauften es dessen Erben an einen Friedrich von Berg von Rocka und seine Brüder, die Lamparter (Lombarden), um 400 Gulden. Von ihnen gelangte es an einen Hans Keller, der es von 1400—1460 besaß und hierauf an das Chorherrenstift zu Embrach verkaufte, dessen Amthaus es blieb, bis, zur Zeit der Reformation, der letzte Probst, Heinrich Brennwald, dasselbe nebst allen Stiftsgütern der Obrigkeit übergab, welche hernach im Jahr 1586, bey Errichtung von drey öffentlichen deutschen Schulen, dasselbe zum Lokal für diese, und zugleich zur Wohnung für den ältesten Lehrer an denselben bestimmte.

(134) Es war im Jahr 1324, da Herr Bilgeri auf dem Bache mit seinen Vettern Johannes Bilgeri dem ältern, genannt Grimm, und Heinrich Bilgeri dem ältern, das Haus und Thurm an der Steingasse theilte. In eben diesem Jahre bezogen schon einige Beginen (Frauenspersonen, die in Privatwohnungen ein gemeinsames klösterliches Leben, meist nach der dritten Regel des h. Franziskus, führten; welcher Beginenvereine es in unsrer Stadt mehrere — hinter den obern und untern Zeunen, im Niederdorf, an der Augustinergasse — gab, von welchen einige bis zur Reformation fortdauerten) den ihnen von diesem Grimm geschenkten Antheil an diesem Gebäude. Im Jahre 1350 brachten sie vom Spital sowohl kaufs= als tauschweise auch den andern Theil an sich. Im Jahr 1366 aber wurden sie auf ihre Bitte hin vom Rath in Schutz und Schirm

genommen, und dabey verordnet, daß die Pfleger des Spitals in diesem Hause vierzig arme Schwestern herbergen sollen ewiglich. So wohnten nun Beginenschwestern in diesem Hause und Thurm, worin sie auch eine (jetzt in ein Magazin verwandelte) Capelle hatten, bis 1525, wo auch dieß geistliche Institut aufgehoben, das kleine Vermögen nebst dem Gebäude zu obrigkeitlichen Handen genommen und die wenigen Schwestern im Kloster am Oetenbach untergebracht wurden. Die Behausung selbst ward sodann 1525 dem Obmann gemeiner Klöster (s. Note 113) eingegeben, welche Stelle zuerst der gewesene Probst zu Embrach, Heinrich Brennwald, und hierauf der nachherige Bürgermeister, Georg Müller, bekleidete. Als letzterer späterhin in sein eigenes (jetzt niedergerissenes) Haus oben an der Marktgasse gezogen, wurde der Prädikant im Spital, welcher bisdahin im Küßnachterhaus wohnte, 1554 in diesen sogenannten Grimmenthurm versetzt, welcher von da an die Wohnung des Pfarrers an der Predigerkirche ist, der im Jahr 1571 auch noch den Mitgliedern der Chorherrenstift beym Großmünster einverleibt worden. Derjenige Theil seiner Behausung, worin sich gegenwärtig die eigentlichen Wohngemächer befinden, ward erst später zwischen das Haus zum Schneeberg und den Thurm hineingebaut, welcher, ursprünglich von allen Seiten frey, nur an einer Ecke mit dem alten gegen den Rindermarkt stehenden Hause, „der lange Keller" genannt, zusammenhing, also daß man von diesem in jenen nur oben und unten durch einen äußern Gang gelangen konnte. Nach Bluntschli soll erst im Jahr 1570 eine Uhr auf diesen Thurm gesetzt worden seyn; sie kam aber zuverläßig schon früher dahin, wie alte Prospekte der Stadt vom Jahr 1566 zeigen. Und weit früher noch, wahrscheinlich zum Gebrauche für die Beginen, befand sich ein Glöcklein daselbst, indem alte Glockenverzeichnisse melden, daß Hans Füßli im Jahr 1523 ein Glöcklein von 2 Centner 4 Pfund auf den Grimmenthurm goß. Kaum wird jedoch dasjenige, welches sich jetzo dort befindet, noch jenes alte seyn.

(135) Das Haus zum Rech, Nro. 293, war (wie schon

Note 117 bemerkt worden) die Wohnung der drey Bürgermeister, Heinrich, Marx und Diethelm Röust (Großvater, Vater und Sohn) vom Jahr 1460 an und vielleicht noch früher. Auch findet sich jetzo noch an der Decke des Wohnzimmers das Wappen des Vaters unsers Diethelm, und zu beyden Seiten die Wappen seiner zwo Gemahlinnen, Barbara Schad und Dorothea Göldli, zierlich in Holz geschnitzt. Ein Werk, welches, wie die sich ebenfalls noch vorfindende Jahrzahl zeigt, im Jahr 1497 verfertigt worden. Im anstossenden Hause zum Rechberg, Nro. 294, wohnte 1517 Junker Eberhard von Ryschach von der alten Hewen, im Jahr 1515 mit dem Bürgerrecht beschenkt, weil er mit der Stadt Panner in's Hegäu zog. Sein Sohn war es, der sich 1525 mit der letzten Aebtissin beym Frauenmünster, Catharina von Zimmern, vermählte, und in der Schlacht bey Cappel (1531) umkam.

(136) Dieser Ulrich, Besitzer der Burg Lommis oder Lommos, einer der thurgauischen Edeln, der frühe nach Zürich zog, wo er sich mit Frau Figura Bletscher (s. Note 108) vermählte, wodurch er Burg und Meyeramt zu Mur erhielt; 1419 Schultheiß, 1430 des Raths wurde, war der Stadt vorzüglich ergeben, um welche er sich auch im alten Zürichkriege als Anführer einer ihrer Schlachthaufen sehr verdient machte, und in ihrem Dienste sein Leben verlor. Er wohnte beym goldenen Schaf an der Steingasse, Nro. 287, in eben dem Hause, in welchem bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, der oberste Hauptmann in der Cappelerschlacht 1531 und nachherige Bürgermeister, Hans Rudolf Lavater, wohnte.

(137) Da in alter Zeit in die Spitäler der Städte nur Bürger, theils als Dürftige („arme Kind"), theils als Pfründer unter dem Namen „Hausbrüder", aufgenommen wurden, so war die Menschenliebe darauf bedacht, auch für die Elenden d. h. für die fremden Wallfahrer nach Rom oder in's gelobte Land, Herbergen zu gründen, worin dieselben umsonst Obdach, Nahrung und Pflege fanden.

(„Elend" hieß nämlich in altdeutscher Sprache ursprünglich nichts weiter als „fremd." So heißen in den alten Raths- und Richtbüchern des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts die fremden, nicht inländischen Weine „elende Weine"; „ins Elend wandern" — in die Fremde ziehen. Wie dann in der Folge diese ursprüngliche Bedeutung in diejenige von: unglücklich, hülfsbedürftig, armselig, gebrechlich überging, erklärt sich leicht.) Eine solche Elenden-Herberge gab es denn, wie in Bern, Basel, Straßburg u. s. w. auch in Zürich, deren Stiftung zwar unbekannt ist, wahrscheinlich aber noch ins vierzehnte Jahrhundert fällt. Die nähere Einrichtung solcher Institute ist aus der Stiftungsurkunde eines Pilgerhospitals in Einsiedeln vom Jahr 1353 abzunehmen, zu welchem der Chorherr, Heinrich Martin von Zürich, Grund und Boden vergabte. Die hiesige Elendenherberge hatte sowohl ihre obrigkeitlichen Pfleger, als einen Verwalter, welcher Rechnung ablegen mußte (eine solche Rechnung vom Jahr 1459 ist noch vorhanden), auch eine Capelle mit drey Altären, und existirte bis zur Reformation, wo das Haus verkauft, das höchst unbedeutende Vermögen desselben dem neu gestifteten Almosenamte übergeben, dagegen dann die Stube des Spitals nebst einigen Gemächern, zu einer Elendenherberge d. i. Aufenthalt für durchreisende Bettler und Pilgerbrüder (daher jetzo noch der Name „Bruderstube") angeordnet wurde.

(138) Hätten die Wandrer ihren Weg bey den obern Zeunen hin genommen; so würde sich ihr Blick auch auf das höchstwahrscheinlich damals schon am Hause „zum weissen Fräulein" befindliche steinerne Marienbild gerichtet haben. Dieses anmuthige Bildwerk scheint, nach dem Dafürhalten der Kenner, aus Italien nach Zürich gebracht worden zu seyn. Daher die in Müllers Alterthümern (wo sich Thl. II. Nro. 12 eine höchst unvollkommene Abbildung hievon findet) enthaltene, aus unbekannter Quelle geschöpfte Notiz einige Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß Johannes Escher, St. Johannsordens Ritter, Commenthur in Tobel und päbstlicher Commissarius in helvetischen Landen (er starb 1490 in Rom), dieß vermuth-

lich eben aus Italien mitgebrachte Bild im Jahr 1484 an diesem seinem Wohnhause habe aufrichten lassen. Eine andere Vermuthung ist diese, daß das Haus zum weissen Fräulein die Nuntiatur gewesen (S. Hottingers Schweizer-Geschichte S. 328, Note 130), an welcher jenes Bild (gleichsam zur Bezeichnung) aufgestellt worden von den Nuntien. Allein Ennius Philonardus von Veroli, 1512 bis 1518 zum ersten Mahl in der Schweiz befindlich, war der erste päbstliche Legat, der in Zürich seinen bleibenden Aufenthalt nahm; von diesem aber ists gewiß, daß er im Hof zum blauen Fahnen, den er in einer Urkunde vom Jahr 1515 curiam nostrae solitae habitationis nennt, und worin sich auch eine Hauscapelle soll befunden haben, residirte, und nicht hinter den obern Zeunen. Damals (1517) wohnte beym weissen Fräulein Junker Hans Krieg, und nach dessen Ableben die Wittwe desselben, Frau Petronella Metzger, bis in's Jahr 1541.

(139) Dieser Escherthurm, heut zu Tage von dem dabey befindlichen öffentlichen Brunnen, der Brunnenthurm genannt, war gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (1349) in den Händen der Gebrüder Brandan und Thomas Pelleti von Asti aus der Lombardey (wem der Thurm früher angehörte, ist unbekannt), die sich als Cauwerschen (siehe die folgende Note) in Zürich niedergelassen hatten. Von diesen erkaufte der Ritter Götz Escher denselben im Jahr 1429 für 800 Gulden Rhein., worin nun er und seine Nachkommen wohnten. Es blieb derselbe auch das Besitzthum der Escher vom Luchs, deren Wappen die blecherne Fahne auf dem Thurm darstellt, bis in das neunzehnte Jahrhundert, wo er das Eigenthum eines Privat- und nunmehr seit 1819 des hiesigen Blinden-Institutes geworden.

(140) Cawertschen, Kauwerschinen, Caursini, hießen die kaiserlich privilegirten Geldwechsler und Geldverleiher, meist Italiener aus der Lombardey, daher gewöhnlich Kaurwelschen genannt. Da nämlich das Geldausleihen gegen Zins den Christen bey Strafe des Bannes von der Kirche verboten war, so trieben dieß Geschäft im dreyzehnten und vierzehnten

Jahrhundert nur die Juden, welche sich dabey den drückendsten Wucher erlaubten. Sich gegen diesen zu schützen, bewilligten daher die Städte, worunter auch Zürich, jenen Italienern, welche vom Kaiser die Erlaubniß hatten Geld gegen Pfand und Bürgen auszuleihen, sich auf eine gewisse Anzahl von Jahren gegen Erlegung eines bedeutenden Schutzgeldes, bey ihnen niederzulassen, und ihr Geldgewerbe unter bestimmten Vorschriften zu treiben. Da sie aber bald anfingen, gleich den Juden, die Bürger wucherisch zu drücken, wurden sie vom Rathe auch wie die Juden behandelt, und zuletzt in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wieder von der Stadt weggewiesen.

(141) So hieß damals, wahrscheinlich von einem ob dem Spiegel befindlich gewesenen Hause, das „zur Spicknadel" hieß, die jetzige Napfgasse. Oben an dieser Gasse (im Hause Nro. 207, jetzt „zum blauen Himmel" genannt) wohnte einst Heinrich Landolt, der erste dieses Geschlechtes und der schon 1370 nach Zürich kam, und später, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, der bekannte Chorherr und Sänger zur Probstey, Jakob Schultheß. Neben dieser Wohnung war das Haus der Edeln von Bünishofen (jetzt zum Napf genannt), welches aber schon 1380 dem Sohne des Bürgermeisters Rüdger Maneß zugehörte. Daselbst wohnte dann vom Jahr 1454 bis 1469 der Bürgermeister Rudolf von Cham. Im sechszehnten Jahrhundert besaß und bewohnte dieses Haus Herr Marx Schultheß vom Schopf (welcher auch zur Reformationszeit des Raths war) und seine Gattinn Beatrix von Cham. Noch jetzo sieht man über der Hausthür in Stein gehauen das Wappen von Beyden mit der Jahrzahl 1545.

(142) Eben der benannte Dichter, Johannes Hadloub, welcher ums Jahr 1304 lebte und ein Haus im Neumarkt hatte, gibt von diesem Verdienste der beyden Manessen (Rüdger Maneß, Vater, und Rüdger Maneß, Sohn, Chorherr und Custos zur Probstey) und ihrer gelehrten Freunde um die Minnesänger, und von der durch sie veranstalteten Liedersammlung von 139 Minnesängern Nachricht in einem seiner

noch vorhandenen Gedichte, welches wir in der von Bodmer und Breitinger bewerkstelligten Ausgabe jener Sammlung von Minnesängern aus dem schwäbischen Zeitpunkte (Zürich 1758. Zwey Theile. 4.) Thl. 2. S. 186—196 lesen; wovon die zierliche, mit merkwürdigen Handzeichnungen versehene Handschrift, die am Ende des sechszehnten Jahrhunderts Eigenthum der Freyherren von Hohensax war, und die man für den Manessischen Codex selbst hält, sich gegenwärtig auf der königlichen Bibliothek zu Paris, Nro. 7266, befindet.

(143) Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wohnte Ulrich Maneß, Vater des Bürgermeisters Rüdger Maneß, in diesem Thurme, der jetzt „zum großen Erker" heißt. Er starb aber vor 1337, denn damals wohnte nur noch die Wittwe Maneß, Mutter des Bürgermeisters, darin. Im Jahr 1362 hatte Ulrich Maneß, des Bürgermeisters Bruder, Haus und Thurm im Besitz; welcher — als jetzt Ital Maneß, des Bürgermeisters Sohn, den Thurm von 1370—1390 besaß, nun in dem kleinen Hause unten am Thurm am Ecke der Napfgasse wohnte, welches — im Murerschen Prospekt noch sichtbar — erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts abgebrochen worden. Hierauf vererbte sich dieser Thurm auf die Schwenden, indem der Ritter Rudolf Schwend (Ao. 1385—1391 Bürgermeister) mit Beatrix Maneß von Manegg vermählt war, welche als Wittwe noch im Jahr 1412 daselbst wohnte. Ihn besaß und bewohnte sodann Herr Johannes Schwend, der ältere, und sein Sohn Herr Johannes Schwend, Ritter, der im Jahr 1441 Bürgermeister geworden war, bis an seinen im Jahr 1470 erfolgten Tod; und hierauf im Jahr 1486 sein Sohn Conrad Schwend, welcher nach Waldmanns Tod ebenfalls Bürgermeister ward, später aber eine andere Behausung bezog. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war er Eigenthum der Familie Blaarer, und hieß daher der Blaarer Thurm, und im Jahr 1637 von der Familie von Grebel bewohnt, weil eine Dorothea Blaarer mit einem Jkr. Heinrich Grebel verehlicht war.

(144) Dieser Meyershof war zuvor Eigenthum der

Brunen, im Jahr 1357 von der Wittwe Jakob Bruns, Bruders des Bürgermeisters, und im Jahr 1362 von ihrem Sohne, Ritter Eberhard Brun, Neffen des Bürgermeisters, bewohnt, welcher seiner Schulden wegen, nebst andern Besitzungen, auch diese seine Wohnung im Jahr 1371 verkaufen mußte. Herr Johannes Meyer von Knonau, welcher, seit er im Jahr 1362 nach Zürich gekommen, im Hause zum goldenen Schwert, Nro. 441, oben an der Marktgasse, wohnte, kaufte daher dasselbe von Brun um 540 Gulden Florentiner Münze, blieb aber bis 1406 noch im Markt wohnen. Erst sein Sohn, Johannes Meyer, der Bürgermeister, bewohnte dasselbe von 1406 bis an seinen 1413 erfolgten Tod. So erhielten diese Gebäude den Namen Meyerhof, und wurden noch im Jahr 1637 von den Meyern von Knonau bewohnt.

(145) Durch diesen Wappenbrief erhielt Keller die Erlaubniß, statt des schwarzen Schlüssels, welchen er bisher in seinem Wappen hatte, einen schwarzen Steinbock in goldenem Felde zu führen. Von ihm werden also diejenigen Keller herstammen, die sich „Keller vom Steinbock" nennen.

(146) Markt war und hieß einst der Platz oder die Straße von der Schmidstube bis hinauf zum Hause „zum rothen Schilde" — wo, als im Mittelpunkte der ältesten Stadt, Obst und Gemüse ausgenommen, das wichtigste, z. B. Plunder (das aber nach dem Gewichte verkauft ward) Salz und anders feilgeboten wurde. Noch im dreyzehnten Jahrhundert (1275) wurden hier oben im Markt (in Summitate fori thuricensis) „an der Hutzeln" genannt, die Simmeln verkauft, und zwar unter der Schneiderlaube, einem obrigkeitlichen, an verschiedene Partheyen um Zins ausgeliehenen Wohngebäude, welche „im Schrötili" hieß, weil Schröter, Schröder, der altdeutsche Name von Schneider war, von „schroten" schneiden. Alle Häuser also, welche in den ältesten Dokumenten als „im Markte liegend" bezeichnet werden, sind hier zu suchen. Daher auch der Name Marktgasse bis auf unsere Zeit geblieben. Eben dadurch erklärt es

sich auch, warum gerade hier zwey Wirthshäuser, (Linde und Rothhaus) so wie auch das obrigkeitliche Weinhaus (siehe die folgende Note) errichtet wurden.

(147) Dieses Haus gehörte um das Jahr 1360 einem gewissen Wackerbold, von welchem es in der Folge auf mehrere Besitzer überging, bis endlich einer derselben, Rudolf Seiler, dasselbe im Jahr 1422 um 180 Gulden Rheinisch gemeiner Stadt Zürich verkaufte, welche (nachdem schon 1399 der Rath beschlossen, daß die Stadt allein allen elenden d. h. fremden Wein — unter welchem 1404 der Elsasser ausdrücklich benannt war — schenken solle) hier durch einen in diesem Hause wohnhaften Weinschenk Elsasserwein nebst andern fremden Weinen ausschenken ließ. Daher dieß Haus den Namen „zum Elsasser-(Wein)" erhielt, und noch gegenwärtig trägt; so wie das nebenan liegende kleine (Elsasser-) Gäßlein eben daher das Weingäßlein hieß. Am Hause selbst, als an einem Stadtgebäude, war der Stadtschild, und in einem der Gemächer die Namen und Wappenschilde von fünfzehn Bürgern gemahlt, welche vom Jahr 1510—1610 dieses zu einem bürgerlichen Dienste erhobene, dann aber (1578) verpachtete Weinschenken- oder Weinmeisteramt verwaltet hatten. Später wurde dieses Monopol gänzlich aufgehoben, und das Haus im Jahr 1645 an Herrn Sebastian Kitt käuflich überlassen, dessen Erben dasselbe dann, sammt dem anstossenden Hause „zum goldenen Helm", im Jahr 1776 an die Herren Orell, Geßner, Füßli und Comp. verkauften, welche hier eine Buchhandlung und Druckerey einrichteten. Und da die vorspringende rechte Ecke des Hauses die Straße dergestalt verengte, daß sie kaum eine Weite von 17′ hatte, so suchte das kaufmännische Direktorium diesem für die Fuhrwerke so nachtheiligen Umstande dadurch abzuhelfen, daß es, als im Jahr 1778 die Vorderseite des Hauses neu aufgeführt werden mußte, diesen Vorsprung von 30′ wegkaufte, damit die Mauer rückwärts gesetzt, und mittelst eines stumpfen Eckes größerer Raum gewonnen werde. Eine bedeutende Erweiterung war bereits zu Anfange eben dieses achtzehnten

Jahrhunderts dadurch geschehen, daß das oberste Haus rechts an der Marktgasse, welches, im fünfzehnten Sekulo erbaut, „das neue Haus" hieß, im sechszehnten dem Bürgermeister Georg Müller, und 1702 einem Stiftschreiber Müller angehörte, in benanntem Jahr von der Nachbarschaft angekauft und niedergerissen ward, mit Zustimmung der Obrigkeit, welche an die Kaufsumme 700 Pfund beytrug, damit der dadurch gewonnene freye Platz Reichsboden werde.

(148) Auch dieses Haus gehörte bis Ende des dreyzehnten Jahrhunderts dem reichen und angesehenen Geschlechte der Kriegen, die hier in der Nachbarschaft eines ihrer Stammhäuser hatten. Mit Anfange des vierzehnten Sekulum (1301) ging es von den Kriegen an die Biberli über (weil Conrad Kriegen, des letzten Besitzers Tochter einen Joh. Biberli geehlicht hatte) und nachher an die Finken, bis es Ende dieses und Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts, wo es schon den Namen „rothes Haus" trug, zu einem Wirthshaus eingerichtet wurde.

(149) So hieß damals das sehr enge Gäßlein, welches heut zu Tage von dem darin befindlichen Hause „zum rothen Leuen" das Leuengäßlein heißt, weil in dem anstossenden Hause „zum goldenen Schwert" Nro. 441, welches Johannes Meyer von Knonau, der nachherige Bürgermeister, von 1363 —1406 bewohnte, im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert auf diesem Markte oder Platze, der daher auch der Salzmarkt hieß, die eigentliche Salzniederlage oder der Salzverkauf war.

(150) Es ist dieses das jetzige Pfistereyhaus, Nro. 360. Die Kriegen, welche schon im zwölften Jahrhundert (1145) unter den zwölf Stadträthen waren, theilten sich in die Kriegen zur Sonne, und Kriegen zum Adler (s. Note 37). Die letztern, die ihr Stammhaus hier am Markte hatten, (und deren einem (Ulrich Krieg) von Bullinger und Andern — aber wie Bodmer Helv. Bibliothek, 2s Stück, Nro. IV zeigte, unrichtig — eine jetzt noch in Urschrift auf der Stadtbibliothek vorhandene eidgenössische Chronik zugeschrieben

wird) besaßen später den Burgstall zu Bellikon unterhalb Bremgarten gelegen, und nannten sich daher Kriegen von Bellikon. Dieser Stamm erlosch um ein paar Jahrhunderte später als jener andere. Denn der Letzte derselben, Rudolf Krieg von Bellikon, starb als östreichischer Hauptmann im Jahr 1641. Wie lange die Kriegen dieses ihr Stammhaus zum schwarzen Adler besaßen, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben; wenigstens wohnte noch im Jahr 1357 eine Frau Kriegin daselbst.

(151) Dieses Haus, welches im Jahr 1277 einem Ulrich, genannt im Markt, zugehörte, der es in gleichem Jahr an die Stift verkaufte, welche es sodann einem Ulrich Fink zu Lehen übergab, ward erst zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts der Schmiden Zunftstube, indem ihnen der Stadtschreiber Conrad Widmer im Jahr 1418 den obern Stock des Hauses um 110 Gulden verkaufte, während er sich noch den untern Stock und den tiefen Keller vorbehielt, welchen die Zunft endlich im Jahr 1548 auch noch an sich kaufen konnte. Bemerkenswerth ist die obere alte Zunftstube. Sie hat eine hölzerne Decke in zahlreiche Felder eingetheilt, in deren Mitte jedesmahl ein Zerrbild oder Mißgestalt, von erhobenem Schnitzwerk und bemahlt, angebracht ist. Rings um dieselbe läuft ein Kranz, enthaltend die Köpfe der Väter des alten Testamentes, von Adam bis auf Christus, nach dem Geschlechtsregister des Lukas, ebenfalls in Holz geschnitzt, und mit bemahltem Laubwerk umgeben. Das Werk ward im Jahr 1520 verfertigt, wie die in einer daselbst aufgehängten kleinen Tafel befindlichen Reimverse besagen. Der künstlich geschnittene Züricherschild mit den Löwen, in einer Umgebung von Laubwerk mit Vögeln, der sich inwendig über der Thür befindet, ward im Jahr 1631 von einem gewissen Michael Baumgraz verfertigt.

(152) Noch zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ward auf dem Hause zur Linde Wirthschaft getrieben, auf dessen oberstem Stockwerk sich ein großer Saal befand, dessen Fenster mit den Schilden der dreyzehn Zünfte geziert waren.

Noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ward der Tafernenschild daselbst aufbewahrt, und hernach außer die Stadt verkauft.

(153) Das Wohnhaus des Bürgermeisters Stüssi war das Haus Nro. 481, „zum weissen Wind" (Windhund) genannt, so wie auch das damit verbundene Haus Nro. 477, jetzt „zum Königsstuhl" heißend, welches früher einer Frau von Opfinkon zugehört hatte. In ersterm Hause fand sich bis auf neuere Zeit (1815) noch in der Diele der untern Stube das in Holz geschnitzte Wappen der Herzoge von Mayland, und eben so an der Decke der Stube des Hauses zum Königsstuhl, Stüssis Wappenschild geschnitzt; so wie noch jetzo ein Ritter mit dem Stichhelm und Wappenschild in Stein gehauen, unten am Erker gleichsam als Trager desselben zu sehen ist. Nach des Bürgermeisters Tode wohnte sein Bruder Johannes Stüssi, Zunftmeister, und vermählt mit Margaretha von Hofstetten, daselbst. Auch das gegenüber liegende Haus, Nro. 479, war Stüssi's Eigenthum.

(154) Nachdem der Rath im Jahr 1349 den adelichen Gesellschaftern der Stadt Münzhaus überlassen, (s. Note 18) verlegte er die Münz unten in der Schützen Stube unterhalb der Metzg, wo jetzt das Haus „zum Schnecken" steht. Im Jahr 1422 aber traf er mit den Gerwern einen Tausch um ihr oben auf Stüssi's Hofstatt vor dem großen und kleinen Pfauen gelegenes Lederhaus d. h. Halle, wo sie öffentlich ihr Leder feil hatten. Hier war nun die Münzstatt, oder Münzschmide, bis sie endlich, da das Gebäude baufällig geworden und daher mußte niedergerissen werden, im Jahr 1596 ins ehemalige Chor der Augustinerkirche verlegt wurde, wo sie sich bis jetzt befindet.

(155) Wenn sich die Leser vielleicht wundern, daß in der Erzählung des sogenannten Stüssi-Brunnens und Bildes keine Erwähnung geschieht, so ist die einfache Antwort hierauf diese, daß der Brunn im Jahr 1504 noch gar nicht vorhanden war. Denn er wurde laut Dokumenten erst im Jahr 1575 „neben dem Münzhaus" errichtet. Das alte Brunnenbette,

welches im Jahr 1811 abgebrochen und gegen dasjenige des abgetragenen Brunnens auf dem Münsterhofe vertauscht worden, trug auch wirklich die benannte Jahrzahl. Und nicht älter wird daher auch das Standbild auf der Brunnensäule seyn, wie sich überdieß noch mit voller Sicherheit selbst aus der Kleidung des geharnischten Kriegers schließen läßt, welche nicht über die zweyte Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hinaufreicht, da hingegen die ritterliche Kriegsrüstung zu Stüssi's Zeit eine ganz andere war. Es ist daher mit allem Grund anzunehmen, daß dieses Standbild ursprünglich gar nicht den Bürgermeister Stüssi, sondern nur überhaupt einen alten Schweizer, als Pannertrager von Zürich, vorstellen sollte (wie solche Pannertrager ja auf den Brunnen mancher andern Schweizerstädte ebenfalls zu sehen sind). Denn wirklich hält er in seiner Rechten der Stadt Zürich Panner, wie es vor Altem war, weiß und blau und oben darüber der rothe Wimpel mit dem Kreuz, als Abzeichen oberster kaiserlicher Gerichtsbarkeit, welchen Kaiser Rudolf von Habsburg im Jahr 1274 unserer Stadt ertheilte, und welches Panner ihn auch zu seiner Krönung nach Aachen begleiten mußte. Da dieses Standbild gerade auf den Brunnen auf Stüssi's Hofstatt gesetzt worden, so ist sehr begreiflich, daß man dasselbe in der Folge für Stüssi's Bild selbst hielt, und eben so begreiflich, daß man umsonst nach einem Umstande in seiner Geschichte forschte, auf welchen man die Figur des Hundes beziehen könne, der zu des Kriegers Füßen sitzt, und der wahrscheinlich nur als Symbol der Treue, welche dem obliege, welchem der Stadt Ehrenzeichen anvertraut sey, vom Künstler ist hinzugefügt worden. Hiernach ist also das zu berichtigen, was Joh. von Müller in seiner Schweizergeschichte Thl. III. S. 677 sagt.

(156) Dieß ergibt sich aus einer Stelle des Richtbriefes, (s. Note 58) welche aber auch zugleich zeigt, daß man in der Folge von der Nähe fester Thürme und Burgen bey den Stadtthoren Gefahr für die Unabhängigkeit und Sicherheit der Stadt selbst zu besorgen anfing, weil die Besitzer solcher

Thürme leicht sich zu Meistern der Thore machen konnten. Die Stelle lautet nämlich so: „Niemand soll kein festes Haus machen bey den Burgthoren, davon er gewaltig sey der Thore, ohne Gefahr. Die aber nun bey den Thoren sind, die sollen nicht fürbas (weiter vorwärts) kommen an Veste."

(157) Das diesem Thurm gegenüber liegende Eckhaus, Nro. 433, jetzt „zum Schütz" genannt, welches einst dem Spital zuständig, und nach der Reformation erstlich vom Prädikant im Spital, dann vom Spitalmeister selbst von 1538—1553 bewohnt war, hernach im Jahr 1554 an einen Hans Hottinger verkauft worden, hieß — laut Kaufbrief von ebenbenanntem Datum — das „Linsithor." Wie denn auch wirklich die Sage sich erhalten hat, daß hier in ältester Zeit ein Stadtthor gestanden. Ob aber dasselbe zwischen diesem Hause und dem Thurm, oder — wahrscheinlicher — zwischen dem Thurm und dem Wirthshause zum Adler sich befunden, deutet die Sage nicht näher an. Gewiß ist, daß einst die Gegend des alten Spitals außer dem ursprünglichen Stadtkreise sich befand; so wie überhaupt die Spitäler häufig außer den Städten angelegt waren.

(158) Es hatten die Söhne des Ritters und Bürgermeisters Heinrich Göldli (welcher auf Dorf in dem Hause, welches jetzt „das gelbe Haus" heißt, damals das Göldlische Haus hieß, gewohnt hatte, und erst 1514 gestorben war) Georg, Caspar und Rennward, diesen Göldlithurm theils gleichzeitig, theils successiv bewohnt. Die beyden Letztern zogen bey der Reformation, da sie derselben feind waren, von hier weg; Caspar, von welchem das jetzt noch blühende Geschlecht der Göldli von Tiefenau in Luzern abstammt, zog erstlich nach Rapperschweil, und später nach Luzern; Rennward zog ebenfalls nach Luzern; der erste dagegen, Jkr. Georg, welcher bey der zweyten Cappelerschlacht Hauptmann gewesen, verließ, aus Verdruß, daß ihm der unglückliche Ausgang jener Schlacht von Vielen war beygemessen worden, ebenfalls seine Vaterstadt, zog nach dem damals der Reformation holden Constanz (der letzte Sprößling seines Stam-

mes, Beat Rudolf, Zeugherr und Ingenieur, starb im Jahr 1677, und liegt in der Großmünsterkirche begraben, siehe Note 80). Er verkaufte daher im Jahr 1533 seinen Thurm und Haus um 1000 Gulden an Peter von Wellenberg, der diese Besitzung nun nach seinem Namen, des von Wellenberg Haus und Thurm hieß; welche Benennung dieser Thurm, ungeachtet des häufigen Wechsels seiner Besitzer, noch immer trägt.

(159) Es ist der so genannte Züblibrunn gemeint. Ueber diesen uns jetzt ganz dunkeln Namen erlaube ich mir, da keine schriftlichen Dokumente hierüber irgend einen Aufschluß geben, wenigstens eine auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes selbst sich gründende Vermuthung aufzustellen. Im dreyzehnten Jahrhundert hieß in dieser Gegend ein Haus: „zur Zuben." (Daher auch die von dieser Oertlichkeit herrührenden Geschlechtsnamen: „zu der Zuben" „vor der Zuben.") Es muß also hier sich eine Zube befunden haben. Eine Zube oder Zuben heißt aber im Altdeutschen eine Röhre, Wasserröhre, ein Kanal; in welchem Sinne dieß Wort sogar jetzo noch in einigen Kantonen gebräuchlich ist, daher „Zuber" die bekannte Benennung eines Wassergefäßes, einer Wasserkufe mit einer Röhre versehen. Dieses Wort bezeichnete hier also eine Brunnquelle, welche durch eine Röhre ausfließt, im Gegensatze der Sodbrunnen, aus welchen das Wasser mittelst eines Räder= oder Pumpwerkes herauf gezogen werden muß. Nun hatte man in Zürich bis zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durchgängig nur Sodbrunnen. Daher wäre es sehr begreiflich, wenn dieser Brunn, welcher durch eine offene Röhre, Rinne oder Zube, floß, (verschieden jedoch von unsern jetzigen künstlichen Röhrenbrunnen) auch von daher den besondern Namen Züblibrunn erhalten hätte.

(160) Das Haus „zum weissen Kreuz" genannt, Nro. 340, welches bis zum Jahr 1470 unter dem Namen „St. Johannser Haus" in den Steuerbüchern vorkommt. Welcher Johannitercommende in oder außer unserm Gebiete aber dasselbe zugehört habe, ist gänzlich unbekannt. In den Jahren

1401—1417 ward es von dem Bürgermeister Pantaleon ab Inkenberg bewohnt.

(161) Diese Judenschule oder Synagoge stand da, wo jetzt der so genannte „Burghof" (Nro. 424) steht, oder ist vielleicht in seinen Grundmauern noch dasselbe Haus. Schon im Jahr 1380, in einem unter diesem Datum ausgefertigten Kaufbriefe, kommt dieß Haus unter dem Namen: Judenschule vor, und behielt durch Jahrhunderte herab diesen Namen, bis einer seiner Besitzer in der ersten Hälfte des achtzehnten Sekulum demselben den Namen „Burghof" beylegte.

(162) Ueber den Richtbrief siehe Note 58.

(163) Die irrige Meinung, welche Wagner (in seinem Mercurius helveticus) und auch Bluntschli (in seinen Memorab. Tig. S. 224) noch vorträgt, daß der Juden Friedhof oder Begräbnißplatz an der Ringmauer der kleinen Stadt, hinter den Häusern am Rennweg gewesen, widerlegt schon Ulrich in seiner Sammlung jüdischer Geschichten, (4. Zürich, 1768) und zeigt aus Urkunden den eigentlichen Ort, wo sich derselbe befand, nämlich eben vor dem Lindenthor, da wo es jetzo „auf dem Wolfbach" heißt. Von hier führte eine enge Straße nach dem Zeltweg, an welcher der jüdische Friedhof lag, und die daher den Namen „Judengäßlein" führte, der sich auch noch in den ältern Planen und Grundrissen findet. Dieser alte Begräbnißplatz nebst dem benannten Gäßlein ist aber in die Fortifikationslinie gefallen, und darum nicht mehr sichtbar. Die frühere irrige Meinung entsprang daher, weil auf dem Gange längs der Ringmauer der kleinen Stadt vom neuen Thurm bis zum Rennwegthor, unbekannt seit wann, alte jüdische Grabsteine sich befanden, und man aus dieser Ursache den ehemaligen jüdischen Todtenacker in dieser Gegend suchen zu müssen glaubte. Sie wurden aber höchst wahrscheinlich nur darum hieher gebracht, um einst (wie in Basel auch geschah) zur Ausbesserung der Ringmauer gebraucht zu werden. Diese Grabsteine, deren der berühmte Heinrich Hottinger im Jahr 1665 vier und zwanzig zählte, und von welchen Ulrich (in seinem schon erwähnten Buche)

sechs Aufschriften entzifferte, lagen bis auf die neuesten Zeiten dort, kamen im Jahr 1816, als der Thurm unten an der Kuttelgasse geschleift wurde, wiederum zum Vorschein, und es wurden die wohl erhaltensten unter ihnen unter die neuerbaute Augustinerbrücke versetzt, um hier als Landfeste gegen den Andrang des Wassers im Fröschengraben zu dienen — als Alterthümer wohl eines bessern Platzes würdig!

(164) Die strenge und bleibende Verweisung der Juden aus unsrer Stadt und ihrem ganzen Gebiete erfolgte eigentlich erst im Jahr 1634, bey Anlaß eines den Stifter des Christenthums lästernden Juden, welcher deßwegen in hier war hingerichtet worden.

(165) Dieses ehemalige Dominikaner-Frauenkloster, welches den Namen führte: „die Sammlung in Brunngassen", jetzt unter dem Namen „Froschau" bekannt, ward im Jahr 1525 ebenfalls aufgehoben, die nicht austretenden Nonnen in's Kloster Oetenbach gebracht, und dasselbe mit allen seinen nicht unbeträchtlichen Gütern, Zins- und Zehntengefällen dem Spital einverleibt. Die Gebäude wurden einstweilen zu einer Siechstube und Unterspital d. h. zu einer Herberge für Einheimische und Fremde bestimmt, bis der eigentliche Spital gehörig erweitert wurde; welche Bestimmung diesem Kloster fast dreyßig Jahre hindurch blieb. Erst im Jahr 1550 ward im Umfange des Spitals selbst, da wo zuvor nur eine Mauer längs dem Wolfbache stand, ein neues Gebäude — das jetzige Krankenhaus — aufgeführt, die Kranken und Dürftigen aus der Sammlung in Brunngassen nunmehr dahin gebracht, und diesem Gebäude der Name „neue Sammlung" gegeben. Dieser Name des Gebäudes leitete in der Folge irre, indem man aus demselben schloß, es müsse auch im Umfange des Spitals eine geistliche Schwesterschaft gewohnt haben; wie es denn auch in der Geschichte und Beschreibung des h. Geistesspitals in Zürich (4. 1819) noch heißt: daß die Schwester-Sammlung von Constanz oder St. Verena in der Froschau „und bis in die Gegend des dermaligen Spitals, so etwa noch die Sammlung genannt wird, ihre Wohnung hatte." Im fol-

genden Jahre (1551) wurden dann diese sämmtlichen Klostergebäude vom Spital um 1200 Gulden an den Buchdrucker Christoph Froschauer verkauft, welcher anfänglich seine Druckerey im Hause „zum Guggenhürli" (Nro. 618), damals zum Weingarten genannt, hatte, bis ihm 1528 das leer gewordene Barfüßerkloster zu diesem Zwecke war pachtweise eingeräumt worden. Dieser berühmte Buchdrucker gab nun seiner neuerkauften Behausung (für welche er dann auch von der Stadt Wasser zu einem Brunnen erhielt) von seinem Geschlechte her den Namen „Froschau", welchen sie bis auf diesen Tag führt. Noch ist oben auf der Brunnensäule das Froschauerwappen, ein Knabe, der auf einem Frosch reitet, zierlich in Stein ausgehauen, befindlich. Auch hatte Froschauer von seinem Gevatter, dem Antistes Bullinger, drey trefflich gemahlte Fensterscheiben erhalten, womit er seine Behausung zierte, von welchen sich aber leider! nur noch Eine erhalten hat, gerade Bullingers Brustbild zierlich vorstellend, welche der jetzige Eigenthümer mit Recht sorgfältig aufbewahrt. Nach des jüngern Christoph Froschauers Tode († 1585), dem sein Oheim schon im Jahr 1551 das Haus und den Buchdruckergewerb übergeben hatte, kam die Froschau in die Hände der Escher vom Glas; 1596 war sie Wohnung und Eigenthum Herrn Bürgermeisters Johannes Kellers. Von ihm rührte im Jahr 1597 die künstliche astronomische Uhr her, die sich bis auf die neuste Zeit auf der Laube befand, so wie die vierzehn Gemälde der Reformatoren, welche mit Wasserfarben auf die Mauer daselbst gemahlt waren. Später kam sie wieder an die Escher, und war bekanntlich vom Jahr 1810 bis 1817 der Sitz des Blinden-Institutes.

(166) Es hatten um diese Zeit mehrere geistliche Frauencorporationen, welche sich in Constanz angesiedelt hatten, diese Stadt verlassen, und anderswo eine Niederlassung gesucht. So waren z. B. mehrere Nonnen Benediktinerordens an der Brücke in Constanz wohnhaft, welche im Jahr 1252, also ungefähr um die gleiche Zeit, von da nach Feldbach, bey

Steckborn im Thurgau, zogen, und dort das jetzo noch bestehende Frauenkloster gründeten.

(167) Die Klosterkirche machte also den Theil des Klostergebäudes aus, der mit dem Hauptgebäude einen rechten Winkel bildet, indem er sich gegen die kleine Brunngasse hinaus zieht, und in welchem sich einst die Armen= und Arbeitsschulen der Hülfsgesellschaft befanden. In der Kirche waren übrigens fünf Altäre. Der Hochaltar ward 1452 eingeweiht.

(168) Die Hofstatt des Predigerklosters, wie sie im Laufe des dreyzehnten Jahrhunderts nach und nach von den Mönchen war angekauft worden, war von großem Umfange. In der Länge ging sie von dem Wege ob dem Stadtgraben (jetzt „hinter dem Gräbli" genannt) bis hinab zum Wolfbach, an welchem eine Scheidemauer aufgeführt war, in der Breite aber von der Landstrasse der Brunngasse bis zu der Mauer des Klosterbaumgartens. Dieser Garten und Baumgarten der Mönche fing am Ende des jetzigen Krankenhauses an, erstreckte sich bis zum kleinen Thor des sogenannten Kirchgäßleins, und ging von da aufwärts bis zum Wege innerhalb der Ringmauer am Stadtgraben. Dieser Baumgarten ward im Jahr 1541, da die Pest sehr heftig in Zürich wüthete, zu einem Begräbnißplatz für die beyden Wachten Niederdorf und Neumarkt, für Ober= und Unterstraß, Fluntern und Wipkingen, welche alle zuvor ihr Begräbniß beym Großmünster hatten, angewiesen (daher bey den verschiedenen hier vorgenommenen Bauten, namentlich des neuen Irrenhauses im Jahr 1813, noch viele Todtengebeine hervorgegraben wurden). Späterhin aber, weil die äußern Gemeinden ihre eigenen Friedhöfe erhalten hatten, und weil der untere Theil des Platzes zu neuen Spitalgebäuden benutzt werden sollte, wurde derselbe in diejenige obere Abtheilung eingegränzt, welche gegenwärtig den Gottesacker der Predigergemeinde bildet. Hinter diesem Baumgarten, da wo sich ebenfalls ein Theil der Spitalgebäude, hauptsächlich aber der Spitalamtsgarten befindet, lag ein dem Kloster zuständiges Rebgelände von ungefähr drey Juchart, welches sich bis hinab zur Gräbligasse ausdehnte.

Uebrigens war dieser ganze weite Klosterbezirk mit einer hohen Mauer umschlossen (von welcher aber einzig noch die obere Seite von der Gräbligasse bis zur Sigristwohnung stehen geblieben) und allein bey der Brunngasse offen, (vermuthlich war auch der jetzige so genannte Predigerkirchhof von der Kirche durch eine Fortsetzung der Klostermauer getrennt) da erst im Jahr 1552 der Spital von dieser Seite her mit einer Mauer eingeschlossen wurde. Von den dort befindlichen, in der Erzählung erwähnten Linden steht nur noch Eine, welche wohl schwerlich erst später möchte hieher gepflanzt worden seyn.

(169) Dieß war im Jahr 1496 geschehen.

(170) Dieß bestätigt sich durch eine Urkunde vom Jahr 1232, laut welcher Conrad Krämer, genannt Yrant, Burger von Zürich, einen Theil seiner Hofstatt in Brunngassen am Wolfbach „bey der Prediger Hofstatt gelegen" denselben um eine gewisse Summe Geldes verkaufte. Also schon damals hatten die Predigermönche ihr Kloster hieher versetzt. Es ist auch die Behauptung (S. fortges. Merkw. d. Stadt und Land. Zürich v. Erni, 1820. S. 294) ganz irrig, daß die — nach Bullinger — den Predigermönchen eingeräumte St. Nikolaus-Capelle nebst dabey gelegener Hofstatt, an der Brunngasse und zwar da, wo jetzt der große Spitalkeller liegt, gestanden habe; sondern dieselbe befand sich vielmehr eben da, wo jetzt das Predigerkloster und Kirche steht.

(171) Diese Meinung steht in geradem Widerspruche mit dem allgemein herrschenden Glauben, und der auch von Bluntschli, von Moos, Werdmüller und Andern mit voller Zuversicht aufgestellten Behauptung, daß nämlich die gegenwärtig zum Gottesdienste gebrauchte Kirche um viele Jahrhunderte jünger sey, als die sogenannte alte, an welche sie erst im Jahr 1611 sey angebaut worden. Selbst bey Erni heißt es Seite 295: „Im Jahr 1611 wurde angefangen die neue Predigerkirche zu bauen, und zwar auf dem Platz, auf welchem ehedem eine dem Spital zugehörende Trotte stand." Das auffallend Irrige dieser Angabe springt jedem in die Augen, der auch nur etwas von der alterthümlichen Bauart

dieses Gebäudes versteht, oder von der Beschaffenheit einer Kloster- und namentlich Dominikanerkirche einigen Begriff hat. Einem solchen leuchtet von selbst ein, daß diese „neue Predigerkirche", wie man sie jetzt nennt, nichts anders als ein Theil der ganzen Klosterkirche, nämlich das so genannte Schiff derselben (nach unserm altdeutschen Wort „das Geflez" d. i. Vorhaus für die Gemeinde) war, wo die Altäre standen, auf welchen der Gottesdienst für das Volk gehalten wurde; die nun so geheißene alte Kirche aber der nur allein für die Mönche bestimmte verschlossene Chor. Wer sich davon nicht überzeugen kann, der möge doch nur einen Blick werfen auf die Murerische Abbildung der Stadt Zürich, welche im Jahr 1576, also ungefähr vierzig Jahr vor der vermeintlichen Erbauung der so genannten neuen Predigerkirche, heraus kam, und er wird dort schon dieselbe abgezeichnet finden. Die Wahrheit nun ist, daß, als bey der Reformation auch dieses Kloster war aufgehoben worden, die ganze Kirche lange Zeit völlig öde und ungebraucht da stand. Erst im Jahr 1544 ward eine sonntägliche Predigt im Chor der Predigerkirche (was jetzt die alte Kirche heißt) angeordnet. Das Schiff blieb inzwischen leer, und ward nun bald hernach dazu benutzt, einige Weintrotten für den Spital darin aufzurichten; wie auch im Schiffe der Augustinerkirche geschah, wo jetzt noch solche befindlich sind. Als aber in der Folge der Raum des Predigerchores für die Bevölkerung der nunmehr zu einer eigenen Parochie erhobenen Predigergemeinde zu enge war, beschloß der Rath im Jahr 1607, den andern größern Theil der Kirche (das Schiff) zum Gottesdienste wieder einzurichten, und zu diesem Ende die darin befindlichen Trotten daraus fortzuschaffen. Daher entstand von spätern Aufzeichnern zürcherischer Denkwürdigkeiten die Verwechslung, als sey an diesem Orte zuvor eine Trotte gestanden, und auf denselben erst die Kirche neu erbaut worden. Dagegen drücken sich gleichzeitige Chronikschreiber hierüber ganz richtig und genau aus. So schreibt z. B. ein Zeitgenosse und Augenzeuge, Herr Joh. Jakob Burkhard, in seiner Chronik wörtlich fol-

gendes: „Und dieweil die Kilchen zum Theil damalen verwüstet worden, darin Trotten gemacht, und der Chor allein zum Gottesdienst gebraucht; er aber, dieweil es zu einer Pfarrkilchen geordnet, gar zu eng, und die Kilchgenossen besten Theils darin kein Platz gehabt, habend min gnädig Herren Rath und Burger für gut angesehen und erkennt, daß diese Trotten hinaus und an ein ander Ort söllind gebracht werden, und daß man die Kilchen wiederum säubern und zu einer rechten Pfarrkilchen rüsten solle, damit die Kilchgenossen Platz genug haben möchten. Söliche Erkanntnuß war beschehen den 21 Tag Jenners Ao. 1607." — Jedoch ward erst im Jahr 1611 mit dieser Reparation angefangen, welche bis Ende des Jahrs 1613 oder Mitte des folgenden dauerte. Die untern Fenster auf der Nebenseite wurden bedeutend erweitert, die ganze Kirche mit feiner und zierlicher Stukatur bekleidet, in der Mitte der Mauer, die den Chor vom Schiffe trennt, die (wenig geschmackvolle hölzerne) Kanzel angebracht, und Sonntags den 21. August 1614 die erste Predigt darin gehalten. Von da an ward diese restaurirte Kirche „die neue Kirche", das Chor hingegen, in welchem bisher war gepredigt worden, „die alte Kirche" genannt. Eben dieses besagt auch die schöne lateinische Inschrift über dem Portal gegen den Predigerkirchhof stehend, welche in Wagners Mercur. helvet. p. 220, und auch (wiewohl nicht vollständig) in Bluntschli's Merkw., Seite 326, zu lesen ist, und die zu deutsch also lautet:

„Gott gebe Heil! Laut Beschluß vom Rath der Zweyhundert der Stadt Zürich, unter den Bürgermeistern Johann Rudolf Rahn und Leonhard Holzhalb, den Pflegesöhnen der Kirche, den Vätern des Vaterlandes, hat diesen dir, erhabener gütiger Heiland! ehrfurchtvoll geweiheten Tempel auf Unkosten des Staates theils wieder einrichten, theils auszieren lassen Joh. Heinrich Holzhalb, Pannerherr und Obmann, im Jahr christlicher Zeitrechnung MDCXI. — Du aber, o Heiland, erneue uns innerlich durch Glauben und Frömmig-

keit; ziere uns aus mit Ehrfurcht vor dir, auf daß wir seyen lebendige Tempel des heiligen Geistes."

Diese letzten Worte sind höchstwahrscheinlich eine Anspielung auf den vermeintlichen Namen der Predigerkirche. Man glaubte nämlich und glaubt es jetzt noch, daß sie ursprünglich „Kirche zum heiligen Geist" geheißen. Aber nicht sie hieß also, sondern vielmehr der nahe gelegene Spital, (wie denn beynahe aller Orten die Spitäler den Namen „heil. Geistes Spital" führten, wahrscheinlich mit Hinsicht auf die Bibelstelle Jesajas 61. v. 1.) welcher aber sammt seiner eigenthümlichen Capelle mit dem Predigerkloster bis zur Reformation durchaus in keiner andern als einer bloß nachbarlichen Verbindung stand, auch von demselben durch eine Mauer geschieden war; daher die Behauptung (siehe heil. Geistes Hospital in Zürich, 4. 1819. S. 6) ungegründet ist, daß die Predigermönche besonders die bey ihrer Hofstatt liegende Kirche des heil. Geistes Hospitals für sich erobert haben. Erst in der Folge, als der Prädikant im Spital seine Predigten nunmehr im Chor der Predigerkirche zu halten anfing, wurde jener Name des Spitals auf die Kirche des Predigerklosters übergetragen, da sie höchstwahrscheinlich, wie die meisten Dominikanerkirchen, Maria, der heil. Jungfrau, geweiht war. Hierüber könnte uns das Anniversarium oder Jahrzeitbuch des Klosters Auskunft geben, wenn nicht, leider! auch dieses, wie die der meisten Kirchen — die des Großmünsters ausgenommen — zu großem, ja unersetzlichem Verlust in historischer, vornämlich aber genealogischer Beziehung, durch Nichtachtung ihrer Wichtigkeit verloren gegangen wäre. Wie verdienstlich, wenn das eine oder andere solcher Jahrzeitbücher noch in irgend einem unsrer vielen Archive oder anderswo, wo sie vielleicht im Staube modern, wieder aufgefunden würde! Ich möchte hiezu die Freunde vaterländischer Geschichte dringend auffordern!

Vielleicht dürfte auch Manchem nicht unlieb seyn, bey dieser Gelegenheit die eigentliche Entstehung der

Prediger-Pfarrgemeinde zu erfahren. Bis zur Reformation war nämlich die ganze große Stadt pfarrgenößig bey der Stiftskirche zur Probstey oder beym Großen Münster, welches nicht nur die älteste, sondern für die gesammte Umgegend diesseits der Glatt (von Zollikon über Zumikon, Wytikon, Fällanden, Schwamendingen und Seebach bis Wipkingen hinab) in einem Umkreis von mehrern Stunden die einzige Pfarrkirche war. Die Kirche der Prediger oder Dominikaner war bloße Klosterkirche, und hatte als solche nicht die mindesten pfärrlichen Rechte, und wer etwa bey den Predigermönchen begraben seyn wollte, dessen Exequien mußten gleichwohl zuerst in der Großmünsterkirche vom Leutpriester gehalten werden. An der Spitalcapelle war nur ein Caplan angestellt, welcher, zu den 32 Caplanen der Probstey gehörend, in dieser Stiftskirche mit den Uebrigen seine Dienste leisten mußte. Bey Aufhebung des Predigerklosters hörte nun auch der Gottesdienst in dessen Kirche auf; nur in der Spitalcapelle ward nunmehr gepredigt vom damaligen Spitalcaplan, (Caspar Großmann, einem Freunde Zwingli's und der Reformation) der jetzt Prädikant im Spital genannt, und dessen Predigten auch von den Bewohnern des Niederdorfes, der Nähe wegen, besucht wurden. (Eine „Niederdorf-Gemeinde, der die St. Niklauscapelle einst zum Gottesdienst diente" — (Erni S. 294) — gab es gar nicht.) Da aber die kleine Spitalcapelle für dieselben bald zu enge geworden, ward im Jahr 1544 beschlossen, daß besagter Prädikant im Spital für diesen untern Theil der Stadt sonntäglich im Chor der Predigerkirche eine Predigt halten, in der Woche aber die Kranken im Spital besuchen solle. Er erhielt nun den Titel: Prädikant zu den Predigern und im Spital, und mußte dabey „dem Großmünster, als der rechten Mutterpfarre, mit allen Kirchendiensten gewärtig und gehorsam seyn." Nachdem derselbe im Jahr 1554 (statt seiner bisherigen, im Küßnacherhaus) eine Wohnung im Grimmenthurm, und im Jahr 1571 noch überdieß die Würde und Einkünfte eines Chorherrn an der Stift erhalten, ward ihm nun auch im Jahr 1575 bewilligt, das

heilige Abendmahl in der Predigerkirche auszutheilen, die pfärrlichen Rechte hingegen, als Taufe und Trauung, noch weiter der Großmünsterkirche vorbehalten, der er im Nothfalle auch mit Predigen Dienste leisten mußte. Erst nach obenerwähnter Wiedereinrichtung des Schiffes, oder der eigentlichen Kirche, im Jahr 1614 wurden ihr auch jene letztern Parochialrechte ertheilt, zur Verrichtung derselben dem Pfarrer noch ein eigener Diacon beygeordnet, von welch letzterm allein nun auch der Spital versehen werden mußte (bey welchem erst im Jahr 1683 ein eigener Seelsorger angestellt wurde). So ward erst damals die Predigergemeinde gänzlich von der Großmünsterkirche abgetrennt und zu einer eigenen Pfarre erhoben, welche nunmehr die untere Hälfte der großen oder mehrern Stadt, nebst den drey äußern Gemeinden, Ober=, Unter=Strasse und Fluntern umfaßt. Die große Stadt war nämlich von Alters her in vier Wachten (Sektionen, Stadtviertel) nach ihren vier Hauptthoren abgetheilt, in die Wacht auf Dorf, zu Linden, zu Neumarkt und im Niederdorf. Die beyden letzten Wachten machen gerade den Umfang der Predigergemeinde aus, deren Gränzen, die sich durch das Esel= und Leuengäßlein gegen die Steingasse hinauf ziehen, eben diejenigen sind, welche ehemals die Wacht zu Neumarkt von derjenigen zu Linden schieden, wodurch diese anscheinend sonderbare Abgrenzung historisch vollkommen sich erklärt.

(172) Die untern Fenster in der Abseite wurden bey der Restauration der Kirche im Jahr 1614 bedeutend erweitert.

(173) Dieses Lektorium ist noch vorhanden, und jetzt zu einer kleinen Emporkirche für die Männer eingerichtet. Der große Fron= oder Hochaltar, auf welchen man von da hinab sah, stand zwischen beyden Thüren, die in's Chor führen, an der Mauer, an welcher jetzt die Kanzel angebracht ist. Wozu der Altarstein desselben bey der Reformation vornämlich gebraucht worden, sagt Note 84.

(174) Terz ist eine von den sogenannten sieben Zeiten (Mette, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Complet)

oder den sieben kanonischen Andachtstunden, welche die Mönche und Nonnen täglich im Chor zuzubringen haben. Sie fällt zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags.

(175) Dieser damalige Lesemeister d. h. Lector oder Professor der Theologie im Kloster hieß eigentlich Bartholomäus Brenner; woher er gebürtig war, ist uns unbekannt.

(176) Die ganze Höhe des Chores, vom Gewölbe bis auf den Fußboden, beträgt nach eigens angestellter genauer Meßung 75 ½ Züricher Fuß. Die im Thürmchen über dem Chor befindliche Glocke (von Werdmüller, der sonst die Inscriptionen aller Glocken der hiesigen Stadtkirchen angibt, übergangen) ist, in Mönchsschrift verfaßt, folgende: † o rex glorie Xre (Christe) veni nobis cum pace. MCCCCLI. Bluntschli meldet in seinen Merkw. der Stadt und Landschaft Zürich S. 188, es habe Jkr. Conrad Escher vom steinernen Erker die Inschriften aller oder der meisten Glocken in unserm Canton mit großem Fleiße zusammen geschrieben. Ist dieses Glockenbuch nirgend mehr vorhanden?

(177) Dieses Christusbild in halber Figur mit einem Kreuzscheine um das Haupt, ist (wie auch die beyden andern Schlußsteine, welche zierliche Rosen bilden, aus deren einer ein Mönchskopf mit der Kapuze hervor blickt) noch vollkommen erhalten, und die Farben so wie die Vergoldung noch ganz frisch und glänzend, als wären sie erst von gestern. Es ist abgebildet in Müllers schweizerischen Alterthümern, Theil II. Nro. 16, aber sehr ungenau. (Wie denn überhaupt die Abbildungen in diesem Werke nicht „nach den Originalen", wie der Titel besagt, sondern nach unvollkommenen Copien in der Dürstelerschen, Scheuchzerschen und andern Sammlungen gezeichnet sind, und daher keinen großen Werth haben). Die auf dem Evangelienbuche befindlichen Buchstaben gleichen im Müllerschen Werke unbekannten magischen Figuren, da der Zeichner jene nicht zu lesen verstand. Es sind aber sehr deutliche Buchstaben aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert, nämlich auf dem einen Blatte I und E, nicht neben= sondern unter einander stehend, und auf dem an=

dern eben so M und A; wahrscheinlich die Anfangsbuchstaben von Jesus und Maria. Schade übrigens, daß dieser Chor — ein schönes Denkmal alterthümlicher Baukunst — ökonomischer Zwecke wegen, bald nach der Reformationszeit durch theilweises Vermauern der bey 50′ hohen Fenster, Einfügung mehrerer Kornboden u. a. m. häßlich ist entstellt und verdorben worden! Wie sehr wäre seine Wiederherstellung zu wünschen!

(178) Die Predigermönche in Straßburg begannen einen neuen Kirchen- und Klosterbau im Jahr 1254 und bezogen das neue Kloster im Jahr 1260. Der Bau ihres Chors aber ward erst 1308 angefangen und 1345 vollendet.

(179) Diesen Namen trägt in alten Urkunden wirklich diese durch den später in der Erzählung erwähnten historischen Umstand nicht unmerkwürdige Capelle, in welcher sich zwey Altäre (St. Johannes- und St. Nicolai Altar) befanden. Jetzt ist sie in einen Keller des Spitals (Capellenkeller) umgewandelt. Auf sie bezieht sich vermuthlich, was Bullinger im Jahr 1540 schrieb: „Diese St. Nicolauscapelle steht in der Kirche zun Predigern annoch zu einem Zeichen." Denn daß dieselbe an der Brunngasse, da wo jetzt der große Spitalkeller sich befindet, zwischen der Apotheke und der jetzigen Bruderstube, gestanden, (siehe Merkw. der Stadt und Landsch. Zürich von Erni, S. 294) ist ganz irrig. Uebrigens hatte das Kloster außer derselben auch noch eine St. Jakobscapelle, deren Ort nicht mehr genau bekannt, die aber vermuthlich auf der andern Seite des Chors, gegen den Predigerkirchhof hinaus, angebaut war.

(180) Dieser Mönch, eigentlich Heinrich Berger, der sich aber lieber, nach dem Geschlechte seiner Mutter, Suso nannte, war den 21. März 1300 zu Constanz geboren, und trat daselbst in den Dominikaner-Orden; von wo aus er oft die Nonnenklöster seines Ordens im Thurgau besuchte, um sie Tugend und Heiligkeit zu lehren. Vorzüglich aber hielt er sich hier in Zürich im Predigerkloster auf und war Visitator der Klöster am Oetenbach und zu Töß. Ein edler Mysti-

ker, ein Mönch voll stillen, reinen, lichten Wandels, wie Stalder in seiner schweiz. Dialektologie (8. Aarau 1819. S. 86. Note 31 und 32) ihn nennt, den man nicht aus seinen sogenannten Lebensbeschreibungen von Surius (8. Coloniae, 1555) und in Murers Helvetia sancta darf kennen lernen, da diese ihm die ausschweifendste Mönchsasketik und die abgeschmacktesten Visionen einer erhitzten Phantasie beylegen; sondern aus seinen eigenen Schriften, namentlich aus seinen „Dialogen oder Gesprächen der himmlischen Weisheit mit ihrem Schüler über die vornehmsten Förderungsmittel christlicher Frömmigkeit und den leichtesten Weg zur wahren Weisheit und höchsten Glückseligkeit zu gelangen", woraus Sailer in seinen „Briefen aus allen Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, vierte Sammlnng" (München 1801) einige Stellen, aber nur aus der lateinischen Uebersetzung, nicht aus der deutschen Urschrift gab. Ein Exemplar von letzterer, als Handschrift, vom Jahr 1462 soll in der Bibliothek des Stifts Beromünster liegen. Er starb den 25. Januar 1365 in Ulm, wie Einige melden.

(181) Meister Albrecht von Weissenstein (de albo lapide) war ein hiesiger Predigermönch und Lesemeister der Theologie in seinem Kloster, der auch während des Jubiläums im Jahr 1475 zu Rom Beichte gehört hatte. Sonst wissen wir nichts weiter von ihm, als daß er, bey Anlaß des Ablasses, welchen Pabst Sixtus IV im Jahr 1479 den andächtigen Besuchern der Großmünster-, Frauenmünster-, besonders aber der Wasserkirche, welche zum Bau derselben beysteuern würden, ertheilte, ungefähr um das Jahr 1480 ein kleines Werk schrieb zur Anpreisung dieses Ablasses, in lateinischer Sprache: „Lob und Ermahnung wegen des Ablasses, welchen der heilige Vater Sixtus den Zürcherischen Kirchen bewilligt hat." Wovon sich ein Exemplar auf hiesiger Stadtbibliothek befindet.

(182) Felix Faber, oder nach seinem deutschen Geschlechtsnamen, Schmid, stammte aus dem adelichen Geschlechte der Schmiden von Zürich; sein Vater, Jos Schmid, einst Land-

vogt auf Kyburg, fand im alten Zürichkriege, im Jahr 1443 seinen Tod. Der damals noch minderjährige Sohn Felix trat später in den Predigerorden und wählte sich das Kloster in Ulm; wo er auch Lesemeister der Theologie ward. Er war in den geistlichen und weltlichen Rechten sehr erfahren, besonders aber in der Geschichte, wie seine Geschichte der Schwaben (historia Suevorum) beweist, welche Goldast in seinem Werke (Rerum Suevicarum scriptores, 4. Francof. 1605) heraus gab. Er hinterließ noch andere handschriftliche Werke, und soll im Jahr 1502 gestorben seyn.

(183) Dieser zierlich pergamentene Codex des bekannten Chronikon, vom Bischof Otto von Freisingen, befindet sich gegenwärtig auf hiesiger Stiftsbibliothek.

(184) Dieß geschah, laut alten Urkunden und Kaufbriefen, vornämlich in den Jahren 1232, 1242 und 1268. Ja, schon im Jahr 1252 erstreckte sich ihre Hofstatt von des Klosters Gartenmauer bis zur Straße außerhalb des Kirchhofes, und von dem Wege an der Ringmauer ob dem Stadtgraben bis an den Wolfbach.

(185) Im Jahr 1408 besaßen die Predigermönche 28 Wohnhäuser in der Stadt, nebst einigen sogenannten Kellern, im Jahr 1470 wenigstens 18 Häuser, meist um ihr Kloster herum, laut den Steuerbüchern.

(186) Dieß bestätigte sich vornämlich bey Aufhebung des Klosters im Jahr 1525. Damals besaß dasselbe nämlich, laut amtlicher Inventur, an jährlichen Zinsen und Gefällen 128 $\frac{1}{4}$ Mütt Kernen, 12 $\frac{1}{2}$ Malter Haber und 312 Pfund Geld, wogegen es freylich hinwiederum einige dreyßig Pfund und etliche Mütt Kernen als Zinse zu entrichten hatte. Im Kloster waren noch vorhanden: 77 Mütt Kernen, 8 $\frac{1}{2}$ Malter Haber und bey 200 Eimer Wein. Daneben besaß das Kloster 23 Juchart Reben, den Rebgarten bey demselben für drey Juchart gerechnet. Hiernach ist die Angabe zu berichtigen, daß „außer einem kleinen Vorrath von Wein, nicht viel erhebliches im Kloster scheine gefunden worden zu seyn." (Heil. Geisteshospital in Zürich, S. 8).

(187) Es mag vielleicht den Leser wundern, daß Röust in seiner Ereiferung über die Predigermönche nicht auch auf den nahe liegenden sogenannten Ketzerthurm hinwies, der diesen Mönchen zu einem Inquisitionsgefängnisse, wohl gar zum geheimen Hinrichtungsort der Ketzer oder Irrgläubigen, deren Aufspürung und Vertilgung ihr Orden allerdings zum besondern Zweck hatte, gedient haben soll. Allein nicht die geringste Spur findet sich aus jener Zeit von dieser jetzt allgemein angenommenen Meinung; sie ist vielmehr erst im siebenzehnten Jahrhundert aufgekommen. Herr Caspar Huber, gewesener Pfarrer zu Berg († 1727) ist der eigentliche Urheber derselben. „Ich achte — so schreibt er — die Ursache dieser Benennung („Ketzerthurm") sey diese: Als die Dominikaner= oder Predigermönche sich auch zu Zürich eingedrungen, und 1240 ein Kloster und Kirche, so noch heutiges Tages die Predigerkirche heißt, aus St. Niclauscapelle in der Brunngasse gebaut, hat dieser Bettelorden auch zu Zürich, eben wie in der ganzen Christenheit, sich bedient der päbstlichen Bulle Innocentii III, kraft deren ihnen das Officium inquisitionis wider die Ketzer (worunter dazumahlen die Waldenser gemeint) anvertraut worden. Diesen Thurm nun, als der zunächst bey ihrem Kloster gestanden, haben die Predigermönche, als Inquisitoren, der Obrigkeit abgefordert und denselben zu einem Gefängnisse verordnet aller derer, die wider des Pabstes Gewalt und Ehre redend von den Mönchen für Ketzer ausgeschrien und geurtheilt worden." Dieß ist aber eine ganz unstatthafte Vermuthung, die sich auf gar keine Dokumente gründet. Denn es ist nicht die geringste historische Spur vorhanden, daß die Predigermönche in Zürich (was allerdings in Deutschland und auch in Neuchatel geschah) Ketzergerichte gehalten, noch viel weniger, daß die Obrigkeit ihnen jenen zwar nahe gelegenen, jedoch ganz außer dem Bereiche ihres, durch eine hohe Mauer von ihm abgesonderten, Klosters befindlichen, zur Stadtmauer gehörigen Thurm zu diesem Behuf eingeräumt habe; was von dem stets freysinnigen, den Anmaßungen des Clerus standhaft sich entgegenstellenden Rathe in Zürich auch nicht

zu erwarten war. Es zeigen im Gegentheile die alten Rathsbücher (z. B. vom Jahr 1315), daß dieser Thurm — vor Erbauung des Zeughauses — zur Aufbewahrung von allerley Waffenrüstung und Kriegsgeräth diente, also keineswegs den Mönchen übergeben war. Und was besonders bemerkenswerth ist; er kommt durchaus nirgends in alten Schriften, weder in Rathsprotokollen noch in den Sturm= und Wehrinen= Rödeln von 1444, 1484, 1529 und 1554 unter jenem Namen, sondern unter dem Namen: „der neue Thurm" (vermuthlich weil er später als die übrigen Thürme der Ringmauer erbaut worden) oder auch „der Thurm bey den Predigern" vor. Selbst Bullinger, auf den man sich etwa beruft, kennt denselben nicht unter der Benennung Ketzerthurm. Er schreibt nämlich bey Anlaß der Wiedertäufer: „Hievor ist gemeldet, daß etliche Täufer in Gefängniß gelegt und behalten worden. Dieweil aber an denselbigen kein Gutes nichts half, wurden sie in den hohen Thurm im Niederdorf, den man nennt den Hexen= oder neuen Thurm, unter der Mühlehalden, im Graben bey der Prediger Garten oder Kilchhof gelegen, gelegt." Auch er nennt ihn also den neuen oder Hexenthurm. Dieses letztere Wort ist aber von ungeschickten oder nachläßigen Abschreibern in Ketzerthurm verwandelt worden. Daher sich nun in den meisten der zahlreichen Copien der Bullingerschen Chronik das unrichtige Wort: „Ketzerthurm" statt „Hexenthurm" findet. (Nach einer solchen unrichtigen Copie las auch Füßlin in seinen Beyträgen zur Reformationsgeschichte des Schweizerlandes, Thl. V. S. 249, Note 52). Dieser Name muß also weit später erst aufgekommen seyn; wann und durch welche Veranlassung aber, liegt völlig im Dunkeln. Möglich wäre es wenigstens, daß er aus jenen fehlerhaften Bullingerschen Copien seinen Ursprung hätte. Gesetzt aber auch, daß „Ketzerthurm", gegen alle bisher bekannten historischen Zeugnisse, gleichwohl ein alter Name dieses Thurmes wäre, so ist derselbe wenigstens ganz anders zu deuten, als es von jenem Pfarrer Huber geschah, indem es auch in andern Städten der Schweiz, wo doch niemals

Dominikanermönche hauseten, Ketzerthürme hatte, z. B. in Luzern. (Siehe die Stadt Luzern und ihre Umgebungen, 8. Luzern. 1811, S. 53). Man hatte nämlich in älterer Zeit für grobe und allgemein verabscheute Verbrechen, besonders für solche, deren man oft ganze Menschenclassen bezichtete, eigene Verwahrungsörter, die von denselben her benannt wurden. So gab es Juden=, Frauen=, Hexen= und auch Ketzerthürme; denn mit letzterm Namen ward ehemals gerade eines der verabscheuungswürdigsten Unzuchtsverbrechen bezeichnet. So wäre denn die Benennung des Thurms — ihr Alter nämlich vorausgesetzt — daher zu leiten, daß Leute jenes Verbrechens beschuldigt und geständig, deren es leider! im fünfzehnten Jahrhundert besonders, wie die Raths= und Richtbücher bezeugen, eine Menge gab, und deren Strafe der Feuertod war, in denselben gelegt wurden. In jedem Falle erscheinen nun jene fabelhaften Mährchen von der unterirdischen Tiefe dieses Thurmes, die seiner Höhe gleich gewesen, und von den darin aufgestellten geheimen schrecklichen Marterwerkzeugen (die Unwissenheit wollte ihn gar zu einem Heidenthurme machen. Siehe Bluntschli sub. tit. Ketzerthurm) in ihrer ganzen Nichtigkeit. Es hat übrigens dieser Thurm auf der Seite gegen den Graben hinaus eine Mauerdicke von eilf Schuhen; gegen die Stadt hin ist sie etwas geringer. Nachdem im Jahr 1538 eine ganz neue Uhr auf den St. Petersthurm war gesetzt worden, so bewilligte im Jahr 1541 der Rath „den Nachbaren im Niederdorf und den Schützen am Platz, auf ihre Bitte hin, die alte Uhr, so zuvor zu St. Peter gewesen, in der Stadt Kosten in den neuen Thurm zu setzen; doch sollten die Nachbaren dieselbe in ihren Kosten richten, auch sollten die Buchstaben nicht mit Gold, sondern schwarz in weissem Felde gemahlt werden!"

(188) Dieses Gebäude war der später sogenannte Mußhafen. Es erhielt den Namen Mußhafen von der zur Zeit der Reformation angeordneten Suppenanstalt für Arme, denen täglich aus einem oder zwey Häfen dicke Suppe („Muß") nebst Brod ausgetheilt wurde. Diese Suppenanstalt ward Anfangs

im Predigerkloster, dann im Chor der Augustinerkirche (dem jetzigen Almosenamt) eingerichtet, und erst im Jahr 1596 in jenes Spitalgebäude verlegt, nachdem das Augustinerchor zu einem Münzhaus war bestimmt worden. — Auf den Platz dieses am 14. Juli 1732 abgebrannten Gebäudes, welches einerseits an das Gebäude, worin sich jetzt die Cantonsapotheke befindet, anderseits an das gegenüber liegende Gebäude stieß, (man sieht die alten Spitalgebäude auf Murers Grundriß der Stadt Zürich noch genau angegeben), ist kein neues aufgeführt worden. Dagegen ward zwey Jahre nachher (1734), an dem Orte, wo seit der Reformation des Spitals Scheuer und Bestallungen standen, ein neues Krankenhaus, „Neuhaus" genannt, erbaut, nach dem schon im Jahr 1550 ein ganz neues Spitalgebäude, „die Sammlung" jetzt das Krankenhaus benannt, auf der Prediger Hofstatt am Wolfbach war aufgeführt worden, (s. Note. 165), und im Jahr 1580 der sogenannte „Prestenberg" auf der Stelle, wo das jetzt sogenannte Unterhaus sich befindet. So wurde die Zahl und der Umfang der Spitalgebäude fortwährend und bis auf die neuesten Zeiten — man denke nur an das im Jahr 1813 neuerbaute treffliche Irrenhaus! — bedeutend erweitert. Außerdem daß nun auch das vormalige Dominikanerkloster selbst dem Spital war eingeräumt worden, theils (1554) zum Aufenthalt für die Pfründer, (welche Bluntschli Seite 424 durch einen seltsamen Irrthum schon vor der Reformation mit und neben den Mönchen in diesem Klostergebäude wohnen läßt) theils zur Wohnung für den Spitalmeister, welcher anfänglich in Lossers Haus (s. Note 192), nach der Reformation sodann von 1538—1552 in dem Eckhaus an der großen Brunngasse (Nro. 433) seine Wohnung hatte.

(189) So ward z. B. der Spital zu Rapperschweil durch die Grafen von Rapperschweil, der Spital zu Baden durch Königin Agnes, derjenige zu Zofingen von Berchtold IV, Herzog von Zähringen, gestiftet u. a. m.

(190) Eine solche Spur glaube ich wirklich entdeckt zu haben in dem Fragment einer päbstlichen Bulle, welches

Schöpflin in seiner Historia Zaringo-Badensis, T. V. p. 131 aufbewahrt hat. Dieß Fragment hat die Ueberschrift: Ex registro Innocentii III (er regierte als Pabst von 1198 — 1216) de A. 7. Epist. 16, und lautet also:

„Priori et fratribus hospitalis de Thuregum. Solet „annuere - - - - annuentes: Personas et hospitale vest-„rum, quod dilectus filius, nobilis vir . . . . . Dux Zerin-„gie pro suorum peccatorum remedio fabricavit, cum „omnibus bonis, quae in praesentiarum - - - - - - - - - „communimus. Ad indicium autem protectionis a nobis „obtentae aureum unum nobis nostrisque successoribus „annis singulis persolvetis. Nulli ergo etc. Datum La-„terani III Id. Maji Anno VII."

Wenn gleich in dieser Urkunde Prior et fratres hospitalis de Th. genannt sind, so darf dabey doch nicht etwa, wie man Anfangs geneigt seyn möchte, an ein Deutsch Ordens- oder Johanniterhaus gedacht werden, indem es dann würde geheißen haben: Priori et fratribus domus hospitalis Sti. Johannis Hierosolymitani, wie der Titel an die Johanniter; oder: domus hospitalis S. Mariae Theutonicorum, wie der an die Deutschordensherren stets lautete. Hingegen kommt in einer päbstlichen Ablaßbulle von 1250 für das Siechenhaus in Freyburg im Breisgau auch die Benennung vor: *Magister et fratres* domus pauperum leprosorum. Die „personae et hospitale de Thuregum (o)" scheinen also einzig auf den hiesigen Spital (hospitale) und seine Bewohner, die sogenannten Hausbrüder (fratres), bezogen werden zu können. Und gerade so versteht es auch Schöpflin, der den Inhalt dieser Urkunde (Nro. 69) mit folgenden Worten angibt: „Innocentius III, pont. hospitale Tiguri a Berthol-do V, Zaeringiae Duce fundatum in protectionem recipit." Ist diese Schlußfolge richtig, so erfahren wir aus dieser Urkunde, daß denselben einer der Herzoge von Zähringen, die, als Reichs- und Kastvögte von Zürich, mit der Stadt in enger Verbindung standen, errichtete; vielleicht Berchtold V, der von 1185—1218 regierte, und mit welchem der Zähringer-

Stamm erlosch. Denn die Urkunde datirt sich vom siebenten Regierungsjahr des mehrerwähnten Pabstes, also vom Jahr 1204. Doch läßt sich, da Berchtold V keineswegs freygebig, sondern vielmehr eigennützig war, noch eher auf seinen viel mildern und wohlthätigern Vater, Herzog Berchtold IV schließen, der, laut vorhergehender Note, auch in Zofingen einen Spital stiftete. Diesem zufolge wäre also unser Spital eine herzoglich-zähringische Stiftung, welche gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts fällt; was auch mit allen übrigen Umständen zusammenstimmt. Daß z. B. der Spital sich unter päbstliche Protektion begeben, (da er weder vom Stift noch von der Stadt abhing) wofür er, nach jener Urkunde, der päbstlichen Kammer jährlich einen Goldgulden entrichten mußte, (Ob sich in den ältesten Spitalrechnungen, wenn solche je noch vorhanden, wohl diese Ausgabe verzeichnet findet?) mag einigermaßen auch dadurch bestätigt werden, daß im Jahr 1279 der Spital, wegen Mangel an Gottesdienst, nicht an die Stift noch an die Stadt, sondern an den Pabst sich klagend wandte, und von ihm die Bewilligung eines eigenen Caplans sich erbat.

(191) Im Jahr 1467 waren, laut den Steuerbüchern, 42 Pfründer, 8 Knechte, eine Köchin und ein Pfister in hiesigem Spital.

(192) Dieß ist dasjenige Gebäude, welches oben an das Haus „zum Strauß" stößt, und die linke Ecke des Einganges in den Spital bildet. Schon vor dem Jahr 1476 war es kaufweise an den Spital übergegangen. Die obern Stockwerke, einst Wohngemächer, bestehen jetzt aus lauter Kornboden. Der darunter befindliche Keller heißt jetzo noch der Losser Keller, eigentlich „des Lossers Keller", von dem frühern Besitzer, Rudolf Bilgeri, welcher den Zunamen „Losser" führte.

(193) Diese dem Spital ausschließlich zudienende Capelle, die heil. Dreyfaltigkeitscapelle genannt, mit mehrern Altären, worunter namentlich der h. Dreyfaltigkeitsaltar und der St. Anna Altar — welche also keineswegs mit der Prediger=

oder Dominikanerkirche zu verwechseln ist, bildete die rechte Ecke des Einganges in den Spital, und ist, mit Ausnahme des abgebrochenen Chores, der sich an das Spitalgebäude des nachher sogenannten Mußhafens anschloß, in ihren Hauptmauern noch vorhanden, also daß der obere Raum aus Kornboden besteht, der untere, worin ehemals die sogenannte Thorwartstube war, jetzt zur Cantonsapotheke eingerichtet worden. Dieß bestätigt sich auch durch dasjenige, was in der der Ernischen Fortsetzung der Merkw. d. St. u. L. Zürich, S. 19, gemeldet wird: „Bey diesem Bau der Cantonsapotheke im Jahr 1809 fand man wieder eine große Menge Todtengebeine [weil auch in dieser Spitalcapelle selbst Begräbnisse Statt fanden]. Auch befand sich inwendig an der Mauer, wo man vorher auf den Kornboden hinauf gegangen, ein uraltes Freskogemälde, in einem gothischen Bogen zwey Heilige mit dem Nimbus, und daneben eine Weibsperson, vorstellend; leider aber großentheils verwischt." Woraus sich ja unzweifelhaft ergibt, daß hier — nicht, wie die Ernische Chronik meint, eine Capelle aus dem grauen Alterthum, und von höherm Alter als selbst die Predigerklosterkirche, sondern — eben die Spitalcapelle sich befand, deren Erbauung ungefähr in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts fallen mag. Daß, wie ferner bemerkt wird, die ältesten Urkunden einer dem heil. Stephanus geweihten Capelle an der großen Brunngasse erwähnen sollen, davon ist mir wenigstens gar nichts bekannt.

(194) Dieses Haus ist das unterste an der Schmalzgrube (Nro. 500), und hieß, eben als Haus des Spitalcaplans, das Pfrundhaus „zum heiligen Geist"; welcher Name in den ganz unverständlichen: „zum Geist", oder „zum Geist am Wasser", heutzutage umgewandelt worden ist. (Man sehe das Namensverzeichniß aller Häuser der Stadt.) Bey der Reformation ward dieses Caplaneyhaus für 320 Pfund verkauft, und dem Prädikant im Spital dagegen einstweilen das Eckhaus an der großen Brunngasse, Nro. 433, zur Wohnung eingegeben (siehe Note 188).

(195) Dieser Vertrag zwischen dem Probst und Capitel

der Stift, als Obern des Spitalcaplans, und dem Provinzial der Dominikaner ward Freytags den 30. April 1504 geschlossen. Es wurde darin zuvorderst die bisherige Uebung bestätigt, die Pfründer, Dürftigen und Fremden, welche im Spital sterben, auf dem Kirchhofe des Klosters an dem gewohnten Platze zu beerdigen; zu welchem Ende die Mönche dem Spital erlaubten, „eine Thür durch des Klosters Mauer, so des nächsten aus dem Spital über den Bach auf Prediger Kilchhof geht, durchzubrechen, damit die so im Spital absterben, desto kommlicher auf des Klosters Kilchhof möchten gebracht werden"; welche Thür aber auf Begehren des Klosters jederzeit wieder zu vermauern, der Spital sich verpflichten mußte. Sodann ward genau bestimmt, welcher Antheil von den bey den Seelmessen und Jahrzeiten der im Spital Verstorbenen fallenden Opfern dem Kloster zukommen, und was dagegen dem Caplan, der für die Oberpfründer die Todtenmesse in der Klosterkirche, für die Uebrigen aber in der Spitalcapelle halten mußte, verbleiben solle.

(196) Daß das jetzige Schütten- und Kellergebäude des Spitals oben an der Rosengasse vor Alters wirklich ein Kornhaus gewesen, zeigt nicht bloß dessen äußere Beschaffenheit, z. B. die drey großen zugemauerten, rundbogigten Portale oder Eingänge in dasselbe, welche bis zur neuesten Renovation noch vollkommen sichtbar waren, sondern vornämlich eine Stelle in dem Kaufbriefe jenes ebenfalls dem Spital einst zugehörigen, oben an dasselbe stossenden Hauses, Nro. 433, vom Jahr 1554, wo es heißt: „Dieß Haus stoßt unterhalb an das Kornhaus, so jetzt ein Keller ist." Worauf Bluntschli (Merkw. S. 233) seine Behauptung, daß dieß Gebäude einst das Kaufhaus gewesen, gründe, ist unbekannt.

(197) Dieses „niedere" oder untere Kornhaus stand also, wie es auch die ältesten Kaufbriefe der benachbarten Häuser und das alte Spitalurbar unwidersprechlich beweisen, auf dem nunmehr freyen Platze zwischen der (vom Hause zum Mohrenkönig, Nro. 528, also benannten) Küngengasse und der obern Badergasse, (welche damals die obere Kornhausgasse hieß, das jetzt sogenannte tausend Seelengäßlein hieß das kleine

Kornhausgäßlein) und war an das Haus Nro. 534 anstoßend. Wenn gleich vor der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts in keiner mir bekannten Urkunde dieses Kornhauses gedacht wird, so mag doch die Existenz desselben bis in die ältesten Zeiten hinaufreichen. Denn das Recht, Märkte, vornämlich Kornmarkt zu halten, war ein hoheitliches Recht, welches die Kaiser ihren Pfalzstädten verliehen. Daß aber Zürich schon sehr frühe einen Markt gehabt, ergibt sich aus einer Urkunde des Kaisers Otto III vom Jahr 999. Die Gefälle vom Kornmarkt, das Immi genannt, und vom Verkauf der Früchte bezogen, standen ebenfalls dem Könige oder Kaiser zu, der sie an Einzelne seiner Dienstleute vom Adel verlieh, später verpfändete, bis sie endlich im Jahr 1422 von der Stadt selbst konnten angekauft werden. Wann dieses Kornhaus niedergerissen worden, ist nicht mehr bekannt; vermuthlich geschah es doch erst um den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, weil bisdahin noch Kornhausmeister der großen Stadt vorkommen. Indeß war schon 1497 der Markt bey demselben merklich abgegangen, und im Jahr 1531 ward zum letzten Mahl in Berathung genommen, wie derselbe wieder in Aufnahme gebracht werden könnte. Er zerfiel aber immer mehr, und wandte sich dem bequemer gelegenen Kornhaus der kleinen Stadt zu, worauf dann endlich auch das nicht mehr gebrauchte Gebäude beseitigt wurde.

(198) Dieß war eben dasjenige Haus, welches noch jetzo „zum Strauß" heißt (Nro. 529), wie die alten Steuerbücher aus dem vierzehnten Jahrhundert das unwidersprechlich beweisen.

(199) Es ist dieses das Haus Nro. 530. Der ursprüngliche Name desselben: „Roß in Wiegen", muß, wenn er nicht ganz ungereimt seyn soll, (was doch nicht angenommen werden darf) aus dem Altdeutschen seine Erklärung holen. Nun heißt im Altdeutschen W i g, W i g e — Krieg, Streit, Schlacht. Daher: cuoni in wige, kühn in der Schlacht, kriegerisch. Diesem zufolge hieße ein Roß in Wigen, ein Schlacht-, Streit-Roß. Als man aber in der Folge jenes alte Wort W i g e nicht mehr kannte oder verstand, leitete man

man dasselbe her von dem Wort wiegen, wanken, schwanken, und verstand darunter die Wiege oder Schaukel. Daher dieß Haus heut zu Tage noch „zur alten Wiege" heißt. Dieß wird jedoch für einen bloßen Erklärungsversuch ausgegeben.

(200) Im fünfzehnten Jahrhundert und bis ins Jahr 1463 war das kleine Haus oben am Glentnerthurm oder der ehemaligen Rechenschreiberey an der Rosengasse, (ehemals die weite Spitalergasse genannt, so wie dagegen die jetzige Hirschengasse damals das kleine Spitalergäßlein hieß) welches jetzt die Nummer 503 hat, der Müller Zunfthaus. In benanntem Jahre aber kauften sie dagegen jenes Haus Nro. 530, unten am Strauß, von dem die vorhergehende Note handelt, und besaßen es bis ins Jahr 1599, wo sie das Haus auf der großen Hofstatt, neben dem kleinen Pfauen, käuflich an sich brachten, es neu aufführten und zu einem Zunft- oder Gesellschaftshaus einrichteten, an welchen Bau ihnen die Obrigkeit im Jahr 1605 hundert Gulden schenkte. Sie nannten nun ihr neues Gesellschaftshaus: „zum Mühlerad" oder „zu der Mülleren (Zunfthaus)." Dieses Mühlerad hatte zuvor als Vorderhaus des hinten angebauten Hauses zum Schwarzen Garten mit demselben ein Ganzes ausgemacht. Der Name des letztern Hauses rührt ohne Zweifel daher, weil es im Jahr 1376 von solchen, die das Geschlecht oder den Zunamen Schwarz hatten, besessen oder bewohnt wurde, daher es damals schon „der Schwarzen Haus" hieß. (Im Jahr 1370 wohnte daselbst „der Glockengiesser von Feldkirch"; ob dieser etwa den Zunamen Schwarz führte?) Zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wohnten daselbst die bekannten Glockengiesser, Albrecht und Conrad Glockner, und Hans Glockner, Albrechts Neffe, welcher in der sogenannten Kriegischen Chronik, beym Jahr 1402, folgendes von sich schreibt, Seite 47: „Darnach in dem dritten Jahr kam ich, Hans Gloggner zu meinem Vetter Albrecht Gloggner, der lehrt mich das Antwerch." Obgleich das Haus seine Bewohner mehrmals wechselte, kommt es doch in den Steuerbüchern

immer wieder (z. B. 1417, 1455, 1463) unter diesem Namen zum Vorschein, und führt dann von 1463 ununterbrochen den Namen „Zu der Schwarzen Garten." Die Tradition, den Ursprung dieses Namens betreffend, der Bluntschli Seite 568 gedenkt, ist also ein leeres Mährchen. Uebrigens war der schwarze Garten schon 1491 ein offenes Gesellschaftshaus, auf welchem ein eigener Stubenknecht saß, wahrscheinlich von der Gesellschaft der Scherer und Bader, welche um diese Zeit sich von der Zunft der Schmide trennten.

(201) Dieses Wirthshaus, dessen Namen und Schild auch Wirthshäuser in andern Städten, z. B. in Luzern, führten, stand einst oben an der untern Badergasse, damals untere Kornhausgasse genannt, und war quer über dieselbe gebaut, also daß es einerseits mit den Häusern Nro. 532 und 533 unmittelbar zusammenhing, und anderseits von dem Hause zum Engel (Nro. 565) nur durch ein sehr enges Gäßlein geschieden war. Da es auf diese Weise den Eingang in die Gasse von oben gleichsam verschloß, ward es im Jahr 1624 völlig niedergerissen, dafür mußten fünfzehn Eigenthümer der an dieser Gasse befindlichen Häuser, die dadurch an Licht, Luft und Raum gewannen, dem Wirthe zusammen die Summe von 1205 Gulden als Entschädigung zahlen. Das vorüberliegende sogenannte tausend Seelengäßlein hieß damals (1624) noch das Predigergäßlein.

(202) Jetzt heißt es das Kirchengäßlein, weil die Bewohner des untern Theiles vom Niederdorf den Weg nach der Predigerkirche durch dasselbe nehmen.

(203) Der Platz, auf welchem der ehemalige Marstall steht. Unrichtig ist Werdmüllers Angabe (Merk. d. St. u. L. Zürich, S. 368): es habe bey der 1280 vorgefallenen Wackerboldschen Brunst der Rath erkannt, daß man nimmermehr auf dem Grund, wo Wackerbolds Haus gestanden, ein Haus aufbauen soll. Die Worte im Richtbrief lauten nämlich so: „So soll Wakerboltes Hofstatt, von der Zürich verbrann, niemer gebuwen werden, wann (d. i. es sey denn) von Gemür ald (oder) ein Tach daruf." Also nur kein hölzernes Gebäude mehr,

was damals die Häuser alle waren, durfte auf Wackerbolds Hofstatt erbaut werden, wohl aber ein gemauertes und mit einem Ziegel- oder Steinplatten-Dache versehenes. Das jetzige Marstallgebäude auf diesem Platze soll im Jahr 1538 aufgeführt worden seyn. Schon im Jahr 1519 hatte der Rath beschlossen, einen Marstall von vier Rossen im Spital einzurichten, und dazu einen Marstaller zu bestellen; ja bereits im vierzehnten Säkulum (in den Rathsbüchern von 1372) wird eines Marstalls gedacht, in welchem ein Claus von Ueberlingen eines von den Rossen gehabt, die er in der Stadt Dienst gebrauchte. Bis auf 1538 scheint aber hiefür noch kein eigenes Gebäude angeordnet worden zu seyn.

(204) Diese ehemalige Schwendengasse, wie sie schon 1366 hieß, ward später, der vielen Schmide wegen, die an derselben und um dieselbe her ihre Werkstätten aufschlugen, die Schmidgasse genannt, welchen Namen sie jetzo noch führt. Durch die Niederreißung und Zurücksetzung der aufwärts von ihr liegenden Häuser in den Jahren 1826 und 1827 ist die Verengung der Straße, worüber die Erzählung klagt, endlich zweckmäßig gehoben.

(205) Dieses ehemalige Wohnhaus des Bürgermeisters Conrad Schwend heißt jetzt noch das Fronfastenhaus. Das Mehrere hierüber enthält die Note 222.

(206) Dieses oben am Fronfastenhaus befindliche Haus Nro. 595 führt den Namen „zum schwarzen Krebs."

(207) Der eigentliche und natürliche Name dieses Hauses (Nro. 594), „zum oder zu der Schwenden Egg", ist später in „Schwendegg", und endlich gar aus Unwissenheit in „Schwandegg"! umgeändert worden. Uebrigens besaß der Eigenthümer dieses Hauses, jener Johannes Schwend, jünger, nicht nur zugleich dasjenige Haus am Wasser (Nro. 597), welches in den alten Schriften sein Hinterhaus heißt, sondern auch noch das Haus sammt Keller hinter der Metzg (Nro. 490), welches von ihm her jetzo noch „des Schwenden Keller" heißt, welches er aber im Jahr 1443 an Jkr. Rudolf Schön verkaufte. — Ein anderer Johannes Schwend,

zum Unterschiede vom erstern der Lange genannt, auch des Raths, und Besitzer der Burg Dübelstein, besaß dagegen das sogenannte deutsche Haus hinterm Münster (Nro. 237), von welchem her, höchstwahrscheinlich, sich in einer dortigen Stube noch rings an der Wand eine Reihe fein in Holz geschnitzter und bemahlter Wappen der Schwenden, und namentlich ihrer Ehegattinnen, durch mehrere Generationen herab; also der mit jenen verschwägerten edeln Geschlechter, vielleicht von 1276 an bis ans Ende des fünfzehnten Jahrhunderts befinden. Dieses „deutsche Haus" hat unstreitig seinen Namen von dem deutschen Orden, dessen Besitzthum es irgend einmal gewesen seyn muß, obgleich sich in der Geschichte keine Spuren hievon auffinden lassen; außer wenn „das Haus am Kirchhofe beym Großmünster", welches der Commenthur des deutschen Ordens in Hitzkirch, Conrad Goldstein, im Jahr 1274 an die Stift verkaufte, eben dieses sogenannte deutsche Haus war. Gewiß ist dagegen, daß es um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Stadt gehörte, und ein obrigkeitliches Amt war (was für Gefälle aber und woher es dieselben bezog, ist nicht mehr bekannt), um welches sich, laut den Stadtbüchern, im Jahr 1356 die Bürger bewarben. Man hat auch noch eine Rechnung „des deutschen Hauses" vom Jahr 1350. Im Jahr 1358 aber verkauften dasselbe Bürgermeister und Rath an den Ritter Heinrich von Iffenthal, worauf es dann im fünfzehnten Jahrhundert Eigenthum der Schwenden ward, welche es noch im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts besaßen. Denn 1517 wohnte darin Junker Felix Schwend, des Raths.

(208) Es ist das sogenannte Heringplätzlein. Die Veranlassung, durch welche es — weit später erst — diesen Namen erhielt, ist folgende: Das Caplaneyhaus der von den Schwenden gestifteten St. Moritzen Pfrund in der Gruft beym Großmünster war auf Dorf an der Münstergasse (Nro. 78) jetzt „zum weissen Wind", damals „zum Hering" genannt, (wahrscheinlich von seinem frühern Besitzer, der Hering hieß; welches ein bekanntes altes Zürichergeschlecht,

wie denn auch vom Jahr 1466—1484 ein Hans Hering Leutpriester beym Frauenmünster war). Im Jahr 1452 nun kaufte der damalige Caplan des St. Magdalena Altars beym Großmünster, Herr Ulrich Isenburg aus Waldshut, von Jkr. Erhard Thye um 155 Goldgulden das Haus „zum Silberschild", (welches zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts (1307) den Herren von Lunkhofen zugehörte, dann den Freyherren von Hohen Klingen zugefallen war, von diesen an Ritter Götz Escher, und endlich an Junker Thye kam) und vergabte es hierauf 1492 zu einem Pfrundhause der einige Jahrzehende zuvor gestifteten Caplaney zu St. Moritzen an der Spanweid. Nach der Reformation aber ward im Jahr 1568, nachdem der blinde Hans Rebmann, Prädikant an der Spanweid, gestorben, mit beyden erwähnten Pfrundhäusern ein bleibender Tausch getroffen, so daß der Diacon am Großmünster aus dem Hering in das ihm bequemer gelegene Haus zum Silberschild zog, der Spanweid-Prädikant aber ersteres Haus als sein nunmehriges Haus in Besitz nahm. Im Jahr 1649 sodann brachte das Amt Spanweid das Haus Nro. 591 auf jenem Plätzlein im Niederdorf käuflich an sich; welches Haus nachher dem Pfarrer an der Spanweid zum Pfrundhaus geordnet, und dabey der Name des alten, verkauften, Pfrundhauses „zum Hering" auf das neue übergetragen wurde. Von daher erhielt dieser Platz den Namen Heringplätzlein. Zu oberst auf diesem Plätzlein befand sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine Beginenwohnung, oder ein Haus willig armer Schwestern, zu welchem ein vortrefflicher Sodbrunn gehörte, der eben daher „der Schwesterbrunn" hieß, gegenwärtig noch existirt, und dessen Eigenthümer der Besitzer jenes ehemaligen Schwesterhauses Nro. 590 ist.

(209) Sie wird jetzt „Gräbligasse" genannt, wie auch der Weg zwischen dem ehemaligen Stadtgraben und der Mauer des gewesenen Predigerklosters, ja bis zum vormaligen Kronenthor hinauf, heut zu Tage sonderbarer Weise im Diminutiv, „hinterm Gräbli" bezeichnet wird, da diese Gegend ehemals auf und an dem Graben hieß.

(210) Die auf dem ehemaligen Niederdorfthurm befindliche, und bey Niederreißung desselben im Jahr 1824 auf die Sihlporte versetzte Schlaguhr war im Jahr 1575 auf denselben gebracht worden.

(211) Diese jetzige Spitalmühle, Landmühle genannt, weil innerhalb der Stadtmauern sie allein auf der Landveste, und nicht, wie die übrigen, mitten auf dem Wasser erbaut ist, war im vierzehnten Jahrhundert ein Lehen von Habsburg und von Regensperg, gehörte schon 1420 der Stadt, welche sie 1534 neu erbauen ließ. Im Jahr 1543 überließ die Obrigkeit diese Landmühle dem Spital austauschungsweise gegen die dem Spital schon um die erste Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts vergabte Rufi-Mühle auf der Aa, (Limmat), um diese in eine Schleifmühle zu verwandeln.

(212) Diese Paradiesmühle stand, wo bis auf wenige Jahrzehende eine Walke gestanden, in welche die Mühle im Jahr 1658 war umgewandelt worden, und wo jetzt die Zellerschen Farbgebäude stehen. Sie gehörte nebst dem dabey liegenden Haus, Hofstatt und Garten, zum Paradies genannt, dem Freyherrn Friedrich von Tengen, der sie im Jahr 1371 einem Johannes Kunz, Burger von Zürich, und dieser drey Jahre später an das Kloster auf dem Zürichberg verkaufte, worauf sie endlich bey Aufhebung dieses Chorherrenstiftes im Jahr 1525 nebst allen übrigen Gütern und Gefällen desselben in obrigkeitliche Hände kam. Von dieser Mühle erhielt die gerade über ihr liegende Anhöhe, bis hinauf zur obern Straße, den Namen Mühlehalden.

(213) Die St. Leonhardscapelle mit angebautem Caplaneyhaus, in alten Prospekten von Zürich noch sichtbar, stand da, wo jetzo der Gottesacker der Gemeinde Unterstraße ist, welcher von daher jetzo noch „zu St. Leonhard" heißt. Ihre Erbauung mag in die erste Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts fallen. Erst im Jahr 1313 aber stiftete Wernher Biberli, einer der reichsten und angesehensten Bürger der Stadt, eine Pfründe dazu, wozu auch das Stift beym Großen Münster, nach Uebung, einen Beytrag leistete, und dadurch die Wahl

des Caplans erhielt, der die Verpflichtung hatte, gleich den übrigen Caplanen, an der Stiftskirche zu dienen. Im alten Zürichkriege ward sie von den Bürgern selbst niedergerissen, damit sie den Feinden nicht zur Verschanzung diene, nach dem Frieden aber neuerdings erbaut, und zwar jetzt mit drey Altären, auch mit neuen Vergabungen bereichert. Bey der Reformation ward auch diese Caplaney aufgehoben und ihre Gefälle dem neugestifteten Almosenamte einverleibt, späterhin Capelle und Pfrundhaus abgebrochen und endlich im Jahr 1611, bey der anhaltenden Pest, dieser Platz nebst anstossendem Garten und hinzugekauftem Wiesenstück zum Begräbnißorte für die Gemeinden Ober- und Unterstraße, wie auch für den untern Theil der Stadt, vom Niederdorf Thor bis zur Schmidgasse, bestimmt; später aber (1635) diese Verordnung dahin abgeändert, daß von den Bewohnern des Niederdorfes nur die Nichtbürger, Ansäßen und Dienstboten zu St. Leonhard, die Bürger aber bey den Predigern bestattet werden sollen.

(214) Schon im Jahr 1272 hatte sich das Kloster St. Blasien Leute und Güter in dieser Gegend erworben, welche von einem dort fließenden Bache „am Stampfenbach" hieß und noch heißt; ein Name, der übrigens schon in einer der ältesten Urkunden (vom Jahr 944) vorkommt. Frühe hatte auch das Kloster in sein dortiges Amthaus einen Kellner oder Schaffner gesetzt, der die ihm daselbst, so wie zu Birmenstorf, Seldenbüren, Stallikon, u. s. f. zuständigen Gefälle bezog und verwaltete. Ein Amt, welches schon im Jahr 1487 einem Bürger von Zürich vom Kloster übertragen werden mußte; bis endlich, nach Aufhebung des Klosters St. Blasien (1809), diese Gefälle durch Transaktion mit dem Großherzogthum Baden an den Stand Zürich übergingen, welcher das Amthaus sodann an einen Privaten verkaufte.

(215) Auf dieses Werd (der altdeutsche Name einer kleinen Insel) ward erst gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Mühle erbaut, (bis auf das Jahr 1432 stand es noch ganz leer) deren Besitzer dann „der im Werd" hieß. So

kommt z. B. in den Steuerbüchern im Jahr 1460 ein Otto im Werd nebst seiner Mühle vor, welcher aber nicht zu verwechseln ist mit dem Meister Ott Werdmüller, der zu derselben Zeit auf der Oetenbachermühle, jetziger Werdmühle, saß. Dieser Otto im Werd verkaufte nun im Jahr 1470 „sein Haus und Hofstatt, Mühle und Pulverstempel darin, die Sagmühle und das Werd allerlich hinter dem niedern Mühlesteg in dem Wasser der Lintmag an und bey einander gelegen" dem Papiermacher Heinrich Walchweiler von Zug, welcher im Jahr 1473 zum Bürger von Zürich angenommen ward, und vermuthlich zum Ersten hier eine Papiermühle einrichtete, von welcher Zeit an dieses Werd (Inselchen) dann das Papierer-Werd hieß. Ihm folgte wahrscheinlich im Jahr 1490 als Papierer, Hs. Conrad Grebel, welcher noch 1512 auf derselben saß. Im Jahr 1528 erkannte der Rath, die sehr baufällige Papiermühle, als dessen Handlehen, neu zu erbauen, was jedoch erst 1532 zu Stande kam. Hierauf ward dieselbe dem Eustachius Froschauer, Bruder des Buchdruckers Christoph, dem Papierer, übergeben, nach dessen Tode im Jahr 1549 Christoph selbst sie übernahm, und nach ihm einer seiner Brudersöhne und dessen Nachkommen, also daß sie bis ins Jahr 1729 in den Händen der Familie Froschauer blieb. In gedachtem Jahr ward sie sodann dem Buchbinder Johannes Finsler verliehen, und endlich nach dessen Absterben im Jahr 1755 in ein Erblehen verwandelt nnd als solches Herrn Zunftmeister Jakob Christoph Ziegler beym Pelikan und seinen beyden Brüdern, Matthias und Leonhard, käuflich überlassen.

(216) Damals stand noch das älteste, in den Jahren 1527 und 1545 aber bedeutend erweiterte und verbesserte Schützenhaus, oben mit einer freyen Laube oder Estrich versehen und zu beyden Seiten mit einer Linde umgeben, welche mit ihren Aesten und Zweigen zu einem Laubdache verschränkt und ausgebreitet, (Tiliae duae brachiis et ramis in attegiis supra truncum elegantissime digestis. C. Gesn.) einen sogenannten „zerleiten Baum" bildete, wie die Abbildung auf Murers Prospekt von Zürich deutlich zeigt. Das gegenwär-

tige Gebäude ward erst im Jahr 1575 aufgeführt, im Jahr 1784 aber mit einem Aufwande von 30,000 Pfund bis auf die Hauptmauern ganz erneuert, im Innern bequemer eingerichtet, die daselbst befindlich gewesene Schlaguhr weggeschafft (sie ward im Jahr 1787 sammt dem Glöcklein an das Bethaus zu Leimbach abgegeben), und neben dem erweiterten Schützenstand neue Nebengebäude angebracht. Im Jahr 1809 endlich wurde die Fallbrücke, welche von der Papier- und der Werdmühle über einen Arm des Schanzengrabens nach dem Schützenhause führte, welches dadurch eine wahre Insel war, weggenommen, und dieser Arm des Kanals gänzlich aufgefüllt und verebnet.

(217) Auch auf der Murerischen Abbildung der Stadt Zürich von 1576 ist dieses Rebdach, so wie die ganze Papiermühle und ihre damalige Umgebung, sehr deutlich gezeichnet.

(218) Dieser Grendel, ein hölzerner mit eisernen Spitzen beschlagener beweglicher Sperrbalken, dergleichen sowohl oben beym Wasserthor, als beym Schanzengraben die Stadt schließen, ward im Jahr 1488 bey der Papiermühle angebracht, und mußte jede Nacht beschlossen werden.

(219) Auch dieses Capellhäuschen ist, wie auf ältern Prospekten, so auch auf dem erwähnten Murerschen noch zu sehen. Es stand da, wo jetzt das sogenannte grüne Häuslein steht und ward erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts (1587 oder 1591) geschlissen. Ob es vielleicht dem h. Beatus geweiht war, und ob von daher, oder von einer andern in älterer Zeit in dieser Gegend befindlichen, diesem Heiligen zu Ehren gestifteten Capelle der Wall unten am Oetenbach heut zu Tage noch der Beaten Rain heißt?

(220) Man mußte damals diesen Rückweg nehmen, weil noch keine Verbindung zwischen dem Papiererwerd und dem linken Limmatufer Statt hatte. Denn erst lange nach Anlegung der Fortifikationen (wahrscheinlich erst im Jahr 1689, als auch das Schützenhaus in die Befestigungswerke eingeschlossen wurde) ward die „gedeckte Brücke" bey der Papiermühle, so wie auch der „lange Steg" oder „Steg am Platz" erbaut.

(221) A oder Aa (das altdeutsche Wort, welches einen kleinen Fluß bezeichnet) hieß bekanntlich in älterer Zeit die Limmat von ihrem Ausfluß aus dem See bis dahin, wo sie die Sil aufnimmt, (also so weit sie die Stadt durchfließt) indem sie erst unterhalb der Stadt den Namen Limmat, Lindmag empfing. Daher hießen die am Wasser befindlichen Häuser, vornämlich der größern Stadt und nidenthalb der untern Brücke, die Häuser an der Aa.

(222) Von dieser Stiftung, die bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinab durch fronfastenliche Brotaustheilung an die Armen in diesem Hause sich erhielt, und wovon Werdmüller das Nähere erzählt, soll dieses Haus den Namen „Fronfastenhaus" in der Folge erhalten haben. Das jetzt so genannte Gebäude steht erst seit der Mitte vorigen Jahrhunderts, indem das alte im Jahr 1755 gänzlich niederbrannte.

(223) Dieses alte Zunfthaus der Gerwer mit seinem hölzernen Vorbau (seiner wird schon in Urkunden vom Jahr 1410 erwähnt) ward im Jahr 1703 niedergerissen, und dafür das jetzige, nunmehr der Regierung zuständige Gebäude ganz von Stein aufgeführt.

(224) Von diesem ehemaligen Wirthshause heißt die Gasse heut zu Tage die Rosengaße.

(225) Man sehe die Note 201.

(226) Diesen Thurm, welcher, wie sich aus alten Urkunden vermuthen läßt, höchstwahrscheinlich zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die Besitzung des reichen und angesehenen Wernher Biberli's war, des Stifters der St. Leonhardspfrund außerhalb der Stadt, kaufte im Jahr 1388 von einem Heinrich Seiler um 550 Gulden der nachmalige Bürgermeister Jakob Glentner, von welchem derselbe den Namen Glentnerthurm erhielt. In der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hieß er der Schwenden Thurm, weil der Bürgermeister Heinrich Schwend ihn besessen, obgleich dieser ihn schon 1460 einem Johannes Seebach verkauft hatte, von welchem er 1469 an einen Rudolf ab Büel überging. Als dann im Jahr 1543 der Gerwer, Hans Leemann, diesen

Thurm käuflich an sich gebracht, hieß er eine Zeitlang des Leemanns Thurm. Bald aber erhielt er wieder (wie dieß häufig mit solchen Thürmen und Häusern geschah, denen in späterer Zeit wiederum ihr ältester Name beygelegt wurde) den Namen Glentnerthurm, welchen er noch heut zu Tage führt. Im Jahr 1700 ward er von der Obrigkeit angekauft und zur Rechenschreiberey bestimmt, bey Auflösung der Verfassung aber ging er wieder in Privathände über.

(227) Siehe Note 194.

(228) Diese beyden Hüttlein mit ihren Gehegen wurden im Jahr 1785 aus der Limmat heraus genommen, um ihr einen desto freyern Lauf zu verschaffen.

(229) Er wohnte daselbst vom Jahr 1455 bis 1482, wo er starb. Er war der Bruder des Rathsherrn, der auch Conrad hieß, sich auch im alten Zürichkriege auszeichnete, und Rudolfs, Stadtschreibers, dem er in dieser Stelle folgte, nachdem jener im Jahr 1455 Bürgermeister geworden.

(230) Als der Rath im Jahr 1349 das Haus zum Rüden, in welchem sich bisher die Münze der Stadt befand, an die adeliche Gesellschaft abgetreten, ward die Münzschmidte nun unter die Schützenstube verlegt, wo sie blieb, bis der Rath sie im Jahr 1422 durch einen Tausch in das ehemalige Lederhaus der Gerwer auf der großen Hofstatt versetzte (s. Note 154). Als dann im Jahr 1694 mit dem alten Rathhause auch das angebaute Gesellschaftshaus zum Schnecken zugleich abgebrochen worden, erhielt die Gesellschaft der Böcke oder Schwertler zum Ersatze dafür diese Schützenstube, welches neue Gesellschaftshaus im Jahr 1697 bedeutend verbessert, im Jahr 1751 aber ganz neu aufgeführt und nun „zum neuen Schnecken" genannt wurde, wie auch die über dem Eingange in Stein gehauene Schnecke andeuten sollte. Die Bogenschützen dagegen verlegten ihre Zusammenkünfte in das Haus „zur Armbrust" oder „zu der Schützen (Stube)" hinter dem Lindenhof, welches im Jahr 1697 (so wie auch vor einigen Jahren wieder) gänzlich erneuert wurde. Es finden sich aus

jener spätern Zeit noch einige Glasgemälde daselbst, so wie die Fensterschilde aller dreyzehn Zünfte im großen Saale.

(231) Der Scheibentetsch an der Hofhalde ist in dem alten Gemälde von Zürich auf dem Stadthause; so wie das Doppelseil, welches von da über die Limmat bis zur der Schützen Stube hinüber ging, an welchem die Bolzen wieder zurückgezogen wurden, in Murers Abriß von Zürich gar deutlich zu sehen.

(232) Es war nämlich in diesem Jahre 1420 die Metzg und das anstossende Haus „zum Elephant" zusammengestürzt, worauf der Rath, da die Eigenthümer des letztern nicht mehr bauen wollten, beschloß, beyde Gebäude zu Einem zu vereinigen, so daß also die jetzige Metzghalle den Raum von beyden einnimmt. Benanntes Jahr ihrer Erbauung wird auch dadurch bestätigt, daß man an einem Schlußstein des Gewölbes unter dem alten Schlachthause, bey Niederreißung desselben, wirklich die Jahrzahl 1420 eingehauen fand. Uebrigens scheint die jetzige Metzghalle schon das dritte Metzggebäude zu seyn. Denn in einem Kaufbriefe vom Jahr 1319 wird einer Gült gedacht, die Frau Margaretha von Ulm hatte „auf dem Hus und Hofstatt niderhalb der nidern Brugge Zürich, da Heinrich der schwarze Murer inne wohnt, und gelegen ist an dem Hus der Burger Zürich, das die alte Metzye (Metzg) was." Hier wird also die alte (vormalige) Metzg von der damahligen deutlich unterschieden. Auch gab es im dreyzehnten Jahrhundert nicht nur ein bürgerliches Geschlecht, das sich „hinter der Metzg" (retro marcellum), sondern auch eines, das sich „vor der Metzg" (ante marcellum) nannte. (Um die Mitte des genannten Jahrhunderts war ein Heinrich vor der Metzg Schultheiß, ein anderer Leutpriester beym Frauenmünster). Daraus läßt sich wohl mit Recht schliessen, daß damals, also zur Zeit des ersten Metzggebäudes, auch vor demselben eine Häuserreihe müsse gestanden haben.

(233) Es hieß das Richthaus, seitdem das Schuldengericht, welches bis ins Jahr 1414 der Schultheiß unter dem Helmhause vor der Wasserkirche hielt (s. Note 27), auf das=

selbe verlegt wurde. Nachher, als nunmehr das Stadtgericht seine Sitzungen in dem Gerichthause an der Brücke hielt, hieß es das alte Richthaus, und nachdem 1599 das Chor- oder Ehegericht dahin verlegt worden, „das Chorhaus", später „das Ehegerichthaus." Schon im Richtbriefe wird zwar eines „Richthuses an der Brugge" gedacht, welches, so wie die Münsterthürme, Burgthore und Thürme der Stadt, „mit icht (etwas) zu bekümbern" d. h. auf irgend eine Weise anzugreifen oder zu beschädigen, hoch verpönt war. Es ist aber darunter wohl nichts anders zu verstehen, als das Rathhaus selbst, wo der Rath nicht nur Gesetze gab, sondern auch über Frevel und anders richtete d. i. Urtheil und Recht sprach; wie denn überhaupt Richte, Richtung im Altdeutschen: Recht, Gesetz, Urtheil, Entscheidung (daher „Richtebrief" Sammlung von Gesetzen, Rechtssprüchen) hieß.

(234) Die fünf Metzgbänke, welche jetzo mitten in der Metzghalle stehen, wurden erst 1541 errichtet.

(235) Das Haus „zum Kiel" (das altdeutsche Wort für „Schiff", wie denn auch noch in dem Murerischen Prospekt von Zürich ein Schiff mit vollem Segel als Gemälde an diesem Hause angedeutet ist) war schon seit 1300 Eigenthum des angesehenen Geschlechtes der Schwarzmurer. Im Jahr 1425 ward es von Ital Schwarzmurer, dessen Tochter Elisabeth mit dem Ritter Götz Escher vermählt war, und zugleich (1412) vom Stadtschreiber, Conrad Widmer, bewohnt. Besonders aber wohnte in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts daselbst der Bürgermeister Jakob Schwarzmurer, (älterer Bruder Jakob Schwarzmurers, des jüngern, der der Stift Cammerer und mit Agnes Blum verehlicht war, dessen Grabstein auch in Müllers Alterthümern abgebildet ist), nämlich von 1442 bis zu seinem im Jahr 1475 erfolgten Tode. Er war nämlich Bürgermeister vom Jahr 1454—1475. (Bluntschli hat also seine Lebens- und Regierungszeit ganz falsch angegeben). Ob später auch Junker Felix Schwarzmurer hier gewohnt habe, ist ungewiß, jedoch

sehr wahrscheinlich. — Ein anderer Zweig vom Geschlechte der Schwarzmurer wohnte im vierzehnten Jahrhundert an der Schäflins (heut zu Tage Schoffel-) Gaße. So wohnte z. B. 1312 ein Conrad dieses Geschlechtes in dem Hause, welches daher 1357 „des Schwarzmurers Haus an der Hofstatt", im Jahr 1401 sodann und durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert herab „zum Schwarzmurer" hieß, heut zu Tage aber aus Unwissenheit in den Namen „zur schwarzen Mauer" (Nro. 249) ist verkehrt worden. — Im Jahr 1573 kaufte Herr Bürgermeister Johannes Kambli das Haus zum Kiel, und besaß es bis zu seinem Tode (1591). Im Jahr 1620 ward es von Herrn Conrad Heidegger, damahligem Eigenthümer, neu aufgeführt und um fünf Schuhe zurück gesetzt. Die Zinne gegen die Brücke über den Krambuden ward im Jahr 1690 erbaut.

(236) Dieser Rübenmarkt ward noch bis in's Jahr 1526 am Eingange der Metzg auf dem viereckigten Platze vor dem Gerichthause und dem Hause zum Kiel gehalten, in diesem Jahr aber von da weggeordnet.

(237) Dieser Anbau an das ehemalige Gerichthaus, welcher mit demselben einen rechten Winkel bildete, wie die Murerische Abbildung der Stadt Zürich deutlich zeigt, ward erst um das Jahr 1674 weggebrochen, und so der Platz vor der Brücke und der Zugang auf dieselbe ganz frey gemacht. Das ehemalige Gerichthaus selbst, dessen Erbauung von Escher, in seiner Beschreibung des Zürichsees, und nach ihm von Bluntschli — vermuthlich nach alten Chroniken, in's Jahr 1469 gesetzt wird, welches aber ursprünglich, zum Theil wenigstens, nur ein Anhang zum Schlachthause seyn mochte, (so war z. B. da, wo später der Militärverhaft neben der Wachtstube, ursprünglich ein Speckladen), ward bey Anlaß des neuen Rathhausbaues im Jahr 1698 ganz erneuert, und eben so wiederum im Jahr 1779, bis es endlich im Jahr 1823 zugleich mit dem alten Schlachthause gänzlich niedergerissen und an seine Stelle die neue Hauptwache erbaut worden.

(238) Die Hofstatt an der untern Brücke, da wo sich nun

die neue Hauptwache befindet, war im vierzehnten Jahrhundert Eigenthum der Herzoge von Oestreich. Diese ihre Hofstatt „zwischen Johannes Scherers und Eppo des Krämers Gaden, die vorn, zwischen denselben Gäden 8 Züricher Ellen breit, die Länge hinter sich 33 Ellen lang, und hinter den Gädmen 15 Ellen breit war", verliehen die Herzoge Heinrich und Leopold von Oestreich im Jahr 1311 Anshelm dem Ziegermanger, Burger von Zürich, zu einem Kammerlehen um einen jährlichen Zins von 5½ Pfund Pfenning,, ein Haus darauf zu bauen. Dieses von Anshelm erbaute Haus kaufte hernach im Jahr 1323 Johannes zum Thor, der Herzoge von Oestreich Kammermeister, daher es „des Kammermeisters", und weil dieser Zum Thor die Herrschaft Tüfen an sich gebracht, „des von Tüfen", auch wegen seiner Größe „das große Haus" hieß. Im Jahr 1435 brannte es ab, ward aber, ungeachtet der Rath, wegen zu besorgender Feuersgefahr für das Rathhaus, erkannt hatte, daß es innert drey Jahren ganz abgebrochen und berathen werden solle, ob und was man auf die Hofstatt bauen wolle, gleichwohl wieder aufgebaut, wie daraus zu erhellen scheint, daß es von 1441 bis 1461 abermals in den Steuerbüchern vorkommt. Von da an aber findet man es nicht mehr, so daß es um diese Zeit wird abgetragen und nunmehr das Gerichthaus quer vor das Schlachthaus mag hingebaut worden seyn.

(239) Es ist die Uhr bey St. Peter gemeint, deren unterhalb der Schalllöcher befindliche einzige Zeittafel gegen die Brücke gerichtet war. Sie war damals und noch länger als dreyßig Jahre die einzige öffentliche Uhr in der Stadt (wahrscheinlich im Jahr 1368 ward zum ersten Mahl eine solche aufgestellt, wie eine Stelle in den Richtbüchern von diesem Jahre schließen läßt); daher die Uhr bey St. Peter auch bis heute noch die Normaluhr ist, nach der sich alle übrigen Stadtuhren richten müssen. Die gegenwärtige St. Peters Uhr mit ihren vier Zeittafeln und der von Hans Asper gemahlten, nun auch wieder ausgelöschten astronomischen Tafel (Astrolabium genannt), die gegen das Rathhaus gekehrt

war, ist im Jahr 1538 von Hans Luter aus Waldshut, der im Jahr 1516 seiner Kunst wegen zum Bürger war angenommen worden, für 1500 Pfund verfertigt, und von Felix Bachofen, dem Uhrmacher, im Jahr 1575 in eine Pendeluhr umgeändert worden. Die alte Stadtuhr ward später auf den Ketzerthurm gesetzt, (siehe Note 187 am Ende).

(240) So hieß der jetzige sogenannte Weinplatz nicht nur während das Kornhaus daselbst stand, sondern noch lange Zeit nachdem dasselbe abgebrochen und an die obere Brücke versetzt war (man nannte ihn von da an den alten Kornhausplatz). Als vom Jahr 1630 an der öffentliche Weinmarkt für einheimische Weine dahin verlegt (im Jahr 1512 mußte der Wein von den Fremden auf der Brücke verkauft werden) und bis in's Jahr 1674 daselbst gehalten wurde, (wo er aus Mangel an Platz auf den Münsterhof kam) erhielt von daher dieser Platz seinen jetzigen Namen.

(241) Dieses Kornhaus ist nicht nur auf jenem alten Gemälde von Zürich, sondern auch noch in dem Murerschen Prospekt der Stadt sichtbar. Wann dasselbe in der mindern Stadt errichtet worden, findet sich nirgends aufgezeichnet. Wahrscheinlich fällt die Zeit seiner Erbauung zwischen die Jahre 1380 und 1390. Denn 1378 wird der Weinplatz nur „die Hofstatt vor dem rothen Thurm" genannt, und des Kornhauses noch nicht gedacht; hingegen schon 1391 wird das neue Kornhaus einem Burger auf ein Jahr um 50 Pfund Pfenning verliehen. Der Kornmarkt bey diesem Kornhause ward bey St. Peter eingeläutet. Schon im Jahr 1505 war es so baufällig, daß der Rath erkannte es neu zu bauen. Aus Veranlassung endlich, daß im Jahr 1615 durch die Last des Getreides ein Theil der Brücke beym Schwert brach, und viel Volkes nebst etwa 80 Mütt Korn in's Wasser fiel, ward es im Jahr 1620 ganz weggeschafft, nachdem von 1616—1620 auf dem freyen Platze vor der Frauenmünsterkirche, dicht am Wasser, neben der obern Brücke das jetzige große Kornhaus mit einem Kostenaufwand von 15,000 Gulden, einer damals bedeutenden Summe — war aufgeführt worden.

Ueber dem einen Thor des gegenwärtigen Kornhauses steht eine lateinische Inschrift, welche deutsch also lautet:

„Gott gebe Glück! Gegenwärtiges massives Gebäude am Limmatufer, zur Aufbewahrung und zum Verkauf des Getreides bestimmt, haben unter dem Bürgermeister, Leonhard Holzhalb, ruhmvollen Andenkens, zu bauen begonnen, und unter den Bürgermeistern, Joh. Rudolf Rahn und Joh. Heinrich Holzhalb, Vätern des Vaterlandes, vollendet Räth und Bürger von Zürich." Ueber dem zweyten Thor steht, ebenfalls in lateinischer Sprache, eine Stelle aus 5 Buch Mose, Cap. 28. — Auf den Platz des abgetragenen Kornhauses wurden weder Krambuden noch ein Gebäude mehr aufgerichtet; dagegen hatten die Nachbaren für die freye Benutzung dieses Platzes etwas bezahlen müssen.

(242) Im Jahr 1594 ward vor das Kornhaus eine Mauer in das Wasser hinaus gebaut, und auf derselben ein Gang herum geführt, was gleichsam der Anfang einer neuen Wühre (Steindammes) war. Die neue Wühre selbst aber längs den Häusern bis hinauf zur obern Brücke ward nicht früher als im Jahr 1637 beschlossen, und erst 1642 beendigt. Dieses Werk wurde jedoch ganz auf Kosten der angränzenden Häuserbewohner errichtet, so daß z. B. auf das Wirthshaus zum Storchen allein 1726 Pfund fielen, die Obrigkeit aber nur ein Geschenk von 2000 Gulden dazu beytrug.

(243) Dieser Jakob Müllner, einer der angesehensten Bürger von Zürich, lebte um die Mitte und bis gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, war Meyer in Stadelhofen, war, als Vasall der Freyherren von Schnabelburg, Ritter, miles (so heißt er schon 1246 und in einer Urkunde von 1259 wird er genannt miles in statu militari vivens; die Erläuterung hierüber gibt Note 450. Es ist also eine ganz nichtige, und aus Unkunde damaliger Verhältnisse entsprungene, wiewohl überall nacherzählte, Sage, als wäre dieser Müllner erst 1273 von Kaiser Rudolf von Habsburg, bey welchem er allerdings in großer Gunst stand, in Mainz zum Ritter geschlagen worden). Er war auch Lehentrager vom Thal-

acker, (einem Reichslehen, welches die von Schnabelburg inne hatten) den er 1259 dem Kloster Seldnau verkaufte, war Vogt von Oestreich über Albisrieden, dessen Vogtey (advocatia) er im Jahr 1255 an Probst und Capitel der Stift käuflich abtrat, endlich 1271 Reichsvogt in Zürich. Er liegt bey den Augustinern begraben, bey welchen er für sich und die Seinigen das Begräbniß erwählte.

(244) Der Bürger, welcher das Müllnersche Haus sammt dem Thurme von Gottfried Müllners Kindern im Jahr 1390 erkaufte, war Conrad Einsiedler, der es dann im Jahr 1406 dem Wirthe Hans Brunner zu kaufen gab, von welchem es zum ersten Mahle zu einem Wirthshause ist bestimmt und als solches benutzt worden. Nach ihm besaß es der Bauherr Hans Reyg und sein Sohn gleichen Namens bis an's Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von welchem es an einen Rudolf Rubli, und hierauf zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts an einen Bluntschli überging, bey dessen Familie es vermuthlich dieses ganze Jahrhundert hindurch blieb; worauf es dann im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert von der Familie Ott beworben wurde.

(245) Diese Barbierstube mit den unter ihrem Vordache hängenden Scherbecken und dem voraußen stehenden Schleifsteine ist auch sehr deutlich auf jenem mehrerwähnten alten Gemälde der Stadt zu sehen.

(246) Dieses Haus, welches, sammt dem dazu gehörigen Keller, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts einem Matthias Urdorf zuständig war, (daher dasselbe „Urdorfs Haus" und die jetzige Weggengasse „Urdorfsgasse" hieß) später dann Eigenthum des Caplans Rüdiger Mandach und seines Bruders war, kaufte die Zunft der Pfister im Jahr 1404 von Heinrich Mandach, dem Spengler, zu ihrem Zunfthause. Die große Stube jenes alten Gebäudes sollen sie im Jahr 1495 neu erbaut haben. Das jetzige Zunftgebäude aber, zu welchem ein oben an demselben stehendes Haus hinzu gekauft ward, ist im Jahr 1775 neu aufgeführt worden. Jener erste bekannte Eigenthümer, Matthias Urdorf, führte in seinem

Wappenschilde einen Weggen, welchen er vielleicht an sein Haus mahlen ließ, und von daher scheint die Pfisterzunft auch den Weggen in ihren Zunftschild aufgenommen zu haben.

(247) Mit diesem Estrich ist der rothe Thurm auf dem alten Gemälde der Stadt abgebildet; die Umrisse der alten längst vermauerten Rundbogenfenster, durch eine Mittelsäule getheilt, kamen bey der jüngsten Reparatur des Hauses, als der Mauerbewurf hier und da losgemacht wurde, wieder zu Tage. Zu diesem Thurm gehörte vormals auch das alte Haus „zum Licht", in welches ein Durchgang aus jenem, zu ebener Erde, führte. Das jetzige Gebäude „zum Licht" genannt, ward im Jahr 1719 neu aufgeführt, da das alte im Herbstmonat des vorhergehenden Jahres, unter seinem Besitzer, Herrn Landvogt Hartmann Heidegger, abgebrannt war.

(248) Die geschichtlichen Notitzen über diesen „rothen Thurm" reichen noch weiter, bis in's dreyzehnte Jahrhundert hinauf. Es existirt nämlich eine Urkunde vom Jahr 1272, worin der Ritter Jakob Müllner von seinem Thurm und von seinen Kramgaden (mercitoria) an der untern Brücke spricht, und von denselben sagt, daß sie gegen die Häuser des Grafen von Rapperschweil sehen (respicientia domus comitis de Raprechtswiler). Da nun dieses kaum auf ein anderes Gebäude, als auf den rothen Thurm und das damit verbundene Haus (zum Licht) kann bezogen werden, so muß folglich Haus und Thurm in jenem Jahrhundert den Grafen von Rapperschweil zuständig gewesen seyn.

(249) Wirklich hatten und haben noch mehrere größere und berühmte Städte Deutschlands sogenannte rothe Thürme, z. B. Wien, Prag, Meissen, Mainz, Hannover, Halle, u. a. m. Andere haben sogenannte rothe Thore, wie z. B. Magdeburg, Würzburg, Goßlar u. s. w. Da nun im Mittelalter die rothe Fahne (die Blutfahne genannt, darin gar kein Wappen) als das Zeichen der höchsten kaiserlichen Oberherrlichkeit und Rechtsgewalt, folglich auch über Leben und Tod, wirklich bey den hohen Land- und Reichsgerichten, ganz besonders aber bey einem abzuhaltenden peinlichen Ge-

richte, zum Zeichen, daß es im Namen des Kaisers geschehe, ausgehängt wurde, so glauben die trefflichsten Geschichtsforscher, z. B. Haltaus (de turri rubea Germanorum medii aevi, dissertatio, 4. Lips.) und Andere, daß jene Thürme ihren Namen mögen erhalten haben von dem königlichen Bann, der vor ihnen verliehen, und von dem Blutgerichte, welches auf dem Platze vor denselben mit ausgehängter rother oder Blutfahne gehalten worden. Zur Bestätigung dieser Ansicht dient, daß das Thor zu Magdeburg, wo erwiesener Maßen das Burggrafengericht gehalten wurde, das rothe Thor, und zu Zeiz der Platz, wo das hochpeinliche Halsgericht Statt fand und das Amt= und Landgericht seine Gefangenen verurtheilen und auch hinrichten ließ, der rothe Graben hieß. Nun war bekanntlich in ältester Zeit auch in Zürich eine öffentliche Ding= oder Gerichtsstätte (mallus publicus), wo unter freyem Himmel Gericht, vornämlich aber Blutgericht, vom Landgrafen des Zürichgaues, ja sogar vom Herzog selbst (dessen Stellvertreter eigentlich der Landgraf, später der Reichsvogt, advocatus comitis, war) in eigener Person gehalten wurde, wie sich aus Urkunden des zehnten Jahrhunderts (928 und 974) klar ergibt. Das Gericht unter freyem Himmel zu halten war älteste Uebung überall, und selbst als das Civil= und Schuldengericht längst schon in verschlossene Raths= und Gerichtsstuben verlegt war, blieb das Malefizgericht noch immer öffentlich. — Schade, daß niemand weiß, wo dieser öffentliche Gerichtsplatz in unserm Zürich war. Einige Geschichtsforscher versetzen ihn auf den Lindenhof. Und allerdings kam nicht nur, im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert, die Bürgerschaft etwa auf dem Lindenhofe zusammen, um die jedesmahl angehende Rathsrotte zu wählen und ihr zu schwören; sondern es finden sich auch Spuren in Malefizurtheilen, daß daselbst das Land= oder Blutgericht sey gehalten worden, aber erst gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts (vom Jahr 1376), als man schon damit umging, auf den Platz vor dem rothen Thurm ein Kornhaus zu bauen oder dasselbe bereits erbaut war. Es eignete sich auch in früherer Zeit, als die

königliche Pfalz noch stand und bewohnt war, der zu ihr gehörige Lustplatz, der Lindenhof, weit weniger zum Gerichtsplatze; wohl aber der nahe liegende einzige weite gevierte Platz der Stadt nach ihrem ersten, sehr beschränkten Umfange (da der Münsterhof anfangs außer derselben lag), der noch im Jahr 1374 „die Hofstatt vor dem rothen Thurm" hieß, zum Beweise des Ansehens, welches dieser Thurm in frühester Zeit muß gehabt haben, da der Platz von ihm her benannt wurde, und nicht etwa „der Müllner Hofstatt" (wie z. B. des Biberlins Hofstatt, der Finken Hofstatt u. s. w.) hieß. Sollte also nicht — ich gebe dieß als bloße Vermuthung — in ältester Zeit das kaiserliche Reichs- und Blutgericht gerade hier gehalten, in Folge dessen auf diesem Thurme die rothe (Blut-) Fahne ausgesteckt, und ihm von daher, wie den andern rothen Thürmen deutscher Städte, jener Name beygelegt worden seyn? (Man vergleiche auch Note 441). Dieser Vermuthung steht übrigens jener Umstand nicht entgegen, daß besagter Thurm in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts das Besitzthum der Grafen von Rapperschweil, und wahrscheinlich zu Anfange des vierzehnten des Grafen Rudolfs von Habsburg-Laufenburg, damaligen Landgrafen des Zürichgaues und zürcherischen Reichsvogtes war, welchem, da er sich mit Gräfin Elisabeth von Rapperschweil vermählt hatte, die Besitzungen jener Grafen als Erbe zufiel. Dieser hielt nämlich im Jahr 1305 in seiner Eigenschaft als Landgraf den Vorsitz in einem Gerichte, vor welchem Gräfin Ita von Homburg (vermuthlich seine Schwägerin, da seine Gemahlin zuvor mit Graf Ludwig von Homburg vermählt gewesen) die Stadt Liestal dem Bischof von Basel nebst allen Besitzungen darin abtrat, und welches zu Zürich auf dem Platze nahe bey St. Peterskirche (Thuregi in area prope ecclesiam Sti. Petri Thuricensis) gehalten wurde. Es konnte dieser Platz eben der vor dem rothen Thurme seyn, wofern nicht eher die sogenannte St. Peters Hofstatt darunter zu verstehen ist.

(250) Das Haus „zum rothen Ochsen" (Nro. 148) war dieses Oerische Haus. In demselben wohnte später auch

Hans Oeri, welcher von 1463 — 1470 Schultheiß war. Junker Felix Oeri wohnte dagegen in der alten Stadtkanzley in Gassen.

(251) Schon im Jahr 1357 saß der Zunftmeister Simon Binder als Wirth auf dem Haus „zum Storchen“, wiewohl dasselbe einem Rüdiger Brun zugehörte, der des Raths, und mit Anna, weiland Johannes Kriegen zur Sonne Tochter, verehlicht war, und dasselbe erst im Jahr 1367 verkaufte.

(252) Noch in Murers Prospekt der Stadt Zürich ist das Haus „zur Sonne“ so weit in die Straße hinaus stehend abgebildet, indem es erst im siebenzehnten Jahrhundert (1645 ?) abgebrochen und mit den nebenstehenden Häusern in gleiche Linie gebracht ward.

(253) Der älteste aus diesem Geschlechte, dessen Name uns bekannt ist, war ein B. (Berchtoldus) de Porta vom Jahr 1221 und sein Bruder C. (Conradus). Dieser Berchtold zum Thor ist wahrscheinlich eben derjenige, welcher im Jahr 1259 als Bürger von Schafhausen vorkommt. Andere dieses Geschlechtes, aber wahrscheinlich von Einem Stamme, lebten zu Frauenfeld noch im fünfzehnten Jahrhundert.

(254) Dieser Ott oder Otto zum Thor, ein reicher und sehr angesehener hiesiger Bürger, hatte im Jahr 1261 einen Wegstreit mit der Aebtissin zum Frauenmünster, lebte noch im Jahr 1288 und war wahrscheinlich Großvater des Ritters Leupold zum Thor, welcher vier Söhne hatte, unter welchen eben jener Johann, der Herzoge von Oestreich Kammermeister und Inhaber der Burg Tüfen (siehe Note 238), und zwey Töchter, die im Kloster Seldnau den Schleyer nahmen.

(255) Es ist das Haus Nro. 92, jetzt „zum halben Mond“ genannt, oben an der Badergasse. Der damalige Besitzer desselben, Herr Bürgermeister Matthias Wyß, war der Sohn des Zunftmeisters Niklaus Wyß, welcher im Haus zum Thor wohnte.

(256) Dieses Haus „zum rothen Mann“ (Nro. 95) ist die erste bekannte Wohnung Waldmanns. Er hatte dieselbe

eigenthümlich inne in den Jahren 1461—1463, als er noch bloßer Privatmann war. Später wohnte er (von 1467—1469) bey der großen Mucke (Nro. 181) auf St. Peters Hofstatt, bis er als Ammann des Abts von Einsiedeln im Jahr 1470 in den Einsiedler Hof, und dann aus demselben auf Dorf zum Sikust (Nro. 102) zog.

(257) Noch im Jahr 1672 hatte der Münsterhof nur zu einem Theile ein Steinpflaster; erst im Jahr 1676 wurde er ganz mit Steinen besetzt.

(258) Dieser Vieh- und besonders Schweinmarkt ward noch bis in's Jahr 1667 auf dem Münsterhof gehalten, und damals erst auf den Platz vor der Schanzenschmidte (so hieß damals der jetzige seit 1686 mit einem Zeughause umgebene Feldhof) außer dem Katzenthore verwiesen; welcher Platz nunmehr den Namen „Schweinmarkt" erhielt. Auch die Steinhütte war zur Zeit der Reformation auf dem Münsterhofe, neben dem Kämbel, ward aber 1542, da der Münsterhof allzusehr mit Mühlsteinen, Quadern u. s. w. belegt worden, von da weggenommen, der zu ebener Erde befindliche Saal in der Aebtissin Hof dazu eingerichtet, und der Krahn (das Steinrad) auf dem Platze des jetzigen Kornhauses angebracht. Die Krambuden vor dem Chor der Frauenmünsterkirche, dem Kornhause gegenüber, wurden im Jahr 1608; diejenigen auf dem Münsterhofe selbst hingegen erst im Jahr 1627 erbaut. Im Jahr 1701 wurden für beyde Messen die Marktbuden, welche bisher auf den beyden Brücken, auf dem Helmhause, dem Weinplatze und längs der neuen Wühre aufgerichtet wurden, auf den Münsterhof geordnet, im Jahr 1766 sodann ein Theil derselben auch vor das Katzenthor hinaus; im Jahr 1796 endlich alle auf den mittlern und untern Hirschengraben verlegt. — Im Jahr 1766 wurde der (im Jahr 1811 wieder abgetragene) Brunn auf dem Münsterhofe mit seinem künstlichen, mit den Bildern der vier Jahreszeiten geschmückten, Bassin errichtet, und bey Grabung seines Fundamentes ein römischer Aschenkrug nebst einigen römischen Münzen aufgefunden.

(259) In welchem Jahre und von wem die Zunft dieses Haus, welches noch im Jahr 1452 der Kürsner Haus war, wo die Nahter (so hießen damals die Kürsner) und Andere öffentlich feil hatten, zu ihrem Zunfthause erkauft habe, konnte nicht genau ausgemittelt werden. Höchstwahrscheinlich geschah es weit später, als man gemeiniglich annimmt, nämlich erst um das Jahr 1484. (Denn im Jahr 1480 kam die Zunft noch im Hause „zur Hauen" zusammen.) In diesem Jahre nämlich ward der Saal erbaut unter dem Consulat Waldmanns, der zur Ausschmückung desselben sein mit Laubwerk und Thieren reich und künstlich in Holz geschnitztes Wappen dahin geschenkt, welches aber 1798 bey Aufhebung der Zünfte leider! zertrümmert worden. Spätere Bauten an diesem Zunfthause wurden vorgenommen in den Jahren 1518, 1651, 1710 und 1758, wo alsdann auch das nebenanstehende Haus „zur Luchsgrube" noch war von der Zunft angekauft worden. Bey der Staatsumwälzung endlich ward auch dieses Zunftgebäude an einen der Zünfter verkauft.

(260) Dieser alte Einsiedlerhof stand da, wo jetzt die neue Meisenzunft; ist von seiner vordern, gegen den Münsterhof gekehrten Seite auf Murers Prospekt von Zürich; von seiner hintern, nach der Limmat gerichteten Seite auf dem alten Gemälde auf dem Stadthause abgebildet zu sehen, und soll in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts — nach J. H. Hottingers Behauptung (in seinem Spec. Tig.) im Jahr 1259 unter Abt Anshelm von Schwanden — erbaut worden seyn. Wenigstens wird schon im Jahr 1268 eines Streites gedacht, der wegen der Mauer bey diesem Hofe zwischen Abt Ulrich und der Aebtissin Mechtild beym Frauenmünster obwaltete. Die erwähnten Fähnlein mit den Wappen des Abts Gerold von Hohensax wurden im Jahr 1467 darauf gesetzt. Im Jahr 1618 ward Junker Oberst Caspar Schmid Besitzer desselben, indem er dem Kloster Einsiedeln dagegen seine eigenthümliche Behausung auf Dorf, den nunmehrigen Einsiedlerhof, tauschweise überließ (siehe Note 47). Dieser Jkr. Schmid ließ sodann den Einsiedlerhof niederreißen und führte

an dessen Stelle im Jahr 1630 ein großes, nach damaliger Zeit und Geschmacke stattliches Gebäude auf (in den Neujahrblättern vom Musiksaal vom Jahr 1690 und 1691 zum Theil abgebildet), welches hernach im Jahr 1751 die Löbl. Meisenzunft für 18,000 Gulden angekauft, gänzlich abgetragen, und auf diesen Platz ihr jetziges Zunfthaus, „zur neuen Meise" genannt, erbaut hat.

(261) Es ist das jetzige Haus Nro. 113, damals in zwey Häuser abgetheilt, welche von dem angesehenen Ritter Eberhard Müllner, der schon im Jahr 1350, dann aber von 1369 bis 1376 ununterbrochen Schultheiß war, auch Verfasser einer wahrscheinlich verloren gegangenen Chronik (da die sogenannte Kriegische Chronik auf der Stadtbibliothek schwerlich von ihm herrührt, wie Einige glauben), und von seinem Vetter, dem andern Eberhard Müllner, nachher, zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, von dem Ritter Johannes von Trostberg bewohnt wurden. Schon im Jahr 1461 aber war es eine Färberwohnung, welche dann im Jahr 1463 Kilian Ott der Färber, Stammvater der meisten Zweige des Ottischen Geschlechtes, um 73 Gulden Rheinisch erkaufte, bey dessen Nachkommen sie bis in's siebenzehnte Jahrhundert blieb, und bis tief in's achtzehnte hinein noch als Farbhaus beworben wurde.

(262) Dieses Haus, welches schon 1357 den Namen „zur Wage" führte, gehörte im vierzehnten Jahrhundert dem Caplan der Probstey, Johannes von Rothenburg, der es im Jahr 1385 einer Gesellschaft von 22 Bürgern für 108 Gulden verkaufte. Diese räumten mittelst eines Vertrages dasselbe im Jahr 1393 der Leinweberzunft unter gewissen Bedingungen zum Gebrauch ein, und überließen es ihr endlich im Jahr 1405 kaufsweise als Eigenthum um denselben Preis. Das jetzige Gebäude ward im Jahr 1637 ganz neu aufgeführt, und zu diesem Zwecke zwey nebenanstehende Häuser noch hinzugekauft, wobey die Obrigkeit im Jahr 1639 der Zunft einen sogenannten Bauschilling schenkte. Auch dieses Zunfthaus ging bey der Staatsumwälzung in Privathände über.

(263) Dieses Haus, oder eigentlich beyde Häuser Nro. 29 und 30, jetzt noch „zum Beerenberg" genannt, gehörten in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dem Kloster am Oetenbach, im Jahr 1369 aber bereits dem Kloster im Beerenberg an, von welchem sie jetzt noch den Namen tragen. Dieses bey Winterthur, unweit Wülflingen an einem Berge, der Beerenberg genannt, gelegene Kloster ward von Erzherzog Rudolf IV von Oestreich im Jahr 1364 gestiftet, und bestand aus regulirten Chorherren St. Augustin-Ordens (zuvor waren Augustiner-Eremitenbrüder daselbst), die sich „Prior und Convent zu unser Frauen Zell im Beerenberg" nannten. Das Kloster dauerte bis zur Reformation, wo dasselbe ebenfalls eingezogen, die Conventherren mit einem Leibgeding ausgerichtet, das Kloster an Hans Steiner, Vogtherr zu Wülflingen, verkauft, die Gefälle aber unter die Verwaltung des Amtmanns zu Winterthur gesetzt wurden. Die Klostergebäude wurden nach und nach abgetragen, die Ruinen der schönen Kirche erhielten sich, nach Zeichnungen von Conrad Meyer, am längsten.

(264) Auch dieses Haus (Nro. 35) war eines der vielen zu beyden Seiten des Münsterhofes befindlichen Häuser der Chorherren und Caplane der Abtey, bis die Aebtissin des adelichen Frauenstiftes zu Schenis dasselbe um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu einem Amthause kaufte, da sie vorher (1417) ein solches neben dem (alten) Einsiedlerhof und dem nachherigen Zunfthause zum Kämbel (wahrscheinlich Nro. 89) besessen hatte. Es blieb auch jenes Haus die Wohnung des Stiftsamtmanns bis zur Aufhebung des Stiftes selbst.

(265) Jetzt die Wohnung des Staatswerkmeisters oder Bauinspektors. Vermuthlich setzte bald nachdem die Abtey von der letzten Aebtissin an die Stadt war übergeben worden, (December 1524) der Rath den Werkmeister der Stadt, Mstr. Stephan Rüzenstorfer dorthin, und beschloß dann nach dessen Absterben im Jahr 1526 „daß ihr Werkmeister ihr Haus, so Meister Stephan bisher um einen Zins gehabt,

zu seinem Haus haben, und davon so viel zinsen soll, wie Meister Stephan." In diesem Gebäude scheint also die Abteyschule bis zur Reformation und während derselben gehalten worden zu seyn. (Später wurde sie dann in die Kreuzganggebäude des Frauenmünsterstiftes verlegt) Hier war es, wo Oswald Mykonius, Zwinglis vertrauter Freund, durch dessen Bemühung dieser auch nach Zürich kam, bey seiner zweyten Anstellung in Zürich im Jahr 1523 (denn das erste Mahl war er 1516—1519 Schulmeister beym Großen Münster) beym Antritte seines Amtes sprach: „Das ist eine schöne Schule — sie war erst kürzlich renovirt worden — aber mich bedünkt, es seyen ungeschickte Knaben." Hier, wo Thomas Platter, als Custos der Schule, mit einem aus der nahen Frauenmünsterkirche entwendeten Johannesbilde den Ofen einheitzte. Mykonius wohnte aber nie in diesem Schulgebäude selbst. Anfangs (im Jahr 1523) ward ihm das durch des Caplans Absterben ledig gewordene St. Leodegarii Pfrundhaus, welches in Gassen an der Ringmauer stand. In diesem Hause ereignete sich der scherzhafte Auftritt, welchen Rudolf Collin in seiner Selbstbiographie erzählt. (Siehe neunzehntes Neujahrsblatt von der Chorherrengesellschaft, Jahr 1797). Dann ward er im folgenden Jahre auf den Münsterhof in das Haus nächst an der Schule versetzt, (welches Haus wirklich das jetzige Werkmeisterhaus wäre, wofern man nämlich nicht dieses, sondern vielmehr das Haus zum Samariter (Nro. 38) für die ehemalige Schule beym Frauenmünster halten wollte, wofür sich allerdings auch erhebliche Vermuthungsgründe anführen lassen), bis ihm endlich im Jahr 1527 die Wohnung des Caplans an der Sil (Nro. 37) eingeräumt wurde, welche dann im Jahr 1534 der Prädikant der armen Leute zu St. Jakob an der Sil, als sein vormaliges Pfrundhaus, wieder zurück erhielt.

(266) Schon frühe war auch bey der Abtey eine Schule eingerichtet, worin aber die Schüler nur zum Behuf des Chor- und Altardienstes, dürftig Latein lernten. So findet man

z. B. schon in einer Urkunde vom Jahr 1303 einen „Peter von Stallikon, Rektor der Schule zur Abtey."

(267) Diese beyden niedrigen Thürme, von etwas ungleicher Höhe und Breite, standen bis in's Jahr 1728, wo der hintere Thurm, als der ältere und schwächere, abgebrochen und mit der Kirche unter gleiche Bedachung gebracht, der vordere aber von seiner Mitte an ganz neu und höher aufgeführt, und mit einem 166 Schuh hohen Helm versehen worden, so daß er nunmehr eine Höhe von 285′ hat, während dieselbe zuvor nur etwa 150 Schuh betrug, und die Glocken 28′ tiefer als das Chordach hingen. Im Jahr 1732 war der ganze Bau vollendet, und nun ward auch eine Schlaguhr auf denselben gesetzt, da früher keiner der beyden Thürme eine Uhr hatte. Im Jahr 1789 endlich ward der Helm ganz mit Kupfer bedeckt, wozu ungefähr 55 Centner erforderlich waren, und mit einem Blitzableiter versehen. Schon in den Jahren 1713 und 1714 war eine bedeutende Erneuerung der Kirche selbst vorgenommen, die Mauern des Mittelschiffes über den Seitenschiffen neu aufgeführt, statt der steinernen Kreuzgewölbe hölzerne eingelegt (wie später auch beym Großmünster) und gegipset, der alte Dachstuhl durch einen ganz neuen ersetzt, aber weit früher schon die Vorder- oder Giebelseite des Chors schräg abgeschnitten und bedachet worden, da sie zuvor auch einen spitzen Giebel hatte. Der ganze Bau kostete nur an Geld 18,567 Pfund, ohne die Laden und Latten, welche das Bauamt für die Summe von 1500 Pfund geliefert, und ohne die Viktualien.

(268) Dieses Beinhaus ist auch auf dem alten Stadtgemälde deutlich angegeben, und dient gegenwärtig der nächst dabey befindlichen Eisenhandlung zu einem Waarengewölbe. Es war eigentlich eine Capelle mit schönem hohem Gewölbe, dessen Rippen von allen vier Seiten in die Mitte zusammenlaufen, wo der (jetzt nicht mehr vorhandene) Schlußstein eine segnende Hand enthielt. In ihr liegt auch Heinrich Edlibach, Sohn Jkr. Gerold Edlibachs, ein Knabe von zwölf Jahren, der 1488 starb, begraben.

(269) Von allen diesen gothischen Fensterverzierungen ist leider! nichts mehr übrig, indem — nach dem Berichte eines Augenzeugen — bey der innern und äußern Renovation der Kirche in den Jahren 1781, 1782 und 1785 die zierlichen Füllungen herausgebrochen, die trefflichen Glasmahlereyen zerschlagen, und dafür weisses Glas eingesetzt worden — alles um mehr Licht für die Kirche zu gewinnen! — Ob nicht übrigens auch diese Kirche ehemals hinten auf der Abendseite unter dem großen Fenster ein Portal (als eigentliche Hauptthür) hatte, wie wir an der Klosterkirche zu Cappel, an der hiesigen Predigerkirche, und fast an allen ähnlichen Kirchen, bey denen die Lokalität ein solches erlaubte, bemerken? Wenigstens scheinen, wenn auch an der, von innen durch Kirchenstühle, von außen durch ein angehängtes Waschgebäude verdeckten, Mauer selbst kein Merkmahl mehr sich auffinden läßt, schriftliche Spuren darauf hinzudeuten. So wird z. B. in den Statuten der Abtey vom Jahr 1335 wegen Haltung des Festes der Revelation der Märtyrer St. Felix und Regula, unter andern Collekten auch diejenige vorgeschrieben, welche gesungen werde, wann die Prozession vor der Messe geschehe „per portam juxta Scholas" — durch das Portal oder große Kirchthür nächst bey den Schulen. Nun aber, wenn auch die jetzige hinterste Thür gegen den Münsterhof hinaus damals wirklich schon vorhanden gewesen wäre, (sie ist aber, schon aus ihrer Form zu schließen, erst nach der Reformation und erst nach Vermaurung der Hauptthür angebracht worden), so konnte sie, diese kleinste Thür, doch unmöglich ein Portal (porta) genannt werden. Daß aber ein solches vorhanden war, ergibt sich auch aus andern Dokumenten, (S. J. Hottingers Geschichte der Eidgenossen, 1te Abthl. Beyl. VII. S. 498) worin ausdrücklich „der großen Kilchthür" erwähnt wird. Auch die nähere Bezeichnung „juxta Scholas" würde auf eine an der Abendseite befindliche Thür vorzugsweise passen.

(270) Diese das alte Klaftermaß bestimmenden Eisenkloben sind jetzo noch an der Kirche befindlich. Es war

übrigens allgemeine Uebung, an den frequentesten Oertern, also namentlich an dem Eingange der Haupt- und Stifts-kirchen die gesetzlichen Maße zu bezeichnen. So ist z. B. an den beyden Pfeilern vor dem Haupteingange des Münsters zu Freyburg im Breisgau, an dem einen, nebst noch andern Maßen, die gesetzliche Elle durch einen Eisenstab; an dem andern das Klafter durch zwey eiserne Nägel angedeutet.

(271) Dieser Hirsch ist jetzo noch über dem Schirmdache der Thür zu sehen. Auch soll vormals in der Mauer des vordern Thurms nach innen, über einer runden Oeffnung, ebenfalls ein in Stein ausgehauener Hirschkopf zu sehen gewesen seyn, der auf jedem Ast seines Geweihes ein brennend Licht trug: Welches Steinbild im Jahr 1730 bey Abbrechung und Wiederaufführung dieses Thurmes sey weggemeißelt worden.

(272) Diese Legende, welche mit derjenigen aus dem Leben der Gräfin Ida von Toggenburg große Aehnlichkeit hat, dürfte sich — ihr Alter vorausgesetzt — wohl eher noch auf die allererste Stiftung einer Kirche und eines damit verbundenen Klösterleins auf diesem Platze beziehen, von dem (nach den ältesten Sagen, welche gewisse Chroniken aufbewahren, und in Uebereinstimmung mit der Legende vom heil. Meinrad, der von 827—834 am Etzel als Einsiedler lebte) eine gewisse Heilwig Vorsteherin war, die auch den Eremiten Meinrad in seiner Einsiedeley öfters besucht haben soll.

(273) Dieser Hirsch ward allererst in das Capitelssiegel der Abtey vom Jahr 1316 aufgenommen, welches aber schon unter der Aebtissin Fides wieder beseitigt wurde. Sodann erscheint er zum ersten Mahle in dem Siegel eben dieser Aebtissin Fides (1340), und von da an im Siegel jeder folgenden Aebtissin. Das jetzige Frauenmünster-Amts-Wappen (ein Pfeil zwischen zwey Sternen) beruht auf gar keiner historischen Grundlage, indem es weder in alten Dokumenten, noch auf altem Bildwerk von Holz oder Stein anzutreffen ist, daher es erst in späterer Zeit willkührlich angenommen zu seyn scheint. Bemerkenswerth ist, daß dasselbe mit dem ältern Spöndliwappen sehr

große Aehnlichkeit hat, wie denn auch einer dieses Geschlechtes im Jahr 1664 u. ff. beym Frauenmünster Amtmann war. Und nicht selten ließen in diesem siebenzehnten Jahrhundert solche Amtmänner den unter ihrer Verwaltung reparirten oder neu aufgeführten Amtsgebäuden ihre Wappen beysetzen, wie das Spitalamt, Almosenamt und das Frauenmünsteramt selbst Beyspiele liefert.

(274) Herr David von Moos und Andere halten ihn für den Grabstein der Gemahlin Waldmanns, der Anna Landolt, welche zuvor an Junker Ulrich Edlibach, ebenfalls gewesenen Amtmann im Einsiedlerhofe und Vater von Gerold Edlibach, vermählt war. Dann sollte aber eher das Landoltsche Wappen und nicht das Edlibachische auf dem Grabstein gestanden haben. Es ist daher weit wahrscheinlicher, daß es eben jenes Ulrich Edlibachs Grabstein war. Er ist aber nicht mehr vorhanden.

(275) Daß auch Waldmanns Grabstein (in Müllers schweiz. Alterthümern Thl. I, Nro. 8 abgebildet), welcher, nach dem Berichte eines Augenzeugen, im Jahr 1768 an eine andere Stelle in der Kirche versetzt worden, abhanden gekommen sey, ist ganz unrichtig, indem derselbe, als vor ein Paar Jahren der Fußboden der ganzen Kirche war aufgehoben worden, um ihm eine neue steinerne Grundlage zu geben, wie Augenzeugen versichern, ungefähr auf seiner ursprünglichen Stelle sich abermals vorfand. Bekannt ist übrigens die Erzählung des Pfarrers Bartholomäus Anhorn (auch in Von Moos astronomisch=politisch=historisch=kirchlichem Kalender, Thl. III, S. 194—198 zu lesen) welcher, ein Knabe von zwölf Jahren, eben dazu kam, als im Jahr 1627 Waldmanns Grab zum ersten Mahl, durch Zufall, aufgedeckt worden, und seinen Leichnam noch ganz frisch und unverweset, ja sein Haupt gleichsam noch blutrünstig sah. Die Glaubwürdigkeit dieser Aussage ist schon mehrmals und erst neuerlich wieder angefochten worden, doch ohne hinreichenden Grund; da es gar nicht an Beyspielen fehlt, daß, zumahl kräftige, durch keine Krankheit zerstörte Leichname, besonders solche,

die sich in trockenen und dem Zutritte der Luft verschlossenen Grüften oder Gewölben befanden, Jahrhunderte lang der Verwesung trotzten. Ich verweise unter andern Beyspielen auf ein ganz ähnliches, welches sich in A. L. Millins Reisen durch Savojen und Piemont nach Nizza und Genua, (aus dem franz. von C. C. Ringk. 8. Carlsruhe, 1817) Bd. II, S. 277 findet. In der Kathedralkirche zu Voghera fand Millin nämlich rechts vom Hauptaltar folgende Inschrift: „Thaddaeus, Comes, Heroum sanguine natus, virtute notus, nobilitate clarus, illustrissima Vernensium ex indole cretus, urbis decus et orbis, obiit Ao. MCCCCLXXXIII. — ad diem usque XXIX. Julii Ao. MDCXLVIII. in abditis terrae latitavit, intactus repertus, *concreto sanguine tinctus*, hic requiescit."

(276) Auch dieses künstlich ausgehauene steinerne Brustgesimse ist bey der Restauration (?) der Kirche im Jahr 1781 und den folgenden Jahren ausgefüllt und verdeckt worden.

(277) Die Fußgestelle, worauf diese Heiligenbilder standen, oben auf den Stäben, welche in Mitte der Bogenpfeiler angebracht sind, sind noch jetzo vorhanden.

(278) Dieses ist die wahre bisher ganz verkannte Bedeutung jenes zart und lieblich gearbeiteten Steinbildes oben im Gewölbe. Wagner (in seinem Mercurius helveticus) hält die beyden Figuren für Hildegard, König Ludwigs Tochter, des Klosters erste Aebtissin, und Geroldus, ihren Priester oder Capellan. Ihm folgte Werdmüller, der Fortsetzer von Bluntschli's Memorab. Tig. Wie käme aber der Priester zu der Krone, welche die männliche Figur auf dem Haupte trägt? Daher glaubte Herr David von Moos es besser zu treffen, indem er in Müllers schweiz. Alterthümern (wo dieses Steinbild Thl. I, Nro. 4, aber, wie die meisten Gegenstände, nach schlechten Copien, unrichtig nachgezeichnet ist) diese Vorstellung für die Einsetzung Hildegards zur ersten Aebtissin durch ihren königlichen Vater Ludwig erklärte. Eine Erklärung die auch Erni, und selbst der Verfasser der Voyage de Zuric à Zuric wiederhohlt. Wie konnte aber

diese Einsetzung dadurch bezeichnet werden, daß der Vater seiner Tochter eine Krone aufs Haupt legt? Das Bild stellt offenbar eine Krönung vor. Die weibliche Figur ist nämlich die heil. Jungfrau, welche von ihrem ebenfalls eine Krone tragenden Sohne, der in der Linken das Evangelienbuch hält, die Krone empfängt. Dem Kenner der ältern Kunst sind italienische sowohl als auch altdeutsche Bilder aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert genug bekannt, welche die Verherrlichung (assumtio) Maria's auf diese (älteste) Weise darstellen. Auch an dem Münster zu Freyburg im Breisgau ist im Giebelfelde über dem äußern Portalbogen unter dem Thurme eine sehr ähnliche Vorstellung von Christus und Maria — ebenfalls Hochbilder — zu sehen. (Geschichte und Beschreibung des Münsters von Freyburg im Breisgau, von Prof. Heinrich Schreiber, 8. Freyburg, 1820. Seite 77 und 78). Unser Bild verdiente von neuem und mit größerer Treue abgezeichnet zu werden. Schade nur, daß das zarte Bildwerk durch das plumpe Bestreichen desselben mit gelber Oelfarbe viel verloren hat!

(279) Daher wohl jetzo noch die Frauenplätze hinter dem hölzernen Gitter, an diesem Orte „im Gätterli" genannt, beybehalten worden.

(280) Der Traktat ist noch vorhanden, laut welchem die Aebtissin mit ihrem Capitel und einigen Rathsgliedern das neue Orgelwerk dem Conrad Sittinger um 72 Gulden Rhein., 12 Mütt Kernen und 12 Eimer Wein verdingte, ihm auch das nöthige Zinn und Bley sammt einer Behausung zusagte. Es war eben derselbe Conventbruder von St. Blasien, welcher dann im Jahr 1485 auch die Orgel für die Wasserkirche verfertigte (siehe Note 28).

(281) Es ist noch unter den alten Frauenmünster-Amts-Schriften ein lateinisches Fragment vorhanden, welches einige Angaben von den ältern Aebtissinnen enthält. In diesem heißt es von der Aebtissin Judenta von Hagenbuch, sie habe den Chor zur Hälfte aufgeführt (ad medietatem altitudinis perduxit); ferner von einer Aebtissin Mechtilde, sie habe die

drey Gewölbe hinter den Chortritten (tres testudines post gradus chori) sammt dem vordern Thurme erbaut. Nun war aber jene Judenta gerade in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts (1222 — 1255) Aebtissin. Auf diese folgte unmittelbar Mechtilde von Wunnenberg (sie wird aber in jenem Fragment mit Mechtilde von Tyrol verwechselt, welche ein Jahrhundert früher lebte), welche von 1255—1269 der Abtey vorstand. Daß diese wirklich den Bau des Chores fortsetzte und durch Anfügung des Zwischenchores oder Lettners vollendete, erhellet aus einer Urkunde des Ritters Jakob Müllner, vom Jahr 1264, worin derselbe eines Weingartens erwähnt „welchen min Frow Ebtissin, Mechtild, den Schwöstern von Costenz zu kaufen gab um 25 Mark, die bekehrt [verwandt] und verbuwen wurden an den Buw ihres Chors." Hieraus läßt sich also mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß Kreuz und Schiff der Kirche sammt dem Zwischenchor nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts vollendet worden. Dagegen mag unter jener Mechtilde, Gräfin von Tyrol, welche 1145 Aebtissin war, der um so viel ältere Chor nebst dem hintern Thurme erbaut worden seyn; womit auch die Angabe zusammenstimmt, daß die Kirche (worunter hauptsächlich der Chor verstanden) unter Bischof Otto den 11 September 1179 geweiht worden. Dieß war die zweyte Kloster- und Kirchenweihung, da die Weihe des ersten Münsters, von dem aber keine Spuren mehr sich zeigen, im Jahr 379 geschehen war.

(282) Diese Seitentreppe neben dem jetzigen Thurme, noch auf alten Zeichnungen dargestellt, ist längst vermauert, und nur noch im Innern des Chors bemerkbar.

(283) Diese St. Johannes Capelle unter dem jetzigen oder vordern Thurme, gewölbt, und aus viel späterer Zeit als die unter dem abgebrochenen, weit ältern Thurme, dient gegenwärtig zum Archiv des Ehegerichtes.

(284) Diese Chorstühle sind jetzo noch vorhanden, aber aus dem Chor in das Schiff der Kirche auf Seite des Kreuzganges an die Mauer, von der Thür aufwärts, versetzt,

beyde Abtheilungen, die im Chor einander gegenüber standen, an einander gefügt, und leider auch durch Uebertünchung mit Farbe entstellt.

(285) Diese Feyerlichkeit erzählt auch der gelehrte Mönch Radpertus Turicensis in St. Gallen seinem Freunde und Mitconventual Notker in zierlichen lateinischen Versen, die auch in Goldasts Werk: Scriptores Rerum Alemannicarum. T. II. p. 86 zu finden.

(286) Dieser Sarg wurde, nach Bullingers Erzählung, zur Zeit der Reformation, vom Hochaltar weg, in den ältern Thurm geflüchtet, und daselbst zehn Jahre lang, bis in's Jahr 1535, verborgen gehalten. Bey seiner Entdeckung ward er eröffnet, und in demselben ein Bleytäfelchen gefunden als Zeugniß, daß Bischof Gebhard im Jahr 879 die Kirche geweiht und die Reliquien der Märtyrer St. Felix und Regula hineingelegt habe, welche nur noch in einem Schädelbein, Schienbein und einigen andern kleinen Beinchen bestanden, was alles nunmehr in die Erde begraben wurde. Der Sarg selbst, als alterthümliches Kunstwerk, war später auf die in der Wasserkirche errichtete Kunstkammer gebracht worden, ist aber, nebst noch manchen andern Seltenheiten, längst aus derselben verschwunden.

(287) Diese beyden Nebenaltäre hinten im Chor waren der St. Margarethen Altar und der St. Catharinen Altar; letzterer einer der ältesten schon seit 1221 bekannt, welchen auch der Caplan zu St. Jakob an der Sil zu bedienen hatte. Ueberhaupt befanden sich zur Zeit der Reformation beym Frauenmünster nicht weniger als zwölf Altäre, worunter auch der sogenannte Otten d. i. der von Hermann Ott dem Färber auf dem Münsterhof um das Jahr 1515 gestiftete, bey der Reformation aber aus der Kirche von ihm nach Hause genommene Altar, dessen Tafel der Mahler Hans Leu verfertigt hatte.

(288) Diese Sakristey, ein eigenes später erst dem Thurm angefügtes Gebäude, wurde im Jahr 1606 in ein feuerfestes Gewölbe zu Aufbewahrung der bisher auf dem (alten) Rath-

hause neben der Rechenstube verwahrten Schriften und Briefe der Stadt umgewandelt, und damit der Anfang eines beym Frauenmünster einzurichtenden Staatsarchives gemacht.

(289) Diese Capelle unter dem alten abgebrochenen Thurme hat ein ganz rohes, von hohem Alter zeugendes Gewölb. Sie hieß eigentlich U. L. Frauen Capelle, später auch heil. drey Könige Capelle, wahrscheinlich weil das Gemälde auf dem Altar derselben die Anbetung der morgenländischen Weisen vorstellte, nicht aber weil (nach der von Mönch Bartenstein erzählten, auch in der sogenannten Kriegischen Chronik berührten Legende) die Reliquien der heil. drey Könige bey ihrer Versetzung von Mayland nach Kölln, im Jahr 1162, über Luzern nach Zürich gebracht und hier erst beym Großen Münster, dann beym Frauenmünster in der Frauencapelle einige Tage verwahrt worden. Diese Capelle ward übrigens im Jahr 1698 der ehemaligen Rechenkanzley zu einem Archiv eingegeben, sammt dem Glockenhaus in dem Thurm; so wie der oberste Theil desselben nun ein Archiv der Stadt ist.

(290) Als diese Gräber den 12. September 1525 geöffnet wurden, fand man darin einige zerbrochene Beinchen nebst Asche in ein seidenes Tüchlein eingewickelt, und dabey ein in lateinischer Sprache geschriebner pergamentener Zeddel folgenden Inhaltes: „Anno domini 1272 am Samstag, war der 10. Oktobris, in der ersten römischen Zinszahl, unter Pabst Gregorius dem zehnten dieses Namens, unter Eberhard von Waldburg, Bischof zu Constanz, unter Elisabeth von Wetzikon, Ebtissin des Münsters in Zürich, und unter Heinrich, Leutpriester desselben Münsters, sind diese Asche und Gebeine Hildegardis und Bertha's, welche leibliche Schwestern, Töchter König Ludwigs, Stifters dieser Abtey gewesen, in diese Steine ehrenvoll gelegt; nachdem diese Gebeine mit höchstem Fleiß waren gesammelt worden aus den Gräbern, in welchen sie vierhundert Jahre begraben gelegen."

(291) Diese Capelle, gleich neben dem alten Thurme, deren vergittertes Chor weit in den (jetzigen) Kirchhof hinaus stand, auch ein eigenes Thürmchen hatte, wie das alte Ge=

mälde auf dem Stadthaus deutlich zeigt, kommt schon im Jahr 1177 vor in einer Urkunde, welche eben in derselben ist unterzeichnet worden. Sie ist also wohl von gleichem Alter mit dem Chor, und gehört zu den ältesten Theilen der Kirche und des Klosters. In dem jetzt noch vorhandenen Rest derselben, welcher im Klostergebäude selbst liegt und einen Theil von diesem ausmacht, jetzt in ein Magazin umgewandelt, sind gegenwärtig noch rings an der Mauer kleine, wenn gleich verblichene Freskogemälde in Vierecke eingeschlossen, Scenen aus der biblischen und aus der Märtyrergeschichte von Felix und Regula vorstellend, sichtbar. Der vordere Theil oder das Chor der Capelle ward — um diesen Platz, der jetzt einen Theil des Gottesackers der Frauenmünstergemeinde bildet, für die Steinmetzen zu Bearbeitung der Steine zu gewinnen, auf Befehl des Rathes im Jahr 1542 abgebrochen. Zu gleicher Zeit ward auch aus dem Chor des Frauenmünsters eine Thür auf diesen Platz angebracht, wie die über dem steinernen Thürpfosten eingehauene Jahrzahl kund gibt. Der zum Theil vermauerte und mit einigen Männerstühlen ausgefüllte, einem Beichtstuhle ähnliche, Durchgang aus der Kirche in diese Capelle ist immer noch sichtbar. Es war einst auch noch eine St. Jakobscapelle neben der Kirche der Abtey (juxta atrium monasterii), welche aber gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts theils durch Brand, theils durch ihr Alter zusammen stürzte. Daher ließ an ihrer Statt die Aebtissin Elisabeth von Spiegelberg (sie regierte von 1298 — 1308) einen neuen Altar in dem Frauenmünster selbst zu Ehren St. Jakobs des ältern und St. Leodegars errichten.

(292) Diese beyden Köpfe stellen nämlich die Heiligen selbst im Gefängnisse vor, nicht aber, wie Von Moos in Müllers schweiz. Alterthümern (Thl. I, Nro. 2) und in seiner Sammlung züricherischer Grabschriften (Thl. II, S. 156) behauptet, den Statthalter Dezius und seine Gemahlin, welche der Geißelung jener Märtyrer zusehen. Uebrigens ist dieses Steinbild von allen denjenigen, welche in der Erzählung beschrieben werden, das einzige noch vorhandene, welches

aber durch Verwitterung immer unkenntlicher wird. Die übrigen, welche auf den drey andern Seiten des Kreuzganges sich befanden, als er zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts im Jahr 1617 (J. J. Hottinger in seiner helv. Kirchengeschichte Thl. III, Vorrede, setzt irrig das Jahr 1661) auf drey Seiten ganz erneuert worden, wurden „ihrer Schadhaftigkeit wegen" bey Seite geschafft, so daß einzig noch die Seite gegen die Kirche die alte Gestalt des Kreuzganges zeigt. Daß diese Seite so niedrig ist, erklärt sich daraus, weil der Boden des Kreuzganges, da er feucht war und bey starken Regengüssen sich sogar Wasser darin sammelte, von Zeit zu Zeit, besonders aber im Jahr 1785, bedeutend ist erhöht worden.

(293) Es schreibt wirklich jene schon erwähnte alte lateinische Notiz die Erbauung des Kreuzganges einer Aebtissin Mechtild zu. Es wird aber unrichtig die von Wunnenberg genannt, da es vielmehr die Aebtissin Mechtild von Tyrol im zwölften Jahrhundert gilt; (eine entgegengesetzte Verwechslung dieser beyden Aebtissinnen zeigt Note 281) da dieser Kreuzgang unstreitig aus diesem und keinem spätern Jahrhundert herrührt.

(294) Diese Bogensätze sind für den Freund der Architektur sehr bemerkenswerth, da sie auf die Form und Höhe der Gewölbe des projektirten neuen Kreuzganges vollkommen schliessen lassen.

(295) Diese Bogenstellungen sind auf der rechten Seite des Kreuzganges, die zur Kirche hinführt, noch ziemlich wohl erhalten.

(296) Erst im Jahr 1506 und 1507, unter der letzten Aebtissin, Frau Catharina von Zimmern, ward der Hof d. h. das Abteygebäude sehr schön renovirt, besonders die große Stube (die jetzige Wohnstube des Amthauses) zierlich geschmückt, wie sich dieses aus dem künstlichen Schnitzwerk ergibt, welches oben rings um die ganze Diele herum läuft, in welchem auch, nebst einer segnenden Hand mit dem Spruche: „Pax vobis" (Friede sey mit euch!), die Jahrzahl

1507 steht, so wie über einer Seitenthür ein doppeltes Wappen, wovon das eine dasjenige der Aebtissin von Zimmern, das andere ein unbekanntes ist. Mit ähnlichem Schnitzwerk ist auch das Wohnzimmer der Registratur im obern Stockwerk verziert. Ueber der Thür ist in einem verschlungenen Spruchband der Reim zu lesen: „Treu ist ein Gast; halt ihn fein, so du ihn hast."

(297) Genau nach zwanzig Jahren, nämlich im December 1524, übergab eben diese Aebtissin Frau Catharina von Zimmern der Stadt die Abtey mit allen ihren Gütern, Rechten, Freyheiten und Herrlichkeiten, aus dem sehr bemerkenswerthen Beweggrunde: „um Ruhe beyder Theile willen, und insbesondere darum, daß eine Stadt Zürich ihr Fürnehmen gegen andere dergleichen (Gotteshäuser), die dann noch in minderer Achtung sind denn Ihro Gnad, mit desto bessern Fugen enden mögen." Sie war auch um so mehr zu dieser Uebergabe befugt, weil, wie sich die Uebergabsurkunde ferner ausdrückt — „dieser Zeit Ihro Gnad die letzte und einige in dem Gottshause Gewaltsame habe, sie auch einige Frau und Aebtissin dieses Gottshauses; daher sie dießmahls, besonders jetziger Zeit, nach Gestalt der Läufen solches zu thun wohl Macht habe." Hieraus ergibt sich, daß zur Zeit der Reformation besagte Aebtissin noch die einzige Stiftsdame im Frauenmünster war. Nur Eine Chorfrau, Verena von Monsax, lebte noch außer dem Stifte, welche, als sie die Uebergabe desselben erfuhr, dagegen schriftlich Einsprache that und ihre Anforderungen dem Rath eingab, von welchem sie aber, wie leicht zu denken, gänzlich abgewiesen wurde.

(298) Dieser eine der beyden Haupteingänge in den Hof der Abtey befand sich da, wo jetzo noch ein in die dortige Kirchhofsabtheilung führendes Portal steht, zwischen dem jetzigen Frauenmünster-Amthause nämlich und dem Musiksaal. Von da trat man durch eine große Thür, deren Spuren man jetzo noch in der Mauer sieht, in das Wohngebäude der Aebtissin. Hier hatte nämlich die Aebtissin von Zimmern im Jahr 1509 zu ebener Erde einen weiten viereckigten Saal

erbauen lassen, der dann im Jahr 1542 zu einer Steinhütte eingerichtet wurde, seit dem Jahr 1739 aber zu einer öffentlichen Mehlwage gebraucht wird. Noch ist ein Theil des Schnitzwerkes an der Diele, mit der Jahrzahl 1509 und dem Namen des Verfertigers, daselbst sichtbar. Neben diesem Haupteingange stand ein einzelnes Nebengebäude der Abtey auf der Stelle, wo jetzo das sogenannte Haberhaus steht, auf welches im Jahr 1683 der Musiksaal ist erbaut worden. An dieses Nebengebäude schloß sich ein hölzernes an, Eines Stockwerkes hoch und unten nur mit Latten gesprenzelt, das alte „Werchhaus der Stadt." Der Platz hinter demselben war ganz frey und offen; erst im Jahr 1608 ward er eingeschlossen und zu einem Kirchhofe geordnet, indem vom Kreuzgang bis zum Amthause herüber eine Mauer, mit einem Thor in der Mitte, gezogen, und sieben Buden vor dem Chor der Kirche zu bauen beschlossen worden.

(299) Das jetzige Kornhaus wurde nämlich erst im Jahr 1616—1620 auf diesen früher ganz leeren und offenen Platz erbaut. Man sehe Note 241.

(300) Dieses Chorthürmlein („Chorhelm") war den 15. Juni 1498 abgebrannt durch Schuld des Kannengießers Conrad Rechberger, der wahrscheinlich an dem mit Bley gedeckten Helm etwa löten mußte, wozu er offene Gluten gebrauchte. Er ward vom Rath zu einem Schadenersatz von 400 Pfund an die Stift angehalten, indem auch die darin hangende Glocke — nach der (unwahrscheinlichen) Sage, von Glanzenberg herrührend — zerschmolzen war, und der neue Helm sammt der neuen Glocke mehr als 1200 Pfund kostete. Diese neue Glocke mußte im Jahr 1604 umgegossen werden, und hat nunmehr ein Gewicht von 556 Pfund. Jenes Vespergeläute um halb Drey Uhr mit der Chorglocke beym Großmünster ist noch heut zu Tage, ohne weitern Zweck als zu einer bloßen Zeitangabe, in Uebung. Das gleichzeitige Geläute bey St. Peter ist seit mehrern Jahrzehenten eingegangen.

(301) Dieser Bestimmung — der Aufbewahrung der

trockenen und nassen Früchte — diente das sonderbar gestaltete Gebäude, welches das jetzige Alumnat ist, und „der Hof" eigentlich „der neue Hof" heißt. Auf Antistes Bullingers Anregung nämlich ward im Jahr 1538 beschlossen, die seit Anfang der Reformation bestehende Klosterschule zu Cappel (ein Seminar von acht auf Unkosten der Stadt studirender Knaben) nach Zürich in den Cappelerhof, bey weiterer Ueberlegung aber in das Abteygebäude des Frauenmünsters, „in der Aebtissin Hof", zu versetzen, und die Zahl dieser obrigkeitlichen Alumnen bis auf funfzehn zu vermehren. Der Schul- oder Zuchtherr derselben hatte anfangs seine Wohnung hinten im Kreuzgang in der jetzigen Professorwohnung; später dann wurde ihm zweckmäßiger das obere Stockwerk der Abtey, bey den Knaben selbst, angewiesen. Als in dem darauf folgenden siebenzehnten Jahrhundert mehrere bedeutende Vermächtnisse zum Besten studirender Landprediger-söhne geschahen, ward im Jahr 1636 ein zweytes Seminar von 14 — 20 Studirenden errichtet, und demselben das Früchtehaus beym Frauenmünster unter dem Namen „neuer Zuchthof" eingeräumt. So bestand denn ein gedoppeltes Alumnat, der alte Hof und der neue, jeder unter einem besondern Vorsteher, von welchen der des alten Hofes Zuchtherr, der des neuen Inspektor hieß. Der Studirenden im neuen Zuchthofe waren anfänglich sechszehn, aus welchen dann die Alumnen in den alten Hof gewählt wurden. Da jedoch die Fonds zur Unterhaltung des neuen Hofes auf die Dauer nicht hinreichten, so ward derselbe nach und nach (von 1662—1671) bis auf sechs Studirende vermindert, daher er nun der kleinere, jener aber der größere Hof hieß. Im Jahr 1687 ward, besonders bey der damals gar bedeutenden Anzahl von jungen Geistlichen, dieser neue Hof auf zehn Jahre eingestellt, und die Wohnung zwey piemontesischen Geistlichen, Exulanten, eingegeben. Im Jahr 1693 aber ward diese Anstalt gänzlich aufgehoben und die Legate zu andern Stipendien verwandt. Im Jahr 1693 diente dann das Haus dem holländischen Gesandten und im Jahr 1702 dem englischen Bot-

schafter, und nach ihm einigen zürcherischen Geistlichen zur Wohnung. Im Jahr 1710 aber beschloß der Rath, daß der Zuchtherr mit den ihm untergebenen funfzehn Alumnen aus dem alten Hof, dessen zweyter Stock, der bisherige Aufenthalt der Alumnen, nun für die neue Registratur war ausgewählt worden, in den neuen Hof hinüber ziehen soll; in welchem weit weniger günstigen Lokal das Alumnat seither geblieben.

(302) Diese Mauer, welche den Hof mit dem Amthause Frauenmünster einst verband, und nicht nur auf ältern Grundrissen, sondern noch in Bullingers Prospekten von Zürich zu sehen ist, ward erst im Jahr 1784 niedergerissen.

(303) Die Stadt endigte sich damals beym Spinnhofe, dessen hintere Seite vom See bespült wurde, und von welchem die Ringmauer dann weiter bis an die hintersten, damals ebenfalls an den See stossenden, Häuser im Kratz, und von diesen bis zum Kratzthurm sich hin zog; von welcher Mauer noch im Murerschen Prospekt von Zürich Bruchstücke zu sehen sind. Erst im Jahr 1540 ward beschlossen, daß diese Ringmauer vorn zwischen dem Stein- und Spinnhofe, und hinten beym Thurm durchbrochen, der außerhalb derselben liegende Sumpfboden ausgetrocknet und aufgefüllt und zu einem Arbeitsplatze für die Steinmetzen und Zimmerleute eingerichtet werde. Dieser Platz ward dann im Jahr 1541 in den Umfang der Stadt gezogen, mit einer Mauer eingefaßt, und an deren Ende ein halber Thurm oder sogenanntes steinernes Ravelin erbaut, an welches dann im Jahr 1583—1586 das Bauhaus (jetziges Stadthaus) angefügt, endlich im Jahr 1621 das Bollwerk am Spitz (der jetzige Baugarten) errichtet wurde.

(304) Der Aebtissin Pfisterey war das Haus Nro. 87, welches die Aebtissin im Jahr 1453 dem Pfister Ulrich von Wyl um 200 Gulden verkaufte, später aber wieder an sich zog. Dieses Ort- oder Eckhaus ward dann nach der Reformation abermals verkauft. Im Jahr 1619 besaß dasselbe Frau Polyxene, Reichsmarschallin zu Pappenheim, welcher es erlaubt ward, den Platz vor diesem ihrem Hause gegen die Ausfahrt

an dem See mit einem Mäuerchen und vorwärts mit einem Gatter in ihren Kosten zu verwahren, doch daß solcher Gatter so eingerichtet werde, daß man ihn zu Herbstzeit oder bey andern Anlässen öffnen und gebrauchen könne.

(305) Dieser Johannes Steinmar von Sulzau nebst seinem Weibe Mechtild Ostermann lebte in den Jahren 1350—1392, war Anfangs Sigrist bey der Abtey, hernach der Aebtissin Schreiber, und wohnte im Kratz, da wo jetzt der Steinhof (Nro. 83) steht. Ob sich vielleicht gar der Name Steinhof (Steinmarshof?) von diesem Besitzer ursprünglich, oder aber von den nahen Steinhütten, herleiten mag? Er erscheint in den Steuerbüchern als ein reicher Mann, wie er denn auch von seinen zahlreichen Gütern in Horgen und Höngg große Vergabungen an das Frauenmünster, und namentlich an den 1387 von ihm gestifteten heil. Dreyfaltigkeitsaltar machte, dessen erster Caplan sein Sohn Johannes Steinmar war.

(306) Dieses sogenannte „große oder Sakramenthaus", dessen zahlreiche Gemächer von vielen Parteyen bewohnt waren, und welches bey der Reformation nebst dem Vermögen der Sakramentsbruderschaft selbst (sie hieß auch elende oder fremde Bruderschaft, da bey ihr herumziehende Landfahrer, Landzüglinge, Keßler u. s. w. einverleibt waren, und existirte schon 1434) dem Almosenamt war übergeben worden, stand einzeln und ganz frey von allen Seiten hinter den Häusern an der Cappelergasse, zwischen welchen man durch das Gäßchen, welches die lange Häuserreihe trennt, zu demselben gelangte. Es ist auf dem Murerschen Prospekt von Zürich noch sichtbar, ward aber im Jahr 1585 niedergerissen, und die Steine zur Aufführung des neuen Bau- jetzigen Stadthauses und des Werkmeisterhauses neben demselben verwendet.

(307) Dieser Cappelerhof, mitten in die Ringmauer der kleinen Stadt eingefügt und daher offenbar längst erbaut, ehe dieselbe mit Mauern umgeben worden (in einer Urkunde von 1275 das Haus am Graben „domus juxta fossatum" genannt), gehörte in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts einem Burkhardt von Altorf in Uri, Chorherr bey

der Abtey, welcher dieses Haus von Hugo Maneß dem ältern und dessen drey Kindern erkauft hatte, im Jahr 1270 es durch eine förmliche Urkunde dem Kloster Cappel schenkte, im Jahr 1274 und wahrscheinlich bis an seinen Tod noch darin wohnte. In dieser Wohnung hielt das Kloster bis zur Reformation einen Schaffner. Hier war es auch, wo Abt Ulrich Trinkler, der seiner Sittenlosigkeit und Verschwendung wegen die Abtswürde niederlegen mußte, im Jahr 1511 sein Leben durch Selbstmord endigte. Die Capelle ist noch vorhanden, (jetzt in einen Keller, Capellenkeller genannt, umgewandelt) so wie auch der bedeckte Gang, der aus dem ersten Stocke über die Straße in dieselbe, wahrscheinlich auf eine Emporkirche, führte. An dem noch übrigen Theile der hölzernen Diele der Capelle findet sich das schöne in Holz geschnitzte und mit Farben gezierte Wappen sowohl des Klosters als des Abts Ulrich Wüst, der auf Abt Trinkler folgte, mit der Jahrzahl 1508. (Es verdiente sorgfältig erhalten zu werden.) Nach der Reformation ward vom Rathe im Jahr 1567 ein zweytes Amt des Klosters Cappel errichtet, und dem Amtmann, der die hiefür angewiesenen Gefälle einziehen sollte, dieser Cappelerhof zur Wohnung eingeräumt. Bey der Staatsumwälzung ward diese Stelle aufgehoben und die Wohnung an Privatpersonen vermiethet. Inzwischen diente dieselbe im Jahr 1814 den Oestreichern als Militärlazareth. Im Jahr 1808 wurde die Ringmauer nächst an dem Cappelerhofe durchbrochen, und so vom Fröschengraben her ein Eingang in den Kratz geöffnet.

(308) Dieser Baumgarten der Aebtissin wurde, nach Uebergabe der Abtey, den Zimmerleuten zu einem Arbeitsplatz angewiesen und zu diesem Zwecke mehrere Schöpfe darin aufgeführt. Er war also der jetzige Werkhof. Im Jahr 1657 wurde längs der Ringmauer ein Zeughausschopf, der Sandhof genannt, darin erbaut.

(309) So hieß dieses Thor oder Thörlein, welches nur für Fußgänger diente, von den ältesten Zeiten her unverändert bis zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, wo es all=

mählig den Namen „Katzenthörlein" erhielt. Niemals aber hieß es „Kezisthürlein", wie Werdmüller meint, indem dieses der Name eines ganz andern Nebenthores war. Es war neben dem Thurm, auf dessen linker Seite angebracht, wie auch Murers Abriß der Stadt deutlich zeigt. Schon vor Errichtung der Fortifikationen der kleinen Stadt (also schon um das Jahr 1640, nicht aber im Jahr 1659 erst, wie Bluntschli und Erni behaupten) ward dieses Thürlein zugemauert, und dagegen unter dem 1818 abgebrochenen — Wollishoferthurm selbst ein Thor für Pferde und Wagen durchgebrochen. Die Herleitung des Namens „Katzenthor", nach Bluntschli und Erni, „weil es so klein und enge gewesen, daß die Ein- und Ausgehenden wie Katzen durch ein Loch sich hatten durchwinden müssen", ist nicht nur rein erfunden, sondern noch obendrein um so ungereimter, weil dieses Thor erst seit dem Zeitpunkte diesen Namen führte, da es unter den Thurm versetzt, zu einem Durchgange für Reitende und Fahrende erweitert, und so zu einem zweyten Hauptthor der kleinen Stadt war erhoben worden. Die wahrscheinlichere Angabe, wie es zu diesem Namen kam, sehe man in Note 347.

(310) Auf der Stelle des jetzigen großen Zeughauses befand sich zuvor ein Stock von ungefähr vier und zwanzig Häusern, welche im Jahr 1469 abbrannten. Da diese Brandstätte, wie es scheint, nicht wieder aufgebaut wurde, so führte nun die Stadt im Jahr 1487 hier das große Büchsen- oder Zeughaus auf, dessen oberster Boden lange zur Aufbewahrung von Früchten diente, bis im Jahr 1554 beschlossen ward, einige Zellen im Kloster Oetenbach in Kornschütten zu verwandeln, und den Früchtevorrath aus diesem Zeughause dorthin zu versetzen.

(311) Es ist bemerkenswerth, daß, während allen andern Gassen der Stadt noch eine nähere Bezeichnung als Unterscheidungsmerkmahl beygesellt wurde, hergenommen entweder von einem darin befindlichen Hause (daher die Strehlgasse, Kruggasse, Rosengasse u. s. w.) oder von einem darin vorzugsweise getriebenen Gewerbe und Handthierung (daher die

Schmidgasse, Gerwer-, Kuttler-, Badergasse), oder von gewissen angesehenen Anwohnern derselben (daher die Glentner-, Schwenden-, Biberlisgasse), diese Straße allein keinen solchen Beynamen trägt, sondern ganz unbestimmt: „in Gassen" heißt. Der Grund, aus welchem Bluntschli diese Ausnahme von der Regel zu erklären sucht, weil nämlich hier das erste Steinpflaster möge zu suchen seyn, ist ganz unstatthaft. Denn nicht nur hat der Name „Gasse" auf das Steinpflaster gar keine Beziehung, (sie hätte dann eher Steingasse heißen müssen) sondern es trug diese Straße jenen Namen mehr als zweyhundert Jahre ehe die Gassen in Zürich gepflastert wurden, womit man bekanntlich erst im Jahr 1403 anfing. Noch im siebenzehnten Jahrhundert fehlte dem Münsterhof das Steinpflaster (s. Note 257). Bereits im Jahr 1257 kommt ein Conrad in Gassen, des Raths, vor, wahrscheinlich derselbe, der in einer Urkunde von 1231 nebst seinem Bruder Ulrich, als Conradus de Vico erscheint. Ja schon im Jahr 1220 lebten die Gebrüder Rudolf, Ulrich, Wernher, Otto und Burkhardt aus Gassen (de platea), von welchen die beyden Letzten Chorherren beym Frauenmünster, alle aber Dienstmänner (ministeriales) der Abtey und Söhne eines Rudolphus de Platea, miles, und seiner Gemahlin Adelheid, sehr angesehen und begütert waren. Ich versuche daher eine andere Erklärung aufzustellen. Auf dem Curtis d. i. der Hofstatt, auf welcher die Frauenmünsterabtey außerhalb der eigentlichen Stadt erbaut stand, siedelten sich vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert immer mehrere, theils der Abtey zugehörige, theils in ihre Hofdienste oder andere Verhältnisse mit ihr tretende oder schon darin stehende Leute an, und zwar theils zunächst um das Münster selbst in einem Halbkreise, auf des Münsters Hof, theils dann seitwärts und hinterwärts desselben in einer langen schmalen Gasse oder Strasse, bis gegen St. Peterskirche hin. So weit erstreckte sich denn auch der Kirchsprengel der Abtey, die einen eigenen Leutpriester hatte. Dieser bewohnte Bezirk der Abtey theilte sich also in den Münsterhof, und in die hinter demselben

liegende Gasse. Wer in jenem Theile desselben sich niedergelassen und seßhaft war, wurde mit dem Zunamen: „auf dem Münsterhof"; wer in diesem, mit dem Beysatze: „in Gassen" oder wie wir heut zu Tage sagen würden: in der Gasse, bezeichnet; was dann bleibender Name für diese Straße oder Stadtbezirk geworden. Man könnte zwar auch auf den Gedanken kommen, daß diese Straße die platea Sancti Petri seyn möchte, welche in einer Urkunde von 1280 vorkommt. Es ist aber unter dieser St. Petersgasse vielmehr diejenige zu verstehen, welche wir heut zu Tage die Schlüsselgasse heißen.

(312) Dieses Oerische Haus war im Jahr 1531 von seinem damaligen Besitzer Junker Jakob Krieg von Bellikon um 1000 Pfund Haller der Stadt verkauft worden, welche es dann zu einer Wohnung für den Stadtschreiber bestimmte. Es ist also die vormalige Stadtkanzley, Nro. 100.

(313) Dieses Haus, einst „zum weissen Leuen", jetzt Leuenhof genannt, war schon vor Waldmanns Zeit ein obrigkeitliches Gebäude, auf dessen mehrfachen Boden das obrigkeitliche Korn aufbewahrt wurde, daher es auch zuweilen unter dem Namen Kornhaus (d. i. Früchtehaus der Stadt) vorkommt. Auch ein Theil von Waldmanns Fruchtvorräthen ward nach seinem Tode dahin gebracht. Erst im Jahr 1693 beschloß der Rath, diesen weissen Leuenhof zu einem Zeughause für die Musketen und Schanzenwerkzeuge zu bestimmen, und die Kornschütten anderswohin zu verlegen. Das an gleicher Reihe liegende sogenannte Venetianische Zeughaus, welches zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts „das neue Haus", auch das neue Büchsenhaus hieß, erhielt jenen Namen daher, weil die Waffen, welche Venedig in seinem Bündnisse mit Zürich und Bern im Jahr 1618 zu liefern sich anheischig machte, in demselben verwahrt wurden.

(314) Zwingolf ist wirklich, laut den alten Steuerbüchern, der ursprüngliche Name des Hauses Nro. 98 in Gassen. Dieser Name bedeutet eigentlich eine schützende Vormauer, oder Vorhalle einer Burg (daher das alte Wort Zwinger). Vielleicht aber bezeichnet er hier nur den frühern Besitzer

dieses Hauses, denn auf gar viele Häuser ging der Geschlechtsname ihres Besitzers über. So z. B. heißt gerade das nebenan liegende Haus Nro. 97: „zum Bruder", weil es einst dem Dekan Burkhard Bruder, welcher von 1443—1475 Leutpriester zu St. Peter war, eigenthümlich zugehörte. Denn wie sich viele altdeutsche Namen auf „olf" endigen, z. B. Adolf, Brandolf, Egolf, Gangolf, Mechtolf, Landolf, Rudolf; so auch Zwingolf (vermuthlich mit Wingolf ein und derselbe Name). Aus diesem Namen hat zuletzt die Unkunde einen „Zwinghof" gemacht, wie jetzt das Haus benannt wird.

(315) Aus den alten Steuerbüchern ergibt sich ebenfalls, daß „Muttenthal" (nicht Utenthal) der eigentliche Name dieses Hauses, der jetzigen Trompeterwohnung Nro. 155, ist. Dort heißt es nämlich im Steuerrodel von 1408 zum ersten Mahl: „des Probsts (Brun) Haus oder das Muttenthal." Schon im Stiftungsbriefe des St. Georgen Altars und Pfrund bey St. Peter vom Jahr 1472 soll dieser Name in „Utenthal" verwandelt seyn. Das Original des Briefes habe ich jedoch nicht eingesehen. Die Veränderung ist aber aus der Aussprache, bey welcher der erste Buchstabe des Wortes von dem gleichlautenden letzten des vorhergehenden Wortes verschlungen war, [„zum Utenthal", statt: „zum Muttenthal"] leicht erklärbar. Wie übrigens dieses Haus zu dem Namen eines bekannten Thales im Canton Schwyz gekommen, darauf leitet keine Spur. Schon vor 1536 war dasselbe ein obrigkeitliches Haus geworden, und im Jahr 1573 in seinen vier Gemächern vom Stadttrompeter, Dachdecker, Zeugknecht und Hausknecht auf dem Rathhause (Rathhausknecht) bewohnt.

(316) Der St. Petersthurm hat eine Höhe von mehr als 200′ und eine Breite von 30′. Im Jahr 1428 ward er zum ersten Mahl mit Schindeln gedeckt, da er zuvor, wie alle übrigen Thürme, eine Bedachung von Hohlziegeln hatte. Die Unkosten sollen gegen 1600 Pfund betragen haben. Im Jahr 1809 ward sein Fundament gegen die Schlüsselgasse mit Quadern neu unterstützt. Die Kirche selbst ward im Jahr

1705 ganz neu aufgeführt, jedoch wieder in derselben Form, und auch in ungefähr gleicher Dimension, außer daß die Mauern um 10′ erhöhet, und nach hinten um 15′ verlängert wurden.

(317) Es ist von dem Beinhause die Rede, welches an den Thurm auf der Seite gegen den Hohenbrunnen angebaut war, und im Jahr 1677 weggeschafft worden. Auch auf der andern Seite soll sich ein Beinhaus unter der alten Sakristey befunden haben, welches beym neuen Kirchenbau im Jahr 1705 mit der Sakristey zugleich abgebrochen ward. Ein drittes Beinhaus stand oben an der Leutpriesterey, dem jetzigen Pfarrhause zu St. Peter, auf dem Kirchhofe, und ist auf dem alten Gemälde der Stadt sehr deutlich zu sehen.

(318) Die ältesten Kirchengebäude unsers Landes sind wohl unstreitig diejenigen, bey welchen Thurm und Chor Eins ist, dergleichen wir in Höngg, Schlieren, Altstetten z. B., im Wehnthale namentlich, und auch in andern Gegenden nicht wenige noch haben. Diejenigen Kirchen dagegen, welche den Thurm neben dem Chore, gemeiniglich auf der Mitternachtseite desselben haben, und wo Chor und Schiff von einerley Höhe ist, sind meistens in der letzten Hälfte des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts (in den Jahren 1460—1520) erbaut worden. Es fehlt aber auch nicht an solchen Kirchen, bey welchen der Thurm das Chor ursprünglich ebenfalls in sich schloß, das Schiff aber, da es im Laufe der Zeit baufällig oder zu klein geworden, niedergerissen, und dagegen eine ganz neue Kirche mit Chor und Schiff neben den alten Thurm gesetzt worden, wie dieß z. B. in Hohenthengen bey Kaiserstuhl, in Freyenbach am Zürichsee, und auch in Stäfa noch ersichtlich ist.

(319) Das Chorfenster gegen den Hohenbrunnen stammt aus neuester Zeit, hingegen ist dasjenige gegen die Schlüsselgasse ganz antik, und unzweifelhaft gleichen Alters mit dem Thurm selbst, daher sehr beachtenswerth. Es besteht aus mehrern nach Innen immer kleiner werdenden halbkreisförmigen von Säulen getragenen Bogen, von welchen je zwey auf jeglicher

Seite etwas von einander abgesöndert stehen, und deren ganz einfache, denjenigen beym Großmünster ähnelnde Knäufe ein hohes Alterthum andeuten.

(320) Ein Seitenstück zu dieser Vergabung Ludwigs an den Priester Gerold ist diejenige eben desselben Königes, nach welcher er im Jahr 876 dem Diakonus Luitbrand, seinem Hofcaplan, als eine Belohnung seiner Hofdienste, die Abtey Farndau (nachherige Probstey Oberhofen im würtembergischen Oberamte Göppingen) und eine dazu gehörige Capelle an der Brenz auf Zeitlebens schenkte. Beyde aber hatten eine reiche Stiftung an Liegenschaften, Zinsen, Zehnten, Weinbergen und Leibeigenen.

(321) Wenn gleich die Aebtissin beym Frauenmünster, als Zeichen ihrer Oberherrlichkeit, das Patronatsrecht über die Kirche zu St. Peter besaß, so bestand dasselbe doch nur in der Befugniß, den von der Gemeinde selbst gewählten Leutpriester mit diesem Amte zu belehnen, und ihn als solchen dem Bischof zur Bestätigung vorzustellen. Dieß ergibt sich aus einer Urkunde, worin dieses Recht aufs genaueste bezeichnet wird in den Worten: „cujus, sc. écclesiae Scti. Petri, jus patronatus *seu praesentandi rectorem aut vicarium* ad Abbatissam pertinet." Ebendaselbst wird der Aebtissin plebani collatio seu praesentatio (also nicht die Wahl selbst) zugeeignet. Daher auch Bürgermeister Brun, auf welchen mittelst Kaufes „die Eigenschaft der Kirche zu St. Peter" überging, damit kein anderes Recht erhielt, als „dieselbe Kilchen mit der Hand hinzuleihen", wie es in der Urkunde vom Jahr 1347 ausdrücklich heißt. Ganz dasselbe Verhältniß war auch ursprünglich zwischen der Leutkirche (dem Münster) zu Freyburg im Breisgau und dem Herrn oder Gebieter von Freyburg, dem Herzog von Zähringen. In der Verfassungsurkunde der Stadt vom Jahr 1120 heißt es ausdrücklich — vermuthlich als Bestätigung der Uebung aus ältester Zeit: „Der Herr wird die Kirche dem Priester geben, (leihen) welchen die Bürger gemeinsam erwählt haben." Auch die Sigristenwahl stand bey der Bürgerschaft, wie die Worte

beweisen: „Der Leutpriester darf nur einen Sigristen haben, der durch gemeinsamen Willen der Bürger genommen worden." Aber schon im folgenden Jahrhunderte eignete der Oberherr sich selbst die Wahl eines Leutpriesters zu. Denn in der abgeänderten Verfassungsurkunde vom Jahr 1275 heißt es nunmehr: „Die Kirche zu Freyburg soll der Herr verleihen, wem er will." (Nur die Sigristenwahl blieb noch der Bürgerschaft) Unsere St. Petersgemeinde war hingegen so glücklich, stets im ungekränkten Besitze dieses Rechtes zu bleiben.

(322) Als im Jahr 1270 die Aebtissin beym Frauenmünster den Kirchensatz zu St. Peter durch den Bischof von Constanz wenigstens theilweise ihrem Stifte einverleiben ließ, wodurch dasselbe einen jährlichen Zuwachs an Einkünften von wenigstens 120 Stücken gewann, erhielt der Leutpriester dafür das Plenarieramt bey der Aebtissin d. h. die Ehre, in den gewöhnlichen Prozessionen an der Seite der Aebtissin das Plenarium oder Evangelienbuch zu tragen. Ein unzureichender Ersatz für diese reelle Schädigung! Bald ward aber auch dieses allerdings mit einigen Emolumenten verbundene Plenarieramt von der Leutpriesterstelle getrennt und nach Willkühr verliehen.

(323) Wie wenig ökonomischen Vortheil Brun aus seiner Bürgermeisterwürde und Gewalt, während der 24 Jahre ihrer Bekleidung, ziehen wollte oder konnte, ergibt sich ziemlich genügend daraus, daß nicht nur seine Erben schon in Jahresfrist nach seinem Tode sich bewogen fanden, den wichtigen Kirchensatz zu St. Peter, und bald hernach auch des Verstorbenen eigenthümliches Wohnhaus im Neumarkt nebst noch mehrern andern Gütern und Grundstücken zu verkaufen, sondern daß Brun bey seinem Tode unter anderm auch eine Geldschuld von 400 Mark Silber gegen Johannes Malterer von Luzern hinterließ, welche nebst 80 Mark rückständiger Zinse im Jahr 1367 die Stadt zu bezahlen übernahm. Daher ist es auch erklärlich, wie er sich kurz vor seinem Tode genöthigt sah, um ein östreichisches Jahrgeld nachzuwerben.

(324) Diese steinerne Wendeltreppe, gemeiniglich Schnecke

genannt, wurde im Jahr 1701 gänzlich weggethan, da sie durch die im Jahr 1591 von außen bey der Sakristey angebrachte Thür in den Thurm längst überflüssig geworden war. Das Chorgewölbe selbst mit seinen Gurten ist durch die Stuckatur, womit es bey Erbauung des neuen Kirchenschiffes im Jahr 1705 überkleidet ward, gänzlich entstellt worden.

(325) Zufolge dieser Inschrift starb also Brun den 17. Herbstmonat 1360. Denn MCCCLX. XV. KAL. OCT. muß die Zahl auf derselben gelesen werden, und nicht, wie bisher geschah: MCCCLXXV. KAL. OCT. Diese richtigere Leseart wird auch urkundlich bestätigt. Denn im Jahrzeitbuch der Stift zum Großen Münster ist Brun genau unter XV. Kal. Octobris als verstorben verzeichnet. Ferner lesen wir im ältesten Stadtbuch Fol. 62b folgendes: „Herr Gottfrid von Hünaberg ist Bürg Meister Simons um des Küpfers Gut an des Bürgermeisters seligen Statt. Aktum Othmari (16. Nov.) 1360." Es ist also das Ende seines Bürgermeisterthums und das Jahr seines Todes keineswegs im Dunkeln, wie selbst neuere Geschichtschreiber meinten, sondern auf Monat und Tag genau bekannt. Hiermit erscheint nun auch die Hypothese, als ob Brun sein Bürgermeisteramt freywillig niedergelegt und die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens im Privatstande zugebracht habe, in ihrer völligen Nichtigkeit. Eine Hypothese, auf welche man darum verfiel, weil man den Umstand, daß Rüdger Maneß schon im Jahr 1361 in allen Urkunden als Bürgermeister erscheint, mit dem angeblichen Todesjahre Bruns 1375, welches man auf seinem Grabstein zu lesen glaubte, nicht anders zu vereinigen wußte. Im Jahr 1742 war übrigens diese Grabschrift noch völlig lesbar, später aber ward namentlich die Jahrzahl auf derselben immer mehr ausgetreten.

(326) Dieser Palmesel, in der Sakristey verwahrt, wurde bey der Reformation (1523) von einigen frechen Bürgern nächtlicher Weile aus der Kirche geschleppt und in den See geworfen, wofür sie mit Gefängniß und Geldstrafen belegt wurden.

(327) Dieß war der damalige Caplan des St. Catharina Altars und Frühmesser, Herr Bernhard Gyßlinger, welcher im Jahr 1501 zu dieser Pfründe gelangt war.

(328) Dieses Pfrundhaus lag zwischen der Leutpriesterey und dem Strohhof. Nach Gyßlingers im Jahr 1535 erfolgten Tode ward es dem wieder eigens erwählten Sigrist und Todtengräber (denn gleich nach der Reformation verwalteten eine Zeitlang die müssigen Caplane bey St. Peter dieses damals auf Eine Person vereinigte Amt) eingegeben, bis er seine gegenwärtige Wohnung erhielt. Er wohnte also nicht im Strohhofe selbst (wie Diakon Müller in seiner Tuba Joëlis behauptet), sondern neben demselben. Uebrigens ist dieses Frühmesserhaus jetzt mit der Leutpriesterey in Ein Haus vereinigt. Letztere war schon im Jahr 1476 bedeutend erneuert worden. Daher man noch im siebenzehnten Jahrhundert über der Thür der Stube die Worte eingegraben las: „Anno domini MCCCCLXXVI Jahr im Meigen vollbracht Herr Hans Helfenberg Leutpriester zu Sant Peter diesen Bauw."

(329) Zufolge der Kaufsurkunde von besagtem Jahre 1270 ergibt es sich also, daß das Augustinerkloster nicht früher als im siebenten Dezennium des dreyzehnten Jahrhunderts, also nicht schon im Jahr 1265, wie Bluntschli aus alten Chroniken annimmt, ist erbaut worden.

(330) Diese auf dem Helm des Chorthürmchens einst befindliche Krone wird jetzo noch im Almosenamte aufbewahrt. Sie hat eine sehr einfache Form, ist von Eisen und war im Feuer vergoldet, das Gold ist aber davon losgetrennt worden. Das Thürmchen selbst blieb bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch stehen, indem erst im Jahr 1698 beschlossen ward, dasselbe „da es weder anständig (!) noch nothwendig", abzubrechen.

(331) Es stand dieses Klosterthor da, wo jetzt das Haus zum vordern Strohhof (Nro. 246) sich befindet. Der Eingang in die Klostergebäude selbst war da, wo jetzt die Bäckerey ist, und wovon sich noch einige Spuren zeigen.

(332) Schon im Jahr 1537 wurde dieses Kloster in zwey Beamtungen getheilt, in das Almosen= und in das Hintere oder Rütiamt, und für beyde Amtleute Wohnungen daselbst eingerichtet. Im Jahr 1710 wurde die gegen den Fröschengraben sehende westliche Seite des Klostergebäudes, so weit sie von Holz war, abgebrochen bis auf das unterste gemauerte Stockwerk, dann wieder in gleicher Höhe von Stein (statt der hölzernen Ladenwände) und mit mehrern Stockwerken aufgeführt, welche beyden neugewonnenen Stockwerke zu Fruchtboden für ungefähr 4000 Mütte eingerichtet; aber auch die Seite, auf welcher die Wohngemächer des Obmanns am Almosenamt sich befinden, erhöhet und verändert. Ueberhaupt hat dieses Kloster, mehr wie kein anderes, in seinem Innern und Aeußern solche Umwandlungen erlitten, daß man seine ehemalige Gestalt und Einrichtung nicht mehr genau beschreiben kann.

(333) Dieses Chor mit seinen Nebencapellen ist jetzt die Wohnung und Werkstätte des Münzmeisters, seit im Jahr 1596 die Münze dahin ist verlegt worden. Der Eingang in dasselbe unter dem großen halbvermauerten Chorfenster ward im Jahr 1597 durchgebrochen, wie die über der Thür stehende Jahrzahl zeigt.

(334) Diese alte St. Maria Capelle, deren vorderstes halbrundes Bogenfenster vermauert ist, dient gegenwärtig dem Münzmeister zur Werkstätte. Die Schlußsteine des Gewölbes sind, namentlich die Rosette, zwar ganz geschwärzt, noch sehr wohl erhalten, weniger das Agnus Dei. Von dieser Capelle nun heißt es in einer Urkunde vom Jahr 1435: „die der Kößli gebauen", das heißt wohl nur, renovirt habe. Dieser Kößli war entweder der Conrad Kößli, Zunftmeister bey den Gerwern, der vom Jahr 1360—1420 lebte, und ein Haus in der Nähe des Klosters besaß; oder dann der reiche Hans Kößli der 1401—1417 Wirth zum Storchen und 1426 Vogt zu Zollikon war.

(335) Dieses jetzt noch vorhandene hölzerne Chorgewölbe ist allerdings sehenswerth. Man kann es auf dem Boden,

der jetzt ein Magazin für Bücherballen ist, ganz in der Nähe betrachten.

(336) Es war der Augustiner Conventbruder Heinrich Schneider, dessen die Urkunden um diese Zeit öfters erwähnen.

(337) Dieser noch sehr wohl erhaltene Grabstein mit seinen drey Wappen, wovon das mittelste das Gradnersche, ist aus dem Boden ausgehoben und in die nebenan stehende Mauer der Westseite eingesetzt worden. Eine Abbildung desselben findet sich in Müllers schweiz. Alterthümern Thl. II Nro. 12.

(338) Dieses noch jetzt in der Kirche zu Eglisau vorhandene Grabmal des Freyherrn Bernhard Gradner stand einst auf vier kleinen Säulen unter einem Gewölbe. Gegenwärtig ist der Grabstein, auf welchem das Bildniß des Ritters in seiner ganzen Rüstung und mit Ritterfahne nebst seinem Wappen (das dreyfache Wappen auf dem Grabsteine seines Bruders im Augustinerchor — siehe vorhergehende Note — ist hier in Eines vereinigt) ausgehauen ist, mit der Seitenschrift: „Hie lit begraben der edl Her Bernhard Gradner, Freyher zu Eglisauw, und die Edelfrow Veronika von Starkenberg, sin Ehegemahel. 1489" ins Chor der Kirche versetzt und mit einem hölzernen Deckel verwahrt. Er findet sich ebenfalls abgebildet in Müllers schweiz. Alterthümern Thl. I Nro. 13.

(339) In dieser ehemaligen Capelle befinden sich jetzt die Münzstöcke. Das kleine St. Jakobsbild, in sitzender Figur, auf dem Schlußsteine des Gewölbes ist noch vorhanden, wiewohl nicht ganz unverstümmelt. Der jetzige hölzerne Boden der Capelle ist um mehrere Schuhe über den ursprünglichen erhöht.

(340) Es ist dieser Kreuzgang bey den großen Bauveränderungen, welche im Jahr 1710 mit diesen Klostergebäuden vorgenommen wurden, gänzlich geschlissen worden.

(341) Dieses ist das jetzt noch so geheißene Räfental (Refectale), welches aber auch mancherley bedeutende Veränderungen erlitten hat. So ist das gewiß schöne Gewölbe durch eine angebrachte Gypsdecke, welche von einer neben die steinerne hingestellten hölzernen Säule getragen wird,

gänzlich verdeckt. Die hohen gothischen Spitzbogen der Fenster sind weggebrochen und niedrige Rundbogen an ihre Stelle gesetzt, die Theilungsstäbe, die mitten durch die Fenster liefen, herausgenommen, die schönen Glasgemälde (im Jahr 1796) an einen Liebhaber verschenkt, eine Treppe aus dem obern Gange des Almosenamtsgebäudes in dasselbe herab geführt, ferner ein Durchgang in die zum Behufe des Almosenamtes errichtete anstossende Bäckerey (1623) geöffnet, und zu gleicher Zeit, wie die Jahrzahl zeigt, auf der entgegengesetzten Seite ein feuerfestes Archivgewölbe angebracht worden.

(342) Dieses Angebäude des Klosters gehörte vormals zu der Wohnung des Amtmanns im sogenannten Hinter= oder Rütiamt, welches ihm nach der Reformation ebenfalls hier eingeräumt ward. Gegenwärtig dient dasselbe sowohl zur Canzley des Obergerichtes als zur Wohnung eines Oberschreibers selbst. Die Gemächer im Hauptgebäude sind für die Regierungscommissionen und ihre Canzleyen eingerichtet.

(343) Ueber das Leben und Ende dieses Ritters sehe man Johann von Müllers Schweizergeschichte, Buch V Cap. 3, Seite 266—294.

(344) Von diesem längst zerstörten Klostergange ist nur der zugemauerte Thürbogen unter dem Durchgange beym Thurmhause ins Hinteramt noch sichtbar. Der Haupteingang ins ehemalige Kirchenschiff ist noch unverändert, und führt in die hintere Abtheilung desselben, worin sich bis jetzt die Weintrotten des Almosenamtes befanden.

(345) Wann eigentlich dieses Haus von der Metzgerschaft zu ihrem Zunfthaus angekauft worden, konnte nicht ausgemittelt werden. Schon zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts führte es, wie die Steuerbücher zeigen, den Namen „zum Widder", und noch früher, wenigstens nicht später, mag es ein Zunfthaus geworden seyn. Denn schon im Jahr 1402 wird einer Trinkstube der Metzger erwähnt, welche um so wahrscheinlicher das Haus zum Widder war, da dasselbe im Jahr 1412 ausdrücklich als der Metzger Zunfthaus vor=

kommt. Das jetzige Gebäude soll erst im Jahr 1533 aufgeführt worden seyn, nach einer Inschrift, welche sich ehemals in der großen Zunftstube befand. Im Jahr 1678 ward, bey einer Renovation des Zunfthauses, der Saal gebaut. Im Jahr 1756 ward es abermals bedeutend ausgebessert und das unten daran stehende Haus damit vereinigt. Im Jahr 1799 verkaufte die Zunft dasselbe der Municipalität von Zürich, welche es später wieder an einen Privaten veräußerte.

(346) Dieses Schwestern- oder Beginenhaus („von Ast" genannt, weil es sich neben dem Hause befand, welches einer Frau von Ast zugehörte), welches von Bluntschli und Andern irrig in die Gegend des Katzenthores in Gassen gesetzt wird, weil sie das Katzenthor mit dem Ketzisthürlein verwechselten, befand sich also in der Augustinergasse, und war das Haus Nro. 253, jetzt „zur Harfe" genannt. Es ward nämlich, sammt dem anstossenden Garten, im Jahr 1346 von einem gewissen Matthias Urdorf, Bürger von Zürich, demselben, der an der Weggengasse wohnte (siehe Note 246), zu einem Hause für sechs arme Schwestern oder Beginen vergabet, welche Stiftung der Rath bestätigte und den Schwestern eine Ordnung oder Statuten vorschrieb. Es war, wie es scheint, hauptsächlich um diese Zeit, nämlich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, daß sich die Beginen oder willig armen Schwestern, die nach der Ordensregel des heil. Franziskus ein klösterliches Leben führten, vorzüglich in Zürich mehrten, indem sie im Jahr zuvor auch ein Haus hinter den obern Zeunen erhielten, und nicht lange vorher der Grimmenthurm einer solchen Beginengesellschaft war von Joh. Bilgri überlassen worden. Bis zur Reformation blieb auch dieses Haus mit einigen Beginen besetzt, welche nun ihres Gelübdes entledigt, das Haus aber dem obrigkeitlichen Harnascher (Harnischmacher) zur Wohnung eingegeben, im Jahr 1614 aber an einen Privaten verkauft worden.

(347) Das sogenannte Ketzisthürli war also, wie auch alle Dokumente beweisen, kein anderes, als das Thörlein in der Ringmauer an der Augustinergasse, durch welches

man auf den Fröschengraben gelangte. Es war, wie das Wollishoferthörlein (siehe Note 309), nur ein Ausgang für Fußgänger, also das zweyte Nebenpförtchen der kleinen Stadt, und in den ältesten Prospekten (Holzschnitten) von Zürich in Stumpfs und andern Chroniken, auch auf Murers Karte des Zürichgebietes, noch sichtbar. Erst im Jahr 1573 ward an seiner Statt das neue runde sehr massive (seit 1816 aber auch wieder demolirte) Bollwerk gesetzt, welches nunmehr den Namen „Augustinerthörlein" erhielt. So kam der alte Name „Ketzisthürli" nicht nur in Abgang, sondern nach und nach in solche Vergessenheit, daß man nach ungefähr hundert Jahren gar nicht mehr wußte, welches Thor mit diesem Namen war bezeichnet worden, und daher aus Unkunde (man meinte nämlich, das jetzt sogenannte Augustinerthor habe von jeher nicht anders geheißen) denselben dem Wollishoferthörlein, das man nun (1657) häufig das Thörlein beym Zeughaus nannte, beyzulegen anfing. So lesen wir schon in den Rathsmanualen von 1667: „der Zeugknecht soll die Schlüssel zum Kätzlisthörli behalten." Ferner: „der Vieh- und Schweinmarkt soll vom Münsterhof weg auf den Platz vor der Schanzenschmidten (jetzt Feldhof) vor dem Kätzisthörlein verlegt werden." Weiter: „des Kätzisthörleins Gatter soll beschlossen werden." Worauf sich dieser Name allmählig in „Katzenthörlein" und „Katzenthor" verwandelte; wie denn der Beyspiele von allmähligen Namensverwandlungen dieser Art genug vorhanden sind.

(348) Diese St. Anna Kirche oder Capelle, deren Stiftung ganz unbekannt ist, war im vierzehnten Jahrhundert bereits vorhanden, da schon in Urkunden vom Jahr 1384 eines Caplans bey St. Anna gedacht wird, dessen Pfrund, später mit der St. Stephans Pfrund vereinigt, von einem Chorherrn der Abtey Frauenmünster, welcher nahe an derselben (Nro. 392?) sein Pfrundhaus hatte, versehen worden. Sie ward nach der Reformation, nachdem der letzte Pfrundherr zu St. Anna, der Chorherr Rudolf Röschli, gestorben war, im Jahr 1529 nebst Pfrundhaus, Hofstatt, Garten, Spei-

cher und Wiesen vorüber — wo jetzt der Felsenhof steht — von der Stadt an dessen Erben um 1210 Pfund verkauft. Aber schon im Jahr 1566 kaufte der Rath, bey damals herrschender Pest, das Kirchlein wiederum, auch einen Platz dazu, zu gemeiner Stadt Handen, ließ das Kirchlein unter Bauherrn Felix Brunner, der auch seinen Wappenschild in ein Fenster daselbst setzte, wieder ausbessern, den Platz daneben zu einem neuen Begräbnißplatze oder Kirchhof zurüsten und mit einer Mauer umziehen, mit der Bestimmung, daß die Einwohner von Wiedikon, in Enge, bey den heil. drey Königen, an der Sil und vor dem Rennwegthor, welche bisher bey St. Peter zu begraben waren, nunmehr in dem neuen Kirchhof zu St. Anna sollten begraben werden. Es hatte aber dieser Kirchhof noch bey weitem nicht den jetzigen Umfang. Erst im Jahr 1612, bey abermals ausgebrochener Pest, ward von Metzger Jakob Kilchspergers sel. Erben zur Erweiterung des Kirchhofes die anstossende Matte an die Kirche zu St. Peter verkauft, und das Leichengebet jetzt in dem Kirchlein durch die Geistlichen gehalten. Im Jahr 1788, bey Aufhebung der beyden Kirchhöfe um die St. Peterskirche her, ward er nunmehr einzig für die Stadtbürger der St. Petersgemeinde bestimmt, die Leichen der in dieser Stadtgemeinde wohnenden Ansaßen und Dienstbothen aber, so wie die Glieder der äußern Silgemeinde, in den neuangelegten Kirchhöfen bey St. Jakob beerdigt. Die Gemeinden Wiedikon, Enge und Leimbach hatten bereits eigene Begräbnißplätze errichtet. Daneben wurde diese St. Anna Kirche von Zeit zu Zeit zum Gottesdienste gebraucht. So ist z. B. in ihr vom Jahr 1623 an eine geraume Zeit den vertriebenen Veltlinern italienisch gepredigt; so wie auch, sowohl während der Reparatur der St. Peterskirche im Jahr 1661 für die Petrinische, als auch während derjenigen der Frauenmünsterkirche im Jahr 1713 und 1714 für die Frauenmünstergemeine, der sonntägliche Gottesdienst in ihr gehalten worden. Ihre neueste Bestimmung endlich (seit 1806) zum Gottesdienste für die in hier ansäßigen Katholiken ist bekannt.

(349) Diese St. Stephanskirche, welche keineswegs mit der St. Annakirche eine und dieselbe war, ist gegenwärtig in ihren Hauptmauern noch vorhanden. Nachdem sie nämlich zur Zeit der Reformation völlig war ausgeräumt und verschlossen worden, und von 1524—1528 leer stand, beschloß der Rath, gleichwie die meisten andern Capellen, so auch diese nieder zu reißen. Es ward jedoch nur der Thurm abgebrochen, die Kirche selbst hingegen von einem Bürger (höchstwahrscheinlich vom Zunftmeister Laurenz Zureich, der noch im Jahr 1554 daselbst wohnte) angekauft, um ein Stockwerk erhöhet und in ein Wohnhaus verwandelt. Es ist dieses das Haus Nro. 397, in welchem sich jetzo noch Reste von Täfelwerk oder der Rückwand von Kirchenstühlen vorfinden. Die voranstehenden beyden Häuser Nro. 395 und 396 sind erst später angebaut worden.

(350) Die St. Peterskirche kommt schon im Jahr 944 als eine mit reichen Zehnten begabte Pfarrkirche vor. In den ältesten Urkunden aber, in welchen der St. Stephanskirche Meldung geschieht, findet man auch der St. Peterskirche erwähnt. Z. B. in einem alten Zinsrodel der Abtey ohne Datum, aber höchstwahrscheinlich aus dem zwölften oder gar eilften Jahrhundert, über die liegenden Gründe und Zinsgülten, die zu dem damals der Abtey Frauenmünster zuständigen St. Peters Hof (ad curtim Sancti Petri) gehörten, wird der Mühle bey St. Stephan gedacht. Die älteste bekannte mit einem Datum versehene Urkunde ist diejenige vom Jahr 1221, über einen Tausch, welchen die St. Peterskirche mit der St. Stephanskirche durch ihre beydseitigen Leutpriester (Otto, plebanus Sti. Stephani und Conradus plebanus Sti. Petri) um gewisse Güter traf. Es bestanden also beyde Kirchen unabhängig von einander. Wann aber St. Stephan aufgehört eine Leut- oder Pfarrkirche zu seyn, und die Leutpriesterey derselben wahrscheinlich mit derjenigen der Abtey vereinigt worden, ist nicht bekannt. Es geschah vermuthlich um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, denn im Jahr 1253 findet sich ein Rudolf Schwarz als Canonicus Abba-

tiae et rector ecclesiae Sti. Stephani, der Name Plebanus aber kommt schon nicht mehr vor. Im Jahr 1277 ward auch, nach damaliger Sitte, ein Streit zwischen der Chorherrenstift zur Probstey und einigen Bauern von Oerlikon durch eine Rathscommission gütlich vertragen (ausgeglichen) „zu St. Stephan in der Vorstadt Zürich."

(351) Bullinger ist, so viel man weiß, der erste (ihm folgte dann Silberysen in seiner 1576 geschriebenen Chronik), welcher behauptet, daß diese Kirche erst seit jener an St. Stephans Tag 1351 bey Tätweil vorgefallenen Schlacht und zu ihrem Gedächtnisse sey St. Stephanskirche genannt worden, da sie zuvor St. Cyriakskirche geheißen. Was aber offenbar ganz unrichtig, da sie, wie die vorhergehende Note zeigt, schon weit früher, ja seit den ältesten Zeiten, diesen und gar keinen andern Namen in den Urkunden trägt, wiewohl auch Ludwig Edlibach in seiner Chronik von „der alten Pfarr Cyriaki, jetzt zu St. Steffan genannt" redet. Ja noch auffallender ist, daß eine St. Cyriakskirche überhaupt in gar keiner bis jetzt bekannten Urkunde vorkommt. Wie läßt sich dieses Dunkel anders aufhellen, dieser anscheinende Widerspruch anders lösen als durch die Annahme, daß in den alleraltesten Zeiten in dieser Gegend wirklich eine St. Cyriakscapelle gestanden, deren Name aber, nachdem sie schon frühe abgegangen, im Laufe der Zeiten aus Unkunde auf die St. Stephanskirche übergetragen, und so diese mit jener verwechselt worden sey. Nun ergibt sich aus einem ins dreyzehnte oder zwölfte Jahrhundert hinaufreichenden Fragmente alter Frauenmünsterschriften die Existenz einer der Abtey zugehörenden Cäpelle, den Märtyrern Johann und Paul gewiedmet, deren Tag im Kalender auf den 26 Junius fällt, und deren laut den Statuten der Abtey vom Jahr 1444 und 1499 an St. Theoduls Fest in officio publico (im Hochamte) ausdrücklich gedacht werden mußte. In jenem Fragmente nämlich, welches anzeigt, wohin die Prozessionen der Abtey in der sogenannten Kreuz= oder Bittwoche an jedem Tage geschehen sollen, heißt es: „Am Montag geschieht die Prozeß

(processio) nach St. Stephan und nach der Capelle der heil. Märterer Johannis und Pauli." Daß diese beyden Capellen gar nahe bey einander müssen gestanden haben, ergibt sich aus dem, was der Augustiner-Chorherr Martin von Bartenstein in seiner handschriftlichen Legende vom Leben und Ende St. Felix und Regula schreibt. Seine Worte sind: „Nach alter Leute Meinung litten die sel. Märterer diese große Marter vor der Ringmauer der Stadt Zürich, als da ist auf einem Rain, da nun steht ein Kilchen, die man nennt St. Stephan, etwan da hieß es zu St. Paulen." Sollten wir nun annehmen dürfen, daß diese St. Johannis und Pauli Capelle auch zugleich dem heil. Cyriakus geweiht war (dessen Reliquien sich, nach Angabe einer Urkunde von 1170, im Fronaltar des Frauenmünsters befanden), wie leicht konnte es geschehen, daß man, nachdem von der längst abgegangenen St. Joh. und Pauli oder St. Cyriaks Capelle nur noch der Name übrig geblieben, anfing denselben irriger Weise der dort einzig noch bestehenden St. Stephanskirche beyzulegen, und so beyde für Eine und dieselbe Capelle zu halten. Gerade wie in späterer und in neuester Zeit aus denselben Ursachen die St. Annakirche mit der St. Stephanskirche ist verwechselt worden, wie z. B. von David von Moos in seinem hist. kirchl. polit. Kalender Thl. III S. 294, und auch von Erni, welcher S. 290 schreibt: „St. Anna, vor Zeiten St. Cyriak oder St. Stephanskirch genannt, mit ihrem Kirchhof."

(352) Ob das kleine im Ausgelände des Glockenhauses eingeschlossene Häuschen, und zwar der untere sehr alterthümliche, jetzt zu einem Holzbehälter dienende Raum desselben, in welchen man auch von oben durch eine Fallthür gelangt, dieses Beinhaus gewesen, wie man vermuthet, oder ob jenes Häuschen nicht vielmehr die Wohnung einer Klosnerin (Klausnerin, einsiedlerisch lebenden Beginenschwester) war, welche von 1460 — 1469 dort hinter St. Stephanskirche wohnte, und deren Besitzung, welche vorn an die Straße und an Peter Füßlis Gießhütte stieß, eben dieser Füßli im Jahr 1501 an sich kaufte, bleibt unausgemittelt.

(353) Dieser vormalige Kirchhof macht jetzt einen Theil des großen zum Glockenhause gehörigen Gartens aus.

(354) Der Thalacker machte ursprünglich einen Theil des sehr ausgedehnten Curtis oder Meyerhofes Wiedikon aus, welchen der Ritter Jakob Müllner von den Herren von Schnabelburg, deren Dienstmann er gewesen war, zu Lehen hatte. Er erstreckte sich von den Bleichen am See, (die er vielleicht anfänglich auch noch umfaßte) bis an die Sil und an das Gut Bonzisbüel, und westlich von St. Stephan bis zum Kloster Seldnau, und begriff sowohl Wiesen als Aecker, auch Rebgelände in sich. Im Jahr 1259 verkaufte der Ritter Müllner denselben an das Kloster Seldnau. Im Jahr 1525 kam er hierauf, mit allen Besitzungen des aufgehobenen Seldnauerklosters, an den Spital. Er ward für 1500 Gulden geschätzt; eine nach dem damaligen Geldwerthe sehr hohe Summe. Bey Anlegung der Fortifikationen um die kleine Stadt im Jahr 1648 büßte der Spital zwölf Juchart Acker davon ein. Nun ward von der 1661 erbauten Silpforte her eine neue sehr breite Strasse in diagonaler Richtung durch denselben gegen das Wollishofer Thor geführt, und in der Mitte derselben ein gevierter oder sogenannten Rautenplatz für gemeine Stadt ausgemessen und in allen vier Ecken der Straße 40 Schuh breit und weit gemacht; wohin dann an der einen Ecke die Herren Ziegler im Jahr 1683 ein neues Gebäude (den Pelikan), neben dem schon im Jahr 1673 270 Schuh langen großen Magazin (jetzt die Caserne), erbauten; und im Jahr 1692 Herr Scheuchzer das Thalegg aufführte. Erst um diese Zeit ward die Seitenstraße vom Augustinerthor her bis in die Hauptstrasse des Thalackers fortgeführt und im Jahr 1779 erst völlig gepflastert. Seit 1724 werden durch das Wasserwerk im Thurm am Schanzengraben einige Privatbrunnen im Thalacker mit Wasser versehen; und seit ein Paar Jahren sind nun auch zwey öffentliche Brunnen, nämlich mitten auf jenem viereckigten Platze, und auf dem Neuen Markte beym Garten des Neuenhofes, errichtet.

(355) Diese Bleichen, von denen die der Stadt näher

gelegenen, die innern; die entfernter liegenden, die äußern hießen, und links am Wege nach der Enge hinaus lagen (daher jetzo noch der Name „innerer und äußerer Bleicherweg"), die auch auf dem Merianischen Prospekt von Zürich vollständig zu sehen sind, kommen als „Wiesen, die Bleichenen genannt", schon in Urkunden vom Jahr 1298 und als zinspflichtig dem Kloster Seldnau vor.

(356) Diese dicht an der nach der Enge führenden Strasse liegende heil. drey Könige Capelle, deren schon in Urkunden vom Jahr 1361 Erwähnung geschieht, und die man in dem Holzschnitte die Stadt Zürich vorstellend bey Stumpf, vornämlich aber auf dem alten Gemälde von Zürich genau abgebildet findet, gehörte ebenfalls dem Frauenmünster zu, hatte aber keinen eigenen Caplan. Bey der Reformation ward sie zwar ebenfalls geschlossen und ihr geringes Capellengut, dessen jährliche Zinse sich kaum auf 25 Pfund beliefen, zu welchem auch das Ausgelände um die Capelle, nebst den Nußbäumen und Weidenstöcken gehörten, dem Almosenamt übergeben, das Gebäude selbst jedoch nicht abgebrochen, sondern durch vielfachen Anbau und mehrere Stockwerke zu einem Wohnhause umgewandelt, so daß gegenwärtig mehrere Haushaltungen, und vorn eine Schlosserwerkstätte sich in diesem Gebäude befinden, welches mit Nro. 16, 17 und 18 bezeichnet ist.

(357) Dieß ist die jetzt sogenannte Brandschenke. Ein Name, der, eben wie derjenige so vieler Häuser und Güter, von einem der frühesten Besitzer dieses Gutes herrührt, welcher Johannes Brenntschenk hieß, und um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte.

(358) Wie es scheint, durften die Siechenhäuser nicht innerhalb des Friedkreises oder der sogenannten mit Kreuzsteinen bezeichneten Bannmeile der Stadt angelegt werden. Daher liegt auch das zweyte Siechenhaus (das zu St. Moritzen an der Spanweid) in so weiter Entfernung von der Stadt, weil auf der andern Seite der Limmat die Bannmeile sich so weit gegen Wipkingen und Oerlikon hinab erstreckte, deren

Kreuzmarche dicht am Eingange in den mit einer Mauer eingefaßten Hof jenes Hauses sich einst befand.

(359) Die Stiftung dieses Hauses reicht bis ins zwölfte Jahrhundert hinauf, wo, als Folge der damaligen Kreuzzüge und des Aussatzes, welchen die aus dem Morgenlande Heimkehrenden nach Hause brachten, solche Absönderungs- und Pflegehäuser für die Aussätzigen (Sondersiechen genannt) überall Bedürfniß, und daher auch in der Nähe beynahe einer jeden kleinern oder größern Stadt errichtet wurden. Von wem diese Stiftung herrühre, ist unbekannt; wahrscheinlich von der Stadt selbst. Denn daß sie „durch eine unter dem Namen barmherziger Schwestern entstandene Gesellschaft zürcherischer Frauenspersonen errichtet worden, welche ihr verdienstliches Werk in freywilliger Verpflegung der leidenden Menschheit suchten" (Erni S. 292), ist eine bloße von dem Geiste späterer Zeiten entlehnte Vermuthung, die alles historischen Fundamentes ermangelt. Das Siechenhaus und die angefügte Capelle, mit der St. Peterskirche, in deren Parochie sie gehörten, der Frauenmünsterabtey kirchlich untergeordnet, ward erst im Jahr 1221 von der St. Peters Pfarre getrennt, und erhielt von der Aebtissin einen eigenen Caplan, welcher zugleich den Gottesdienst in der Abteykirche mit besorgen mußte, indem er einer der acht Caplane derselben war, auch ein eigenes Pfrundhaus (Nro. 37) auf dem Münsterhofe besaß. — Das außen am Chor des Kirchleins befindlich gewesene Bild des Schutzheiligen der Capelle, Jakobus des jüngern, der stets in Pilgerkleidung vorgestellt wird, und dessen die Erzählung gedenkt, ist noch auf ältern Abbildungen des Kirchleins (z. B. von J. Melchior Füßli) sichtbar; so wie auch neben dem Chor ein Beinhaus angebaut war. Beydes ward bey der Reparatur des Kirchleins im Jahr 1765, wo dasselbe auch sein jetziges Thürmchen erhielt, beseitigt. — Schon im fünfzehnten Jahrhundert wurden nur solche Sondersieche (unheilbare Kranke) in dieses Haus aufgenommen, welche sich aus ihrem Vermögen eine Pfrund darin kaufen konnten. Nach den Zeiten der Reformation ward es ein Pfrundhaus einzig für

dürftige oder alternde Personen, für welche dasselbe nun seit einem halben Jahrhunderte eine ganz unentgeldliche Pfleganstalt ist.

(360) Dieses Frauenkloster, von welchem sich einzig auf dem alten Gemälde der Stadt Zürich eine etwelche, nur aus der Ferne genommene Abbildung findet, lag in der Gegend an der Sil, welche eben von daher jetzt noch „am Sellnau" heißt, und zwar in der großen Wiese, vor welcher sich der der Stadt zugehörige Bauholzschopf befindet. Der Stiftungsbrief des Klosters ist, wenigstens noch in einem Vidimus, im Spitalarchiv vorhanden, und ist vom VII Kalend. Dec. (26 Nov.) 1256 datirt. Ganz unrichtig ist daher die Angabe bey Bluntschli, daß dasselbe von einigen Edeln von Basserstorf im Jahr 1178 sey gestiftet worden. Nach der Reformation wurden, bey Aufhebung des Klosters, dessen sehr beträchtliche Liegenschaften und Zinsgülten dem Spital zugetheilt, die Klostergebäude selbst aber allmählig abgebrochen, bis auf ein Paar, welche zur Pestzeit im Jahr 1611 zu einem Lazareth für arme mit der Pest behaftete Einheimische und Fremde, sodann überhaupt zur Verpflegung epidemischer Kranken, später (von 1650—1670) auch zur Beherbergung fremder durchziehender Bettler eingerichtet wurden. Auch wurden im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert die aus Schwaben, Frankreich und Piemont vertriebenen oder hieher sich flüchtenden armen Glaubensgenossen daselbst untergebracht und verpflegt. Im Jahr 1767 brannte das letzte Gebäude noch großentheils ab und ward nun vollends niedergerissen, so daß jetzo von dem ganzen Kloster auch nicht die geringste Spur mehr übrig ist.

(361) Dieses ist die wahre Bedeutung des Namens „Seldenau." Denn das altdeutsche Wort Seld, Selden oder Seldon bedeutet Glück, Heil, Lust, Wonne. So heißt es in den Liedern der Minnesänger oft: „die Frow, die seldenreiche" d. i. wonnereiche, wonnigliche. Dasselbe Wort findet sich auch noch in alten Ortsnamen unsers Landes, z. B. in Seldenbüren, Walaseldon (Wallisellen), Brittiseldon (Brüttisellen). Uebrigens fand sich im dreyzehnten Jahr-

hundert in der Markgrafschaft Baden auch ein Frauenkloster, welches Selden, und ein dem Markgraf Rudolf von Baden zugehöriges Schloß, welches Seldenow hieß.

(362) Diese Füßlische Gießhütte reicht bis über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf. Der Geschlechtsname der Füßlin aber rührt um so weniger von ihrer Kunst her, (wie sollte auch das deutsche Wort „Füßli" vom lateinischen fusor, Giesser, herkommen, wie Einige zu diesem Behuf vermuthen wollen, da das lateinische Wort nicht einmal auf Glockeninschriften u. s. w. gebräuchlich war, sondern vielmehr campanator, im gemeinen Leben aber man nur das deutsche „Gloggner" kannte, welches daher zu einem Geschlechtsnamen geworden) weil schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein (Ulrich) Füßli in Zürich wohnte, der kein Glockengiesser war. Doch scheinen Einige dieses Namens sich dieser Kunst schon frühe zugewendet zu haben. So findet sich in den ältesten Steuerbüchern der Stadt, vom Jahr 1370, verzeichnet: „Der Glockengiesser von Feldkirch und Füßli, sein Knecht." Er wohnte auf der großen Hofstatt, wo jetzt das Haus zum Mühlerad und Schwarzgarten, und wo auch im Jahr 1400 Albrecht Gloggner wohnte (ob wohl dieser der eben erwähnte Glockengiesser von Feldkirch selbst war?). Im Jahr 1422 erscheint dann in den alten Dokumenten als Zeuge: Johannes Bartholome, genannt Füßli, als Glockengiesser, der im innern Rennweg, allernächst beym Trottbaum wohnte (wahrscheinlich Nro. 293), und im Hintergebäude seine Giesserey hatte, der auch seinen Handel mit dem damaligen Leutpriester zu St. Peter, Hans Güttinger, vor Rath klagte. (Siehe Raths- und Richtbücher von 1427 und Geschichte der Pfarrkirche zu St. Peter S. 357 und 358.) Dieser war es, der um das Jahr 1430 den Platz oder das Gut bey St. Stephan, wenigstens einen Theil desselben, von Starkhans Metzger, dem Eigenthümer, kaufte, und hier eine Gießhütte errichtete, welche von da an stets das Eigenthum der durch vier Jahrhunderte herab in dieser Kunst berühmten Füßlischen Familie blieb.

(363) In diesem wohlgelegenen Wirthshause außer dem Hauptthore der kleinen Stadt, an der Straße nach Baden und dem Albis, nahm im Jahr 1518 der päbstliche Ablaßverkäufer, Bernhardin Samson, seine Herberge, da ihm vom Rath der Eintritt in die Stadt selbst war verweigert worden. Hier war es auch, wo Zwingli im Jahr 1529, nachdem er Abends in aller Stille sich aus der Stadt begeben hatte, übernachtete, um von da in der Frühe des folgenden Morgens die Reise nach Marburg, die ein Geheimniß hatte bleiben müssen, mit seinen Gefährten anzutreten. Dieses Haus (Nro. 408) jetzt noch „zum Ochsen" genannt, war ein Wirthshaus noch bis in die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Erst im Jahr 1685 ward von den Herren von Orell, den damaligen Besitzern des Hauses, die Tavernengerechtigkeit, mit obrigkeitlicher Bewilligung, an einen Conrad Morf verkauft; doch durfte sie nicht außer die Fortifikationen gezogen werden.

(364) Diese Mühle (Nro. 400), jetzo noch „zum Stein" genannt, (wiewohl auch die nebenstehende Mühle früher eben diesen Namen führte) war schon im vierzehnten Jahrhundert ein Erblehen der Frauenmünsterabtey, indem der Freyherr Walther von Klingen sie seiner Tochter Anastasia von Hohenklingen, der nachherigen Aebtissin, als Lehenseigenthum schenkte; im Jahr 1460 aber war sie der Abtey auf einer Gant neuerdings anheim gefallen.

(365) Diese der Stadt zuständige Ziegelhütte, (die jetzige bey der Spitalscheuer am Seldnau ward erst im Jahr 1652 von der Obrigkeit errichtet) welche an einen obrigkeitlichen Ziegler verpachtet war, der seine Wohnung im Rennweg nahe am Thor, im Hause „zum Ziegel" (Nro. 373), hatte, lag gleich außer dem Rennwegthor, da ungefähr, wo jetzo das Haus Nro. 378 mit seinen Umgebungen und Ausgelände sich befindet. Ihr gegenüber war vermuthlich damals schon eine Schmiede, welche aber im Jahr 1523 an einen Wagner verkauft wurde, und von da an, wie es scheint, wieder einging; bis im Jahr 1618 einem Schmid Suter erlaubt ward aus

einer daselbst stehenden und von ihm eingetauschten Scheuer wieder eine Behausung und Schmiede zu machen. Daher noch jetzt die Benennung der hier befindlichen Häuser: Schmidte und Schmidtenhaus. Auch der Bezirk des jetzigen alten Seidenhofes war damals noch bloße Wiese, die dem reichen Bürger Hans Reig zugehörte. Erst im Jahr 1592 ward von den Gebrüdern David und Heinrich Werdmüller (Söhnen von Beat Werdmüller, welcher — ein Bruderssohn von demjenigen Werdmüller, der in der Erzählung vorkommt — auf der untern Werdmühle saß, geb. 1517, gest. 1574), die auch den jetzigen Wollenhof gemeinsam erbauten, das Gebäude des Seidenhofes aufgeführt, und der Garten nebst der übrigen Umgebung eingerichtet.

(366) Man sehe hierüber das sogenannte „Hardbuch", worin es heißt: „Der Hirtendienst (im Hard) wird jährlich acht Tage vor der Herren Faßnacht auf dem Graben vor oder unter dem Rennwegthor verliehen." — Ueberhaupt hatten die Bürger in den ältern und ältesten Zeiten, weil die Viehzucht ein Hauptnahrungszweig war, mehrere Allmenden oder Gemeindweiden für die verschiedenen Arten ihres Viehes rings um die Stadt her, als eben das Hard, den Kräuel und den Schützenplatz auf der Seite der kleinen Stadt; und um die größere Stadt her das Ried ob der Spanweid, den Geißberg und die Weiden vom Oberdorfthor bis hinaus an die Burghalde und nach Trichtenhausen.

(367) „Am Spitz" hieß es da, wo der äußere Graben der kleinen Stadt gegen den See sich endigte, da also, wo jetzt, oben am Tiefenhof, die eben daher also genannten Spitzschöpfe nebst dem erst zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts (1621) aufgeführten Bollwerk am Spitz, auf welchem der sogenannte Baugarten, sich befinden. Hier waren damals eine Menge von Gärten, worunter mehrere der Abtey gehörten, so wie eine Reihe von Bleicher- und Fischerhäusern, welche dicht am See lagen, und wo auch die innern Bleichen anfingen.

(368) Von dieser oben an dem nach der Werdmühle füh-

renden Fußweg gestandenen Trülle hat eben das Haus Nro. 376 seinen Namen.

(369) Von diesem untersten Thurm an der Ringmauer, der Oetenbachthurm genannt, ward der obere baufällige Theil schon im Jahr 1772 abgebrochen, und im Jahr 1813 die beyden weit vorspringenden, hochgewölbte Bogen bildenden Strebepfeiler, unter welchen der die Mühlen treibende Silkanal durchlief, ebenfalls niedergerissen, und längs diesem Kanal unten am Oetenbacher Wall, St. Beaten Rain genannt, ein Fußweg angelegt. Der Bogen unter dem Thurm selbst ward schon längst zu einem Holzschopf benutzt. Im sechszehnten Jahrhundert und wahrscheinlich schon früher, standen an diesem Walle, vom Rennwegthor bis an das Bollwerk unten an dessen Ende gegen die Limmat, Eschenbäume, welche im Jahr 1637 auf Befehl des Rathes umgehauen werden mußten.

(370) Man sehe die Note 3.

(371) Das Rennwegthor war im Jahr 1504, wie das Neumarkt-, Niederdorf-, Linden- und Oberdorfthor, nur ein einfacher Durchgang unter einem Thurm, der Rennwegthurm genannt, mit einem kleinen Vorwerke. Erst sechszehn Jahre später (1520) sandte der Rath seine Bauherren nach Mayland, die Thürme des dortigen Schlosses zu besichtigen, um, nach ihrer Form, auch hier am Rennweg ein Thor nebst rundem Bollwerk zu bauen. Im Jahr 1521 den 24. April, zwischen zwölf und ein Uhr, ward vom damaligen Bürgermeister, Herr Felix Schmid (der im Haus „zum Steg" bey der untern Brücke Nro. 190 wohnte) der erste Stein dazu gelegt, (die Jahrzahl 1521 findet sich wirklich inwendig am Thor eingehauen) und im Jahr 1524 das Ganze vollendet. Der Kostenbetrag stieg auf 16,400 Pfund. Außen an der sehr schön gewölbten, eben so tiefen als hohen und weiten Rotunde (jetzt dem Zeugamte dienend) ward ein großes steinernes Crucifix zum Troste der Missethäter, welche durch dieses Thor zum Tode geführt wurden, eingefügt, bald hernach aber, bey eingetretener Reformation, wieder beseitigt und an seine Stelle das Standeswappen gesetzt, welches im Jahr 1798 wie überall,

so auch hier, ausgetilgt wurde. Die Einfassung des Ganzen ist noch sichtbar. Im Jahr 1675 ließen die vor dem Thor, bey den Werdmühlen und an der Sil wohnenden Bürger auf den neuen Rennwegthurm ein Glöcklein von 54 Pfund setzen, welches ihnen das Morgen-, Mittag- und Abend-, so wie besonders das Kirchengeläute bey St. Peter, anzeigen sollte, das sie nur mit Mühe hörten. Im Jahr 1789 wurde die hölzerne Brücke außer dem Thor mit einer steinernen, mit starkem Gewölbe versehenen, vertauscht, unter welchem nun das Wasser des Fröschengrabens mit starkem Falle gegen die Werdmühlen hinab läuft.

(372) Der berühmte Geschichtschreiber Aegidius Tschudi behauptet in seiner Chronik Thl. I S. 158 ausdrücklich, und beweist es mit Gründen, daß das Turnierbuch von Rixner, welches auch mehrere Turniere aufzählt, die im zwölften Jahrhundert in Zürich seyen gehalten worden, ganz erdichtet sey. Und noch viel ausführlicher verbreitet er sich hierüber in einem Schreiben an Niklaus Briefer, Dekan zu St. Peter in Basel, vom 4 December 1541 (abgedruckt im Schw. Geschichtsforscher Bd. II Heft 3 S. 419).

(373) Offenbar gab der Name „Rennweg" zu der Meinung Anlaß, als ob in dieser Strasse einst Turnierspiele wären gehalten worden. Aber dieser Name findet sich nicht nur auch in andern Städten, z. B. in Wien, Würzburg u. s. w., sondern selbst an einigen Orten auf unserer Landschaft sogar, wo durchaus an kein dort statt gefundenes Turnier gedacht werden kann. So hat es nicht nur in Wülflingen eine Renngasse, bey Bubikon einen Rennweg, (wiewohl man meinen könnte, daß dort von den Grafen, hier von den Ordensrittern möchte Turnier gehalten worden seyn, aber ohne Grund) sondern es hat auch eine „der Rennweg" genannte Strasse oder Weg in der Gemeinde Horgen, Herrliberg, Hirzel und Weislingen. Es ist also dieses ein Name, der offenbar nicht auf irgend eine historische Begebenheit hindeutet, vielmehr die besondere Beschaffenheit des Weges selbst bezeichnen sollte, so wie man auch gewisse Wagen und Fahr-

zeuge hatte, die man Rennwagen und Rennschiffe nannte, um die Leichtigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegung dadurch auszudrücken. Man lasse sich auch durch die eigene Beschaffenheit unsers Rennweges, zu Folge welcher die eine der langen Häuserreihe so hoch über der gegenüber befindlichen steht, und gleichsam eine gemauerte Brustlehne vor sich hat, nicht täuschen, als ob dieß alles mit Vorbedacht für die Zuschauer eben bey jenen Turnierspielen wäre angelegt und aufgeführt worden, was wohl ganz unabsichtlich entstand und in der Folge der Zeit nach und nach diese Gestalt gewann. Ohne Zweifel, was schon die Bauart der alten schmalen und hohen Häuser zeigt, ward ursprünglich zuerst die Reihe von Wohnungen unten an der Halde des Hofes (die Häuser auf dem Rain) angelegt und allmählig verlängert. Unterhalb derselben auf einem ebnern Plan lief die Straße nach der Sil fort, an welcher dann später (vermuthlich im zwölften Jahrhunderte; denn schon 1221 finden wir einen B. am Rennweg als Zeugen in einer Urkunde) auch eine Reihe von Häusern, jener gegenüber, entstand. Sey es, um die Straße zu erweitern, oder um die Häuser auf dem Rain selbst zu sichern, oder aus beyden Gründen zugleich, ward dann, unbekannt zu welcher Zeit, etwa nach dem Brande des Rennweges 1313, vielleicht auch weit später und erst bey Bepflasterung der Straße, dieser Rain abgestochen, und eine Mauer als schützende Brustwehr vor der höchsten Wölbung desselben aufgeführt, welche nach und nach erhöhet und verschönert wurde.

(374) Solche Sodbrunnen waren in der kleinen Stadt eben im Rennweg vor dem wilden Mann und auf St. Peters Hofstatt; in der großen Stadt aber beym Egli und beym Konstanzerhaus auf Dorf, beym Reh im Neumarkt, im Niederdorf der Schwesterbrunn oben am jetzigen Heringplätzlein, im Rindermarkt und an andern Orten mehr.

(375) Der ganze Kostenbetrag dieses im Jahr 1430 errichteten ersten Röhrenbrunnens in unsrer Stadt belief sich auf 1,317 Pfund 15 Schilling damaligen Geldes, woran aber die Nachbaren 400 Pfund bezahlen mußten.

(376) Es ist der jetzige Garten, der zu dem vormaligen Amthaus am Oetenbach gehört und beynahe die ganze Länge der Oetenbachergasse einnimmt.

(377) Dieses Thor, durch welches der Oetenbacherhof von dieser Seite verschlossen werden konnte, stand noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und ist auf der zu Bluntschlis Merkwürdigkeiten gehörigen Vorstellung vom Kloster Oetenbach noch sichtbar.

(378) Dieses Kloster hatte seinen eigenen Gastmeister, Pfister, Müller, Weber, Weinschenk und Gärtner, welche, mit Ausnahme des Müllers und Pfisters, wahrscheinlich alle auf dem Klosterhofe wohnten. Der Müller saß auf der unten an der Stadtmauer gelegenen Klostermühle, der sogenannten niedern Werdmühle; der Pfister saß im vierzehnten und Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in dem dem Kloster gehörigen Pfisterhaus am Rennweg, am Eck der neuen (jetzt Küttel=) Gasse. Im Jahr 1450 hatten die Priorin und der Convent ihr Pfisterhaus am Linggis= (jetzt Kämbel=) Gäßlein am Münsterhof. In dem Gasthofe des Klosters, welcher im Hofe selbst noch mit einer eigenen Mauer umschlossen war, wohnte der sogenannte Gastmeister, vielleicht auch Schaffner. Nach der Reformation war, noch bis ins Jahr 1533 und später, eine der im Kloster zurück gebliebenen Nonnen Schaffnerin, auch Kornschreiberin genannt, die unter dem geordneten Pfleger oder Amtmann stand, der seine Wohnung auf dem Hofe haben mußte, dem daher das Gasthaus eingeräumt wurde, welches also das ehemalige Amthaus ist. Das gegenwärtige Gebäude aber wurde erst im Jahr 1605 aufgeführt, und später dann eine (jetzt wieder beseitigte) Uhr auf dasselbe gesetzt. Welcher der übrigen Klosterbeamten in dem jetzigen Krankenhause am Oetenbach wohnte, ist nicht bekannt. Denn die Verordnung vom 15 Jenner 1525, nach welcher dieses Haus seine neue Bestimmung erhielt, lautet nur so: „Als vormalen den Verordneten auch befohlen ist, den armen blatteráchtigen Leuten um eine Herberg zu schauen, darin man sie arznen möchte, haben sie die Frauen am Oetenbach darum ersucht,

welche sich gutwillig erzeigt, und sich freundlich begeben, in solchem meinen Herren zu willfahren. Und ist darauf in dem Haus auf dem Hof angesehen, dieselben armen Leute zu arznen, solcher Gestalt daß die Frauen aus dem Kloster alle Tag einem armen Menschen, dieweil er in der Arzney und Krankheit liegt, Speis geben sollen wie einer Conventfrauen, ob er so viel brauchen mag. — Und haben die Frauen im Oetenbach verwilligt eine Jungfrau (Magd), die solchen armen Leuten pflege, wüsche, wasche, Speis und Trank aus dem Kloster trage und alles was ihnen nothwendig ist, thue."

(379) Das alte Kloster stand am sogenannten Hornegg, beym Ausflusse des Riesbaches in den See. Daher diese Stelle in den Karten noch mit dem Namen: „Alt-Oetenbach" bezeichnet wird, indem eben dieser von Wytikon herab kommende Bach, von welchem ein Kanal, unter dem Namen „Mühlebach", nach der Stadelhofer Mühle geleitet wird, einst den Namen Oedenbach führte. So heißt es z. B. in einer Urkunde der Aebtissin Elisabeth beym Frauenmünster vom Jahr 1276: „Der Runz des Oedenbaches, der zu unsrer Mühle (in Stadelhofen, die Eigenthum der Aebtissin war) fleußt." Und Wernher Steiner in seiner Chronik schreibt: „Ao. 1508, Sonntag nach Laurentii in der Nacht um die zehnte Stunde kam ein wundergroß Wetter über die Stadt Zürich, und bey Wytikon ob der Stadt geschah ein Wolkenbruch, der gab so viel Wasser, daß der Bach, Oetenbach genannt, so groß war, daß er über den hohen Steg aus lief."

(380) Die Nonnen mußten von den Reben „gelegen bey dem Bach Oedenbach", die sie bald nach Errichtung ihres Klosters, mit Bewilligung der Stift zur Probstey, von einem Bürger von Zürich erkauft hatten, der Stift jährlich einen Mütt Kernen und den Zehnten geben und sich überdieß im Jahr 1243 noch verpflichten, auf diesen Grund keine Kirche, Bethaus, Kirchhofgarten noch anders zu bauen, das dem Zehnten Schaden bringen möchte. Dann wurde ihnen nicht nur von den durch sie selbst urbar gemachten Neugrüten, sondern auch von ihren Gärten, Baumgärten,

Fischenzen, Viehweiden u. s. w. der Zehnten von der Stift gefordert, wogegen sie im Jahr 1252, als gegen eine Verletzung ihrer Privilegien, beym Pabst klagend einkamen. Endlich mußten sie im Jahr 1260 zum Ersatz der Opfer, welche die Kirchgenossen der Stift ihrem Kloster etwa darbrachten, vier Mark Silber an das Stift entrichten, zu Erkaufung eines jährlich zwey Mütt Kernen ertragenden Gutes. Und gleichwohl sollte der Leutpriester der Stift seine Untergebenen nöthigen dürfen, die schuldigen und gewohnten Opfer in die Stiftskirche zu bringen. Solche eigennützige Plackereyen mußten ihnen freylich, auch abgesehen von den Kriegsgefahren, den längern Aufenthalt am Seefeld verleiden.

(381) Der Vertrag vom 13 Juni 1292, welchen der Rath mit den Nonnen am Oetenbach der Ringmauer wegen aufrichtete, ist nicht unbeachtenswerth. Die Nonnen mußten nämlich, diesem Vertrage zufolge, die Ringmauer in ihren Unkosten machen „von der alten Mauer bis in den Spitz" (also bis an die äußerste Ecke des Silbühels, der damals und sogar bis ins Jahr 1764, wo das jetzige Waisenhaus darin aufgeführt wurde, bloßer Wiesengrund war, später die Kornamtswiese genannt. In diese Ecke war im Jahr 1532 das sogenannte Steinbollwerk, die halbrunde Bastion erbaut worden, welche jetzt, mit einer Bedachung versehen und zu einem Gebäude eingerichtet, vom Waisenhause als Wasch- und Badhaus und Holzbehälter benutzt wird). Die Mauer mußte zwey Klafter hoch und mit Zinnen versehen seyn; auch mußte ein Weg zwischen der Mauer und dem Kloster durchgehen für das Bedürfniß der Bürger zu Kriegszeiten. Ein Gemach auf die Ringmauer oder bis an dieselbe zu bauen, ward ihnen erlaubt, nur mußte der Weg unter demselben hindurch frey bleiben, doch ward ihnen vergönnt, diesen Weg mit einem Thor (welches jetzt noch vorhanden und in den sogenannten Schellenhof führt) zu verschliessen.

(382) Von daher heißt auch der auf der Stelle jenes vormaligen Klosters erbaute Spital in Bern noch jetzt **die Insel**, oder der Insel-Spital.

(383) Dieß ist wirklich keine bloße Sage, sondern es bestätigt sich durch eine schriftliche Urkunde vom Jahr 1310, laut welcher der Dominikanermönch Bruder Egmont von Straßburg vom General des Ordens den Auftrag erhielt, die Nonnen dieses Klosters auf sechszig zu beschränken, folglich dieselben bis auf diese Zahl herabsinken zu lassen. Aber noch im Jahr 1327 waren, laut Urkunden, dreyßig und mehr Ordensschwestern über jene festgesetzte Zahl vorhanden. In der zweyten Hälfte des darauf folgenden fünfzehnten Jahrhunderts waren ihrer zwischen dreyßig und vierzig, und eben so auch im Anfange des sechszehnten und zur Zeit der Reformation, wiewohl ein gleichzeitiges altes Manuscript besagt, daß damals ob sechszig Klosterfrauen und zwölf Layenschwestern sich darin befunden.

(384) Aeltere Personen werden sich dieses Einganges noch wohl erinnern, welcher von außen in den Kreuzgang hinab führte, und durch welchen ein großer Theil der die Kirche am Oetenbach Besuchenden gewöhnlich seinen Weg in dieselbe nahm. Daher auch für diese Kirchgänger ein jetzt noch vorhandener Opferstock zu Gunsten der Waisenkinder in diesem Kreuzgange errichtet war, mit einer über demselben angebrachten Aufschrift in Reimversen, welche zu Almosen einlud. Als aber im Jahr 1772 die ganze Vorderseite, welche die jetzige Wohnung des Zuchthausverwalters ausmacht, neu aufgeführt wurde, ward dieser Eingang verschlossen.

(385) Es hat nämlich dieser Kreuzgang eine Länge von 116′ auf jeglicher Seite, die Gänge selbst sind 12′ breit, und das von ihm eingeschlossene Quadrat, der Kreuzgarten, hält 12,000 Quadratschuhe. Der jetzt in diesem Kreuzgarten befindliche tiefe Sodbrunn existirte damals noch nicht. Erst im Jahr 1505 ward den Klosterfrauen bewilligt, denselben auf ihre Unkosten aus der Aa oder Limmat machen zu lassen.

(386) Diese Wappen an der Decke des Kreuzganges sind leider! durch die schwarzgraue Farbe, womit die Decke überall übertüncht worden, ausgelöscht, so daß kaum noch die ausgeschnitzten Schildchen sichtbar sind.

(387) Diese Jahrzahlen sind jetzo noch in den mit den feinsten gothischen Verzierungen geschmückten Feldern über zwey Eingängen in den Kreuzgarten zu lesen. Das Feld über einem dritten Eingange, worin die älteste Jahrzahl (1470) enthalten war, ist hingegen weggebrochen.

(388) Es ist derjenige Flügel dieses weitläufigen Klostergebäudes, wo seit 1566 ein Amtmann am Kornamt (ehemals Kornmeister genannt) seine Wohnung hat, dessen Arbeitszimmer und Nebengemach ohne allen Zweifel die Stube und Kammer der Priorin waren. Diese Wohngemächer der Priorin wurden, wie die über der Thür unter einer benedizirenden Hand befindliche Jahrzahl andeutet, im Jahr 1521 neu ausgeziert mit einem Täferwerk, in welchem, nach Gewohnheit damaliger Zeit, allerley Zierrathen und Figuren mit launigen Reimsprüchen auf vielfach verschlungenen Spruchbändern geschnitzt sind. Die jetzige Wohnstube mag ihrer ganzen Lage nach das ehemalige Sprachzimmer, und der hinten angefügte Nebenbau die Klosterküche gewesen seyn.

(389) Wirklich ergibt sich aus den Rathsprotokollen vom Jahr 1504, daß der Vater unsers Werdmüllers, Hans Werdmüller, mit den Nonnen am Oetenbach wegen gewisser Verpflichtungen, welche diesen gegen denselben als Inhaber ihrer Klostermühle oblag, einen Prozeß führte, welcher wenige Monate zuvor (Montag nach Ulrichs Tag) zu Gunsten Werdmüllers vom Rath war entschieden worden.

(390) Dieses Capitelhaus war vermuthlich der dem Kornamt zuständige, jetzt sogenannte Oelkeller. Die beyden hohen, gothisch geschweiften Fenster sind von oben mehr als zur Hälfte vermauert. Der rings an der Decke herumlaufende mit Blumen, Laubwerk und Wappen bemahlte Kranz, so wie derjenige Theil desselben, welcher mitten durch die Decke läuft, und in dessen Mittelpunkt die Marterwerkzeuge Christi künstlich ausgeschnitzt sind, hat die Farben noch großentheils lebendig erhalten. In diesem Gemache war in der zweyten Hälfte des sechszehnten und Anfangs des siebenzehnten Jahrhunderts, gleich wie auch im Augustinerkloster, eine Fechtschule gehalten worden.

(391) Dieses ehemalige Gemach, in welchem neben einer bemahlten und mit Sternen besetzten Nische oder Blende für ein Heiligenbild der Eingang der Nonnen ins Chor noch sichtbar ist, und aus welchem eine Thür in den Hofraum führt, ist gegenwärtig ein Keller, der Gruftkeller genannt. Woher ihm dieser Name gekommen, ist nicht klar, da hier keine sogenannte Kruft (crypta) oder unterirdische Capelle (deren auch in keinen alten Urkunden dieses Klosters gedacht wird), sondern höchstwahrscheinlich die Sakristey war, welche nirgends anderswo sich findet.

(392) Der mittlere Altar, vor dem in seinem obersten Theile jetzo noch sichtbaren Chorbogen, wurde zu gleicher Zeit mit dem Hochaltar selbst, nämlich den 19 September 1317 vom Constanzischen Generalvikar geweiht, und zwar zu Ehren Johannes des Evangelisten; der Altar auf rechter Seite beym Eingang ins Chor, zu Ehren Johannes des Täufers; der Altar endlich auf linker Seite, zu Ehren der Marterwerkzeuge Christi. Im Ganzen waren in diesem Kloster, laut einem alten Manuscripte, acht Altäre.

(393) Diese auf die Mauer gemahlten Apostelbilder waren zum Theil noch sichtbar bis ins Jahr 1803, da der Chor (die sogenannte alte Kirche), welcher nebst der Kirche von 1798—1802 zu einem Lazareth des französischen Militärs gedient hatte, wieder hergestellt und frisch übertüncht wurde.

(394) Diese vorn zu beyden Seiten des Chores gleich unter der Bedachung eingemauerten offenen Töpfe sind, großentheils unversehrt, noch jetzo vorhanden. Sie bilden auf jeder Seite zwey Reihen in dieser Form:

◑ ◑ ◑ ◑ ◑ ◑ ◑
◑ ◑ ◑ ◑ ◑ ◑

Auf rechter Seite enthält die obere Reihe zwanzig, die untere sechszehn Töpfe, auf linker Seite die obere achtzehn, die untere vierzehn. Höchstwahrscheinlich sind aber hier, bey Anbringung einer Treppe, auf jeder Reihe zwey Töpfe weggekommen, indem vermuthlich jede Seite ursprünglich eine gleiche Anzahl derselben enthielt. Die Bestimmung dieser inwendig rein glasirten Töpfe mit einer 4—5 Zoll im Durchmesser

haltenden Oeffnung ist übrigens immer noch ein Räthsel. Es sind über dieselbe mehrere Vermuthungen geäußert worden, von denen aber keine zum Ziele zu treffen scheint. Einige z. B. glaubten, diese Töpfe haben dienen sollen, die Resonanz beym gesungenen Hochamt oder beym Chorgesange der Nonnen zu verstärken. Aber warum finden sich solche Töpfe denn in keiner andern Klosterkirche als nur in dieser? Auch hatte ein Chorgesang von einer so großen Anzahl Nonnen wie hier, welche bis auf neunzig angestiegen war, doch wohl gerade am wenigsten nöthig, noch durch künstliche Resonanzmittel verstärkt zu werden. Und wo lesen wir denn überhaupt, daß die Mönchsorden darauf ausgingen, ihrem Chorgesange eine vorzüglich starke Resonanz zu geben? Andere legten dieser Erscheinung architektonische Zwecke unter, indem sie jene Töpfe bestimmt glaubten, die Masse der Seitenwände zu verringern, und auf diese Weise die Schwere und den Druck der Mauern zu mindern. Aber warum waren dann die Töpfe nicht der ganzen Mauer entlang zu beyden Seiten; warum nur vorn angebracht worden, gerade da, wo die beyden Nebencapellen sich zu jeglicher Seite an den Chor anschliessen, mit ihrer Bedachung bis an das Chordach hinaufreichen, und so dessen Mauern hinreichend stützen? — Was aber jene Hypothesen vollends widerlegt, ist der Umstand, daß sich ähnliche Töpfe noch in einer Kirche finden, auf welche keine jener Vermuthungen paßt, nämlich in der uralten Kirche zu Oberkirch bey Frauenfeld (aber, so viel mir bis jetzt bekannt geworden, auch nur in dieser), welche die alte Pfarrkirche der Stadt selbst und der Gegend bis jenseits der Thur war. Hier sind, ebenfalls im Chor, zu allen drey Seiten solche Töpfe befindlich, nur sind dieselben kleiner und ganz anders vertheilt. An der Vorderseite des Chores nämlich finden sich nur vier, und zwar auf beyden Enden, zwey oben und zwey in der Mitte, so daß sie die Endpunkte eines regelmäßigen Viereckes bilden. An der Südseite sind nur ein Paar Töpfe in der Mitte unregelmäßig neben einander gereiht. Gegenüber endlich an der Nordseite findet sich, gleichfalls in

der Mitte, eine ganze Gruppe von neun oder mehr Töpfen dicht beysammen. Möchte, wer noch andere Kirchen kennt, worin dergleichen Töpfe sich finden, uns Kunde davon ertheilen! Möchte besonders irgend ein Kenner des kirchlichen Alterthums uns über ihre Bestimmung sichern Aufschluß geben können!

(395) Diese Chorstühle wurden, nachdem bey der Reformation auch diese Klosterkirche gänzlich war ausgeräumt worden, gleich denen der Augustiner- und Barfüsserkirche im Jahr 1527 in die St. Peterskirche versetzt, die Wände damit zu bekleiden; und zwar auf beyden Seiten, von unten bis an die obern Kirchenthüren hinauf; so wie dagegen oberhalb dieser Thüren und zu beyden Seiten neben der Kanzel die Augustiner-, zu hinterst aber die Barfüsser-Chorstühle gesetzt wurden. Sie sind großentheils noch vorhanden, namentlich jener Stuhl mit der Jahrzahl 1492, dessen die Erzählung erwähnt, obgleich die St. Peterskirche, wie bekannt, im Jahr 1706 bedeutend ist erweitert worden.

(396) Auch Zwingli in seiner Schrift, die Bilder betreffend, betitelt: „Antwort an Valentin Compar, 4. Zürich 1525", gedenkt, da wo er vom Abthun der Bilder in Zürich spricht, scherzend dieses Wunderbildes und des Vorgebens der Nonnen, daß es nach jeder Veränderung wieder an seinen alten Ort von selbst zurück kehre; und setzt dann hinzu: „Aber jetzt da es zwar die Riemen galt [als es mit Wegschaffung desselben Ernst ward], ist es nicht wieder dargestanden."

(397) Diese Capelle, welche übrigens schon vor 1462 existirte, wurde im Jahr 1769 in eine obrigkeitliche Korndarre umgewandelt, die Bedachung erhöht, das Gewölbe im Innern weggebrochen, jene beyden Schlußsteine aber an der Aussenseite der Capelle, gegen den Hof des Klosters oder jetzigen Kornamtes, eingesetzt.

(398) Dieser Graf Wernher von Homburg war wahrscheinlich Sohn von Graf Ludwig von Homburg, der sich mit Gräfin Elisabeth von Rapperschweil vermählt hatte und daher Rapperschweil besaß, aber 1289 vor Bern starb. Nachdem

sich die Gräfin Elisabeth hierauf 1296 an Graf Rudolf von Habsburg vermählt, übergab sie ihrem Sohne Wernher aus erster Ehe, dem Grafen von Homburg, als eigenthümliche Herrschaft Alt=Rapperschweil, die March und das Weggithal. Er starb im Jahr 1321 und hinterließ einen einzigen Sohn, mit welchem das gräfliche Geschlecht erlosch. Es mag also die Frau Cäcilia von Homburg, welche von 1315—1338 Priorin im Kloster am Oedenbach war, seine Base, oder gar Muhme gewesen, und durch ihren Antrieb jene Capelle vielleicht wenige Jahre vor seinem Tode von ihm gestiftet worden seyn.

(399) Diese sehr schöne, und noch sehr wohl erhaltene Capelle (außer daß ihre hohen Fenster großentheils vermauert sind) hat eine Höhe von ungefähr 24′ und eine Länge von 30 Schuh, und dient jetzt zu einem Salpeterbehältniß.

(400) Auch das alte ursprüngliche Wappen des hiesigen Spitals war eine solche segnende Hand vor einem Kreuze. Weit später erst ward Statt dessen das gedoppelte Kreuz als Spitalwappen angenommen, mit der Taube über demselben, welche letztere aber in der Folge weggelassen worden.

(401) Nachdem, etwa zehn Jahre nach der Reformation, das Kloster auch von den letzten noch übrigen Nonnen verlassen war, lag dasselbe sammt der Kirche leer und öde, und es dauerte länger als ein Jahrhundert, bis die letztere wieder zu Gottesdienstlichem Gebrauche eingerichtet wurde. Im Jahr 1541 war dem Bauherrn oder Baumeister, wie er damals hieß, der geräumige Chor (den man jetzt unrichtig die alte Kirche nennt), wozu er ihm dienlich seyn möchte, eingegeben, welchen er sofort zu einem Vorrathshaus für Schwefel und Salpeter ordnete. Im Jahr 1554 wurden die Kornboden, die bisher auf dem Zeughause gewesen waren, in dieses Kloster verlegt, und zu diesem Ende eine Anzahl von Zellen weggebrochen. Im Jahr 1660 wahrscheinlich wurde der Chor selbst zu Kornboden unterschlagen und der große Kornamtskeller unter demselben ausgegraben, auch der Salpetervorrath aus der Kirche in die Capelle geschafft, worin er sich gegenwärtig

befindet, weil der Rath kurz zuvor (1655) beschlossen hatte, das Schiff der Kirche, wenigstens einen Theil desselben wieder herzustellen zum Gottesdienste für das Waisenhaus, welches, auf Andringen der Geistlichkeit, im Jahr 1637 in diesem Kloster war errichtet, und damit zugleich — unter eben demselben Aufseher „dem Waislinvater" — eine Zuchtanstalt für herumschweifende Bettler, Müßiggänger u. s. w., später auch für geringere Verbrecher war verbunden worden. Welche beyden Anstalten sich in die weitläufigen Gemächer des Klosters also theilten, daß die Glieder der erstern Anstalt das Erdgeschoß des nördlichen, die der letztern das des westlichen Flügels inne hatten; (die Wohngemächer der Priorin sammt dem ganzen östlichen Flügel waren, wie schon erwähnt (Note 388), dem Kornmeister eingegeben worden) bis die Waisenkinder im Jahr 1699 aus den feuchten und düstern Gemächern am Kreuzgange in das obere Stockwerk versetzt, im Jahr 1771 endlich, nach Aufführung des neuen Waisenhauses in der anstossenden Kornamtswiese, diesen Klostergebäuden ganz entnommen, und diese hierauf ausschliessend zu einer Gefängniß- und Strafanstalt benutzt wurden. — Ob die Kirche, deren Chor und Schiff (nach Art der Dominikanernonnenkirchen, man sehe die Kirche zu Töß!) bis hinten an den jetzt noch aus der Mauer hervorstehenden Strebepfeiler in Einer Linie fortlief, so daß sie überall nur eine Breite von 38′ hatte, schon im Jahr 1660, oder gar noch früher, oder endlich 1703 ist verändert, der Chorbogen mit Mauerwerk ausgefüllt, das Schiff auf 12′ bis zu seiner gegenwärtigen Breite erweitert worden, ist ungewiß; die erste Angabe aber die wahrscheinlichste. Mehr als fünfzig Jahre hindurch ward, wie es scheint, der Gottesdienst ohne Geläute gehalten, indem bey der Reformation die Chorglocke auch aus diesem Kloster war weggenommen und vermuthlich eingeschmolzen worden. Erst zu Ende des Jahres 1709 beschloß der Rath, vermuthlich auf dringende Vorstellungen der Nachbaren, daß in das Thürmlein wieder eine proportionirte Glocke möge gehängt werden, doch ohne Kosten der Obrigkeit, welche allein die Reparatur des

Thürmleins besorgte, und das noch immer auf demselben befindliche vergoldete Kreuz bey dieser Gelegenheit herunter nehmen ließ. Es ward nun in eben diesem Jahre die jetzige Glocke von fünf Centnern, deren Kosten auf 300 Gulden stieg, dahin gehängt, und am Neujahrstage 1710 zum ersten Mahle zum Gottesdienste geläutet. Die Kirche selbst erlitt im vorigen Jahrhundert mehrere Veränderungen und Erweiterungen. Im Jahr 1703 ward eine Emporkirche gebaut; im Jahr 1768 wurden auf einem Seitengange des Klosters über dem Kreuzgange den Zuchthausgefangenen Plätze zum Anhören der Predigt eingerichtet, und vergitterte Oeffnungen in der Mauer der Kirche angebracht. Die Hauptverbesserung aber geschah im Jahr 1776, wo die ganze Seitenmauer neu aufgeführt, auch das Kanzelchörlein in den alten Chor hinein gebaut wurde.

(402) Es ist jetzo nur noch die Hälfte dieser Linden übrig, so sehr sind sie durch Absterben, Entwurzelung durch Sturmwinde oder vorsätzliche Fällungen vermindert worden. Im Jahr 1560 standen, nach Conrad Geßner, auch zwey Lerchenbäume auf dem Hof. Im Jahr 1785 ward auf der hintern Seite des Lindenhofes die Statue Wilhelm Tells, dessen Verfertiger ein gewisser Schäfeler gewesen seyn soll, errichtet. Aber während der Revolution verschwand in der Nacht des 30 Wintermonats 1800 plötzlich das Standbild, das, wie Spuren vermuthen liessen, in Trümmer zerschlagen wurde; nur das Fußgestell blieb zurück, welches gegenwärtig noch, aber umsonst, auf die Rückkehr des Entschwundenen harrt.

(403) Diese Tätschhäuslein, schon auf dem alten Gemälde der Stadt sichtbar, sind jetzo noch zum Gebrauche der Bogenschützen vorhanden.

(404) So hieß man damals die runden Tische.

(405) Die Sitte, daß auf der Züricher Kirchweihe Schiffe von beyden Seeufern kamen, und von der Stadt feyerlich bewillkommt wurden, dauerte auch nach der Reformation fort bis ins Jahr 1566, da ein Theil der obern Brücke unter der Last der Zuschauer einbrach und mehrere Personen ertranken.

(406) Auch später noch, ja durch das ganze sechszehnte Jahrhundert herab, war der Lindenhof der Ort, wo von und für die Bürger öffentliche Tafel gehalten wurde. So wurden z. B. im Jahr 1526 (25 August) die Schützen von St. Gallen, welche, der erhaltenen Einladung entsprechend, mit Vadian, ihrem Bürgermeister an der Spitze, auf ein Schießen nach Zürich gekommen waren und etliche Tage da verweilten, von Bürgermeister und Räthen und allen Zünften von dem Schießplatze auf den Lindenhof zu einem freundlichen Nachtessen geführt, welchem bey 700 Personen von jedem Stand und Alter, auch die vornehmsten Geistlichen, Zwingli, Leo Jud, Pellikan, Mykonius und der Abt von Cappel beywohnten. Nach dem Essen schlossen sich auch die übrigen Bürger der Gesellschaft an, welche nun, 1600 abgezählter Personen stark, unter Vortritt der Musik noch einen Umzug um die Stadt hielt. Ein Gleiches geschah im Jahr 1530 den Gesandten von Straßburg, welche, von ihren Ammeistern aufgeführt, in Zürich erschienen, und auf dem Lindenhofe von den Zünften öffentlich bewirthet wurden. Im Jahr 1537 machte der Rath der Bürgerschaft ein Geschenk mit zwey im Silwalde und drey im Stadtgraben erlegten Hirschen, welche nun (19 August) auf dem Lindenhofe an 106 Tischen, jeder zu 14 Gedecken, verspeist wurden. Auf gleiche Veranlassung ward daselbst im Jahr 1558 (14 August) eine ähnliche Mahlzeit gehalten, indem ein von Hans Pfenninger aus Stäfa auf einem Freyschiessen zu Weinfelden als beste Gabe gewonnener, und von ihm dem Rath zum Geschenk überreichter Ochse, von diesem der Bürgerschaft überlassen und noch drey Hirschen beygegeben wurden. Im Jahr 1591 (26 Juni) hielt der Bürgermeister Großmann die gesammte Bürgerschaft, welche ihm, nach damaliger Sitte, zwey große goldene Becher als Badschenke nach Baden übersandt hatte, dafür auf dem Lindenhofe zu Gaste. Zu einer solchen gemeinsamen und öffentlichen Fröhlichkeit hatte, zwanzig Jahre früher, die mehr als Frühlingswärme Veranlassung gegeben, welche den Neujahrstag 1568 auszeichnete. Daher an diesem Tage (denn

damals wurde noch nicht der zweyte Tag des Jahres, sondern der Neujahrstag selbst mit Mahlzeiten auf den Zünften und anderswo gefeyert) die Bürger unter kriegerischer Musik von allen Zünften auf den Lindenhof zogen und da ihren Abendtrunk hielten.

(407) Was für, mehr noch als kindische, Ceremonien die Schüler mit solchem Palmesel treiben mußten, davon finden wir eine Beschreibung im Leben Johannes Keßlers, Bürgers und Reformators zu St. Gallen, von J. J. Bernet. (8. St. Gallen 1826, S. 18—20).

(408) Diese eiteln Processionen wurden gleich zu Anfange der Reformation, schon im Jahr 1524, gänzlich aufgehoben. Der Letzte, der (9 May 1524) auf dem Hof predigte, war der Commenthur Schmid von Küßnach.

(409) Es ist dieses das jetzige Pfleghaus zu St. Moritzen an der Spanweid, welches zwar jetzt nicht mehr vom Lindenhofe aus gesehen werden kann, da das seither erbaute Waisenhaus dasselbe nunmehr dem Auge entzieht. Die Existenz dieses zweyten Siechenhauses bey unserer Stadt reicht nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf, indem man vor dem Jahr 1400 keinerley Spur desselben findet, auch nicht in solchen Urkunden, worin seiner gewiß würde erwähnt seyn, wäre es damals schon vorhanden gewesen. Die Angabe, (Memorial der Gemeindsverwaltung von Zürich an die helvet. Regierung, 1801. S. 187) daß dieses Haus, laut den Urbarien, schon Ao. 1264 Zinse bezogen, Lehentraktate errichtet und Käufe um liegende Gründe geschlossen habe, beruht auf einem Irrthum. Die Urkunden von jenem und der nächstfolgenden Jahre, welche das Pflegamt besitzt, sind nämlich Urkunden des Klosters im Ofenn, dessen Gefälle bey seiner Aufhebung zur Zeit der Reformation diesem Hause waren einverleibt worden. Auch hatte die daneben erbaute, dem heil. Maurizius geweihte Capelle, deren Bauart schon auf ein späteres Jahrhundert hinweist, erst nach dem Jahre 1470 einen eigenen Caplan erhalten. Die im Chor der Capelle noch vorhandene, in Stein gehauene Inschrift auf den Chorherrn

beym Frauenmünster, Stephan Meyer, einen ganz vorzüglichen Gutthäter des Hauses mittelst wiederholter reicher Vermächtnisse (welche Inschrift auch Bluntschli in seine Mem. Tig. S. 424 aufgenommen hat, die aber der Verfasser des Mercurius helveticus, D. J. J. Wagner, ungeachtet aller Mühe, nicht richtig zu entziffern wußte, siehe Von Moos polit. hist. kirchl. Kalender, Thl. III, S. 204) heißt zu deutsch: „Die Jahrzeit Stephan Meyers, Chorherrn zur Abtey, soll zu jeglicher Fronfasten begangen werden, wie das Jahrzeit- (Todten-) Buch klar besagt. 1496."

(410) Diese Erzählung weicht in chronologischer Hinsicht von der gewöhnlichen Darstellung ab, da sie diese Belagerung Zürichs in eben demselben Jahr vor sich gehen läßt, in welchem das Treffen bey Winterthur vorfiel, nämlich im Jahr 1292, während dieselbe allgemein in das Jahr 1298, von Tschudi sogar in den April 1299, gesetzt wird. Ein Beweis, daß die Geschichtschreiber kein sicheres historisches Datum haben, da der Barfüssermönch Joh. Vitoduranus, der nur vierzig Jahre später seine Chronik schrieb, das Jahr nicht ausdrücklich angibt. Es streitet aber die gewöhnliche Angabe nicht nur mit dem Berichte ausländischer Geschichtschreiber, sondern auch mit dem ganzen Laufe der Begebenheiten. Denn vom April bis September 1298 hielt sich Albrecht wegen seiner Wahl, Krönung und Schlacht wider Kaiser Adolph am Rhein auf; im Oktober unterwarf sich Zürich ihm als Kaiser, und erhielt von ihm die Bestätigung seiner Freyheiten; im folgenden Jahr aber war er bereits wieder in seinen Erblanden. Nimmt man dagegen das Jahr 1292 als das Jahr an, in welches die Belagerung fiel, so greifen die Begebenheiten aufs natürlichste in einander, und man bedarf keiner gezwungenen Hypothesen, um sich heraus zu helfen. Auch der große Kenner des Mittelalters, Hr. Joh. Heinrich Schinz (Verfasser der Geschichte der Handelschaft der Stadt und Landschaft Zürich), verwirft die gewöhnliche Annahme als ganz unstatthaft, und glaubt dieselbe nur dadurch

veranlaßt, daß Vitoduranus jene Belagerung erst nach der Königswahl Albrechts erzählt, ohne daß sie darum auch wirklich nach derselben erst vorgefallen seyn müsse.

(411) Diese Benennungen damaliger Kleidungsstücke sind uns nicht mehr ganz verständlich, so wenig als die heutzutägigen es nach 300 Jahren unsern Nachkommen seyn werden. Von der Kleidertracht selbst aber können wir uns mittelst Zeichnungen und Gemälden aus jener Zeit, die uns das Costum getreu darstellen, und dergleichen es noch hin und wieder gibt, eine ziemlich deutliche Vorstellung machen.

(412) Dieses wird durch den im May 1747 auf dem Lindenhofe ausgegrabenen, jetzt auf der Stadtbibliothek aufbewahrten, römischen Grabstein zum Theil bestätigt.

(413) Schipf, Schipfe, Schüpfen — altdeutsches Wort für Landungsplatz der Schiffe, wo die Schiffe an oder aufs Land stossen, von „schupfen" d. h. stossen, an- aufstossen. Die Schipfe war also in ältester Zeit wahrscheinlich der Platz, wo die Schiffe der Limmat anlegten und wieder vom Gestade abfuhren, da auf der gegenüber stehenden Seite der mehrern Stadt die Häuser wohl auch unterhalb wie oberhalb der Brücke dicht ans Wasser gebaut waren.

(414) Da ungefähr, wo jetzt das steinerne Häuschen steht, welches dem Maschinenwerk dient, wodurch, mittelst eines Rades unten in der Limmat, das Wasser des auf dem Lindenhofe befindlichen laufenden Brunnens aus einem Sod bey 115 Schuh herauf getrieben wird. Dieses künstliche Brunnenwerk ward von dem Ingenieur Georg Werdmüller (demselben, nach dessen Plan auch die Fortifikationen unsrer Stadt sind angelegt worden) entworfen, und in den Jahren 1666—1668 zu Stande gebracht.

(415) Siehe Note 157.

(416) Der mit dem Hause zur Schuhmachern (Nro. 316) verbundene ehemalige Thurm, einst dem Geschlecht der Bilgeri zuständig.

(417) Jetzt unter dem Namen „Brunnenthurm" (Nro. 209) bekannt.

(418) Der Thurm beym großen Erker (Nro. 210), wie er jetzt heißt.

(419) Jetzt wird sie die Römergasse genannt von dem daran befindlichen Hause (Nro. 227), welches den Namen „zum Römer" führt. Das Haus Nro. 235 unten an dieser Gasse, welches bis ins zweyte Stockwerk von gewaltigen, rohen und unbehauenen Feldsteinen nach der ältesten Bauart (wie auch oben an der Gasse das Haus „zur Winde" Nro. 224) aufgeführt, in seiner Gestalt einem Thurme gleicht, so wie es auch diesen Namen trägt, muß unter die ältesten Häuser der Stadt gerechnet werden, und scheint einer der Grenzthürme des Castrums gewesen zu seyn. Castrum scheinen übrigens im achten und neunten Jahrhundert vorzüglich diejenigen Ortschaften genannt worden zu seyn, welche früher von den Römern gegründet oder doch befestigt worden waren.

(420) So stand am untern Ende des Castrum, am Wasser der Glentnerthurm; am nördlichen Eingange, vom Niederdorf her der Göldli- jetzt Wellenbergthurm; am östlichen Eingange, vom Neumarkt her, der Bilgerithurm am Bach und der Grimmenthurm; auf der Höhe der Escher- jetzt Brunnenthurm; am südlichen Eingange vom Münster her der Manessen- jetzt Thurm zum großen Erker, vielleicht auch „die Winde"; und dann wiederum am Wasser, wie unten der Glentnerthurm, so oben der Thurm neben der Zimmerleuten, (siehe die vorhergehende Note) der ursprünglichst am Wasser mag gestanden haben, gleichwie der Glentnerthurm. Man muß sich überhaupt die weit später erst angelegten und in der Folge immer erweiterten Landvesten hier ganz hinweg denken.

(421) Ein Curtis oder Hof, zuweilen auch Villa genannt (daher der Bauer, Bebauer des Ganzen oder eines Theiles Villicus hieß), über welchen ein Oberaufseher, Oberbeamter gesetzt war, welcher Meyer (eigentlich Villicus *major*, daher eben das deutsche Wort) genannt wurde, theilte sich in größere Abtheilungen oder Mansus, und diese wieder in kleinere Bezirke und Hofstatten, welche theils Schupposen hießen

(daher der Geschlechtsname Schuppißer d. i. Besitzer, Bewerber einer Schuppos), theils Huben (daher der häufige Ortsname: Huben, auf Huben, in der Hub, und der Geschlechtsname Huber d. h. Inhaber einer Hube), die oft bis auf vierzig Juchart in sich begriffen.

(422) So lag in ältester Zeit der Dom zu Constanz noch außer der Stadt; so war die Kirche zu Büesingen, auf Kilchberg genannt, ursprünglich die Pfarrkirche von Schafhausen; Oberkirch die Pfarrkirche von Frauenfeld; Oberwinterthur diejenige von Winterthur. So befinden sich jetzt noch die Stiftskirche zu Luzern, die Pfarrkirchen zu Zug, Wallenstadt, Wesen, Utznach u. a. m. außerhalb der Ringmauern dieser Städte.

(423) Diese Lehensherrlichkeit ergibt sich aus den Grundzinsen, welche das Stift von den rings um das Münster liegenden Häusern bezog, daher auch der Probst die Kaufbriefe derselben fertigte, so weit dieser Umkreis reicht, welchen ein sehr alter Zinsrodel der Stift ziemlich deutlich angibt.

(424) Diese St. Petersgasse war die jetzt sogenannte Schlüsselgasse, welch letztern Namen sie empfing von dem an ihr liegenden Hause „zum Schlüssel", auch zum goldenen Schlüssel genannt, welcher noch jetzo an zwey Seiten desselben in alterthümlicher Form in Stein ausgehauen (einst vermuthlich auch vergoldet) zu sehen ist, und wahrscheinlich St. Peters Schlüssel bezeichnet.

(425) Ueber dieses Haus zum Thor siehe Seite 89 u. 90.

(426) Die Zinsgefälle und Ländereyen, welche dem Curtis der St. Peterskirche in ältester Zeit zuständig waren, zählt ein alter Hofrodel, wahrscheinlich aus dem eilften Jahrhundert, der sich noch unter den Frauenmünsterurkunden findet, ziemlich ausführlich auf. Sie dehnten sich, diesem Zinsrodel zufolge, vom Thalacker weg bis gegen Leimbach, über Wiedikon hinauf nach Friesenburg und an den Uetliberg aus.

(427) Dieser „Strohmeyershof" (curtis villicatus, dicta Strohmeyers) neben der Abtey Garten, unten bey der Stadtmauer an dem Kloster der Augustiner (denen die Aebtissin

Elisabeth im Jahr 1298 diesen Garten, jetzigen Almosenamtsgarten, verkaufte) und welcher von Wernher Strohmeyer, der ihn schon um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts (1256), so wie 1290 Niklaus Strohmeyer, von der Abtey zu Lehen besaß, den Namen trug, hatte, zufolge der eben angeführten Lokalität, seine Gebäude gerade da, wo der jetzt sogenannte Strohhof (Nro. 244 u. 245) steht, dessen Benennung vielleicht von daher abzuleiten ist, was sich freylich nicht mehr ganz ausmitteln läßt, da spätere Urkunden verloren gegangen.

(428) Eines solchen steinernen oder Steinhauses wird in einer Urkunde vom Jahr 1037 gedacht, an deren Schluß es heißt: „Actum in domo lapidea castri." Damals gehörten die ganz steinernen Häuser, weil sonst die Häuser in der Regel ganz hölzern, höchstens bis zum ersten Stockwerk gemauert, und mit Schindeln belegt waren, unter die Seltenheiten, wurden daher ausdrücklich als solche benannt. (So steht z. B. in einem alten Rodel der Bodenzinse von den Häusern der Stadt in der Stift Lehenbezirk: „Domus lapidea Wernheri de Ulmo.") Sie gehörten meistens nur den Rittern, ja sie waren vielleicht eine Benennung der Ritterthürme selbst. Unter jenem oben erwähnten lapidea domus castri (nicht palatii) dürfte aber höchst wahrscheinlich das Haus des Advocatus oder des Grafen (Comes) in der Stadt selbst, nicht auf dem Hofe, verstanden seyn, etwa der rothe Thurm, oder der nachherige Hottingerthurm.

(429) Bey ihrem steten Umherreisen in den weiten Ländern ihres Reiches bedurften die Kaiser überall königliche Häuser, wovon die einen bloß zum Absteigequartier bey der Durchreise, andere dagegen zum längern Aufenthalte der Monarchen und ihres ganzen Gefolges, auch als Mittelpunkt ihrer Güteradministration, ihrer Kammerlehen, dienten, wo sie zugleich die Regierungsgeschäfte besorgten, auch die Reichstage hielten. Diese Oerter hießen Pfalzen (vom lateinischen Palatium regis), und ein solcher Ort oder Pfalz war auch Zürich. Die Benennungen, unter welchen dieser Ort der Pfalz in den ältesten

Urkunden vorkommt, sind: „Locus imperialis palatii" (Urkunde vom Jahr 1155). „Palatium regis" (Urkunde von 1172). Auch „Fiscus thuregiensis aulae" (Urkunde von 1145), weil er zugleich der Sitz des Fiskus war, dessen Verwaltung unter königlichen Kammerboten (Camerarii genannt, da für fiscus auch camera gebraucht wurde) oder Provinzial-Pfalzgrafen stand. Zu mehrerer Bequemlichkeit für den Bezug dieser königlichen Einkünfte, Regalien oder Fiscalien war das ganze Reichsgebiet in gewisse Bezirke (ditiones fisci) eingetheilt. Zürich war der Fiscus oder der Sitz der Reichskammer für die gesammten obern Reichslande vermuthlich, gewiß für das ganze Thurgau. Daher bezeichnete höchst wahrscheinlich „fiscus thuregiensis aulae" das besondere Gebäude des Hofes, worin die königlichen Naturalvorräthe aufbewahrt wurden.

(430) So melden uns die Geschichtschreiber, daß z. B. König Arnolf (der in der Königswürde auf Karl den Dicken folgte und von 887—899 regierte) sich zuweilen in Zürich aufhielt, eben so Kaiser Heinrich II im September 1018; Kaiser Conrad, der Salier, im Jahr 1025; daß besonders dessen Sohn Kaiser Heinrich III (er regierte von 1039—1056) häufig über die hohen Feste, und namentlich am 30 Jenner 1045, vom 2—12 May 1050, am 21 April und vom 7—16 Juni 1052, vom 12—16 Hornung und 25 December 1054, 17 Hornung 1055, und endlich noch in seinem Sterbejahr 1056 hier verweilt habe.

(431) So nennt Kaiser Heinrich VI (welcher von 1190 bis 1197 regierte) Probst und Capitel der Stift: „capellanos nostros"; eben so Kaiser Rudolph von Habsburg. So war auch Probst Brun, der diese Würde von 1354—1370 bekleidete, Capellan Kaisers Karls des Vierten.

(432) In jenem mehrerwähnten alten Zinsrodel der Stift (Note 423) ist ausdrücklich des jetzigen Kaufhauses, als der Wohnung des Landgrafen, gedacht, wo es heißt: „Die Hofstätten (territoria) des Lehenbezirkes der Stift vom Haus

des Grafen (a domo comitis) an bis zur (Chorherren=) Pfisterey, und von der Pfisterey bis zum Kirchhofthor."

(433) Unstreitig stand einst auch bey der kaiserlichen Pfalz eine kleine Capelle; aber schon in einer Urkunde Bischof Eberhards von Constanz vom Jahr 1271 heißt es: „Da die kaiserliche Hofcapelle in der Burg Zürich (imperialis aulae capella in castro thuricensi) an dem Ort, welcher heißt: auf dem Hof, vor sehr vielen Jahren, bis zu welchen aber der Jetztlebenden Gedenken gar nicht hinauf reicht, mit der Burg selbst von Grund aus ist zerstört worden u. s. w." Merkwürdig ist jedoch, daß sich gleichwohl noch eine Urkunde vom Jahr 1384 vorfindet, vermöge welcher Kaiser Wenzel dem Priester Johannes Kienast die Capelle auf dem Hof zu ewigem Lehen übergibt. Diese Urkunde läßt also schließen, daß im vierzehnten Jahrhundert jene Capelle mochte wieder hergestellt, oder eine andere an ihrer Statt erbaut worden seyn. Wahrscheinlich stand sie nächst dem Platze, wo nunmehr das Haus (Nro. 230) steht, welches eben daher jetzt noch „zur Capelle" heißt, und schon 1412 also hieß. Jedoch ist vom fünfzehnten Jahrhundert an und auch zur Zeit der Reformation keine schriftliche Spur von dieser Capelle zu finden.

(434) Diese Meinung gründet sich einzig darauf, daß sowohl in einer Urkunde vom Jahr 952 unter Otto dem Großen, als auch in einer andern unter Heinrich I (vom Jahr 929) Zürich schon „civitas" genannt wird. Dieses Wort zeigt jedoch gar nicht nothwendig einen mit Mauern, Graben und Thürmen befestigten Ort an; es deutet mehr auf den Gegensatz von „villa", Dorf, Vorstadt. Man sehe Note 60.

(435) So heißt es z. B. in den Orig. Guelf. (T. V. P. 5. pag. 549): „Rudolfus Dux Suevorum, ejus sedes principatus fuit in Thurego." Und in einer Freyburger=Chronik (bey Königshofen, App. p. 5—8): „König Rudolf von Arle, der zu Zürich wohnende was." — Da dieser Graf Rudolf nicht nur Herzog in Schwaben war, sondern auch von Kaiser Heinrich IV das Rektorat über Burgund erhalten

hatte, und daher König von Arles hieß, sollte nicht etwa die fabelhafte Tradition der ältesten Chroniken, z. B. der sogenannten Kriegischen, von einem König Thurikus, König zu Arles und von einem Suevius, König von Schwaben, deren Reiche an der Limmat, namentlich bey Zürich (Duregum) zusammen stießen, sich auf seine Person beziehen, und eben er unter diesem Doppelnamen verborgen seyn? Eine schon von Schinz aufgestellte Vermuthung.

(436) Von diesen Letzinen oder tiefen Wehrgraben unterhalb der Stadt zog die eine sich von der Höhe des Geißberges (woselbst ein Wartthurm, von seiner Gestalt der Kratzenthurm genannt) neben den „langen Steinen" und bey der Spanweid hinab bis an die Limmat (noch jetzo zum Theil ist dieselbe sichtbar, so wie sich auch die Benennung: „an der Letze" erhalten hat), und jenseit derselben durch das ganze Silfeld bis an den Uetliberg hinauf. Ein noch näherer Wehrgraben, der innere, lief vom Zürichberge zwischen dem Weissen= (eigentlich des Weißen) Haus und Beggenhofen hinab, da wo es jetzt „in der Tiefe" heißt. Die obere Letze, d. i. die äußere oberhalb der Stadt, war bey Meilen, welcher vermuthlich eine ähnliche auf der gegenüber liegenden linken Seite des Sees entsprach.

(437) Daher entstanden die Grundzinse von den Häusern in der Stadt, als eine Abgabe oder Ersatz für die Bewilligung auf den Grund und Boden des Grundherrn, des Fiskus, des Reichs zu bauen, wie denn aller Grund und Boden, der nicht Privateigenthum ist, immer noch das Reich heißt.

(438) Daher lagen in Zürich, gleichwie auch in Basel, die meisten dieser von den darin befindlichen Handwerkern ehemals benannten Gassen, z. B. die Gerwergasse (jetzt Badergasse) in der kleinen Stadt, die Schmidgasse (jetzt Thorgasse), so wie die abgebrannte Wullwebergasse in der großen Stadt, außer dem ältesten Stadtbezirk oder Castrum.

(439) Sie heißen in den alten lateinischen Urkunden homines de familia sc. Sanctorum Felicis et Regulae.

(440) Diese werden in den Urkunden Fiscalini genannt.

Sie theilten sich in homines de *fisco* d. i. Reichs= oder Hofleute, die in der Stadt; und in homines de *monte*, die am Zürichberge wohnten, welcher nachher in IV Wachten, gerade wie später dann auch die Stadt selbst, abgetheilt wurde. Diese Eintheilung des Zürichberges in die IV Wachten, eine Benennung, welche heut zu Tage noch im Curialstyl fortdauert, ist die allerälteste.

(441) Es ist der jetzige Weinplatz gemeint. Ueber diesen Platz, als den öffentlichen Gerichtsplatz oder mallus in Zürich, sehe man Note 249. Aus dieser Lage des mallus erklärt sich auch, warum die Richtstätte auf Seite der kleinen Stadt liegt. Denn wenn das Landgericht oder der Blutbann auf einem öffentlichen Platze in der großen Stadt wäre gehalten worden, so würde sie auch auf Seite derselben sich befinden; gleichwie sich der Richtplatz des Chorherrenstiftes am Zürichberge befand.

(442) Die „ehrbarsten" d. h. die angesehensten und begütertsten, principes fisci genannt.

(443) Diese Männer waren also die Beyständer des Grafen (adjutores comitis). Sie mußten das Recht auffinden und „schaffen" oder „schöpfen", d. h. in jedem vorliegenden Falle dasselbe ausfindig machen, bestimmen und festsetzen. Daher hießen sie in Deutschland „Schöppen" (vom altdeutschen Worte sceffen, skepfen, schaffen, schöpfen), und eben daher in lateinischen Urkunden Scabini. Weil sie vor Anfang des Gerichtes vereidet wurden, hießen sie auch Jurati, Geschworne; eine Benennung, die sich unter uns bis auf neuere Zeit fortgeerbt hat, wie sie dagegen anderswo Urtheilsprecher hießen, z. B. in Schafhausen. Dieß ist also der Ursprung unsrer Richter.

(444) Er hieß Advocatus castri Thuricensis.

(445) Das ehemals so geheißene „freye Stadtgericht" oder Freygericht war eben die Fortsetzung dieses Gerichtes. Es führte diesen Namen ursprünglich, weil nicht nur die Urtheilsprecher oder Scabini, die Beysitzer des Stadtvogtes, einzig aus den freyen Bewohnern der Stadt, und zwar aus den

Angesehensten und Vornehmsten, den principibus fisci, genommen werden mußten, sondern auch weil dasselbe nur über freye Leute richtete.

(446) Es waren die mächtigen Grafen von Lenzburg, in deren Händen die Advocatie oder Vogtey über Zürich mehr als 200 Jahre (von 963—1177) als ein Erblehen vom Reich war, und sodann an die mächtigen Zähringer überging.

(447) Das Wort „Schultheiß" kommt gar nicht, wie man gemeiniglich glaubt, von dem Wort Schuld, Schulden her, als ob es einen Schuldenrichter bedeutete, sondern von dem altdeutschen Wort scullen d. i. befehlen, gebieten. Daher sculda Befehl und sculdaizo, oder mit der lateinischen Endung sculdasius, scultetus — einer der befiehlt, ein Befehlshaber, Gewalthaber (im Namen und aus Auftrag eines Höhern); daher in Deutschland der Name Schulze. Es war also der Schultheiß ursprünglich der von dem Oberherrn an seiner Statt gesetzte und in seinem Namen Recht sprechende und Recht vollstreckende Beamte eines Ortes oder einer Stadt. Daher nicht nur in allen kleinern Städten in unserer Gegend, z. B. in Winterthur, Frauenfeld, Diessenhofen, Rapperschweil, Baden, Regensperg, Bülach u. s. w. bis ins fünfzehnte Jahrhundert der vorderste Beamte der östreichischen Herrschaft Schultheiß hieß, sondern jetzo noch in mehrern Cantonen der Schweiz die Standeshäupter diesen Namen führen.

(448) Der Schultheiß in Zürich blieb Anfangs gleichwohl kaiserlicher oder Reichsbeamter, nur daß er jetzt von der Aebtissin erwählt ward, nachdem sie in den Besitz der Regalien gekommen war, so wie in die Selbstverwaltung ihrer weltlichen Rechte. Dieß geschah vermuthlich unter und durch Kaiser Heinrich den zweyten oder dritten, zwischen dem Jahr 1000 und 1057.

(449) Eine förmliche kaiserliche Bewilligungsurkunde ist nicht vorhanden. Es ist aber jene Angabe um so wahrscheinlicher, da die ersten Stadträthe in Zürich, die wir kennen, aus dem Jahr 1111 sind. Und gerade von diesem Jahre datirt

sich auch das älteste Stadtrecht der Stadt Speyer, von demselben Heinrich dem fünften ihr gegeben. Ja, in einer Urkunde Herzog Philipps aus Schwaben vom Jahr 1182 heißt es, die Stadt Speyer betreffend, ausdrücklich: „Wir haben nach der Anordnung Kaiser Heinrichs, seligen Andenkens, ihr vergönnt, daß sie die Freyheit haben soll, zwölf aus ihren Bürgern zu erwählen, die sich eidlich verpflichten, der Gemeinde nach ihrem besten Wissen und Können Fürsehung zu thun und durch deren Rath die Stadt regiert werde." (Lehmanns Speyersche Chronik Bd. V C. 69 S. 495.)

(450) Unter den „Bürgern", aus welchen der Rath zur Hälfte bestand, ist also gar nicht die Gesammtgemeinde der Stadt (universitas civium), Freye und Unfreye, zu verstehen; sondern auch eine besondere Corporation oder Classe derselben, nämlich die rathsfähigen freyen Geschlechter, gleichen Standes und Ranges mit den sogenannten Rittern. Gerade so war auch in Basel der Rath ursprünglich zur Hälfte aus Rittern, zur Hälfte aus ehrbaren Bürgern (probi cives) bestellt. Der Gegensatz heutiger Zeit zwischen „Adel" und „Bürgerschaft" ist auf jene Zeiten gar nicht anwendbar. Wenn da Ritter und Bürger neben einander, nicht aber einander entgegen, gesetzt werden, so hat man sich unter den Erstern Dienstmänner d. i. solche Freye zu denken, die irgend einen Fürsten oder Herrn freywillig zu ihrem Herrn angenommen, und, als seine Getreuen (Vassi, daher der Name Vasall), ihm Ehren- und Kriegsdienste zu leisten sich verpflichtet hatten. Wer von diesen Kriegsdienste zu Pferde that, ward miles (Ritter); wer eines der höhern oder niedern Hofämter bekleidete, ministerialis (Dienstmann) genannt. Die Bürger (cives, boni homines, principes, auch nobiles, zu deutsch: Edle, auch ehrbare Geschlechter, oder schlechtweg nur Geschlechter) waren es also, aus welchen die Ritter hervorgingen als ein eigener Stand, der sich von jenen durch nichts, als durch seine Dienstverhältnisse unterschied. Im vierzehnten Jahrhundert, nachdem durch das Zunftregiment, oder die Theilnahme der Zünfte an der

Stadtverwaltung und Regierung, welches damals in den meisten Städten eingeführt wurde, das ganze Verhältniß des Bürgerstandes, folglich auch der Begriff „Bürger“, sich geändert, da erst kam die Standesungleichheit der Bürger und Dienstleute oder Ritter auf, und es fingen nunmehr die Ritter an, selbst den städtischen Geschlechtern, diesen sogenannten Patriziern, bey welchen sich die Erinnerung an ihren freyen Ursprung durch Begünstigung der Verfassung der Städte länger erhielt, ihren Anspruch auf Rittermäßigkeit zu bestreiten, indem in ihren Augen nicht mehr die Freyheit, sondern der Hof- und Lehendienst adelte d. h. für die höhere Ehre galt. (S. Eichhorn: Ueber die älteste Städteverfassung in Deutschland, in seiner Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, erster und zweyter Band.)

(451) Später bestand der Rath aus vier Rittern und acht Bürgern d. i. Patriziern (wie sich auch aus dem ersten geschwornen Briefe ergibt); wahrscheinlich weil die Zahl der Ritter bedeutend abgenommen hatte, da der Ritterstand nicht erblich war, sondern der Sohn eines Ritters, welcher nicht in einer gewissen Zeitfrist in den Ritterstand eintrat, (zufolge des Richtbriefes) zu den andern Bürgern oder Patriziern gezählt wurde.

(452) Daher hieß das Rathskollegium Consilium, und das älteste Rathssiegel trug bis auf das Jahr 1250 die Umschrift: Sigillum Consilii Turicensis; von da an hingegen: Sigillum civium Thuricensium. Der Name Consilium und Consules, wofür früher die Benennung boni viri, optimi, nominatissimi cives, auch judices vorkommt, ist italienischen Ursprunges, und im XIII. Jahrhundert zur Zeit der Hohenstaufen auch in Deutschland üblich geworden.

(453) Gerade so bestand auch in Magdeburg eine „Bürgerwittheit“ aus hundert Mitgliedern, die zur Abfassung neuer Gesetze und Beschlüsse berufen ward. Wo nun der Rath in Zürich vereint mit einem solchen Ausschusse von Patriziern etwas entschied oder anordnete, da wird im Richtbrief die Formel gebraucht: „Der Rath, dazu Ritter und Bürger

von Zürich", oder auch „der Rath von Zürich und die Bürger" — sind gemeinlich übereinkommen." — Hier ist also abermals unter den Bürgern gar nicht die Gesammtbürgerschaft von Zürich zu verstehen (denn wo diese gemeint ist heißt es: „Alle die Bürger von Zürich", oder „die Menge von Zürich, die Gemeinde von Zürich"); sondern nur jenes größere Collegium, aus den alten rathsfähigen Geschlechtern erwählt. Nach diesem Vorbilde ward dann auch in der Brunischen Verfassung als oberste gesetzgebende und richtende Behörde das größere Rathskollegium eingeführt, welches unter dem gleichen Namen von „Räth und Burger" bis zur Auflösung derselben bestand.

(454) Von dieser Reichssteuer waren sowohl die Ritter als die Amtleute der Gottshäuser, auch die Knechte der Gottshaus-Dienstmänner frey, weil diese dem Reiche auf andere Weise ihre Dienste leisteten. Zur Bestreitung der Stadtausgaben hingegen mußten alle die zu Zürich Bürger waren, sie mochten Ritter oder Patrizier, in der Stadt seßhaft seyn oder nicht, ohne Ausnahme von ihrem Gut beysteuern. Dieß hieß die Gutsteuer.

(455) Von einem frühern Vorhandenseyn von Zünften in Zürich sind durchaus keine historischen Data zu finden. Daß Füßli in seiner Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft (Thl. II. S. 286.) auf die Existenz derselben schon im XII. Jahrhundert aus dem Umstande schließt, daß in einer Urkunde Graf Wernhers von Baden vom Jahr 1153 unter den Zeugen ein Henricus Tribunus vorkommt, beweist nur, daß er die frühere Bedeutung des Wortes Tribunus nicht kannte, und sie daher mit derjenigen in neuerer Zeit, in welcher die Zunftmeister allerdings tribuni (wie nunmehr die Bürgermeister Consules) hießen, verwechselte. In der erwähnten Urkunde steht jener Henricus Tribunus als Zeuge unter den Burgensibus Turegensium oben an, nach ihm Rudolfus Monetarius und Rudolfus Thelonearius. Diese waren der Münz- und der Zollbeamte der Abtey; folglich war ohne Zweifel auch der Tribunus ein solcher Ab-

teybeamter und zwar der erste von allen, welches wohl kein anderer, als derjenige seyn kann, welcher in spätern Urkunden unter dem Namen Sculterus vorkommt, also der Schultheiß. Gerade so kommt auch in dem ältesten Stadtrecht von Straßburg der Schultheiß als der erste unter jenen drey Beamten vor. Die vier Aemter, heißt es, welche die Verwaltung (gubernatio) der Stadt ausmachen, bestellt der Bischof aus eigner Macht, nämlich den Burggrafen, den Schultheißen (Sculterum), den Zolleinnehmer (Thelonearium) und den Münzmeister (monetae Magistrum). Eben so besetzten die Aebte von Reichenau in der Stadt Radolphzell am Untersee, denen dieselbe ursprünglich angehörte, die drey Aemter, den Burg- oder Stadtammann (den Unterbeamten des Reichsvogts, also eben denjenigen, der anderwärts Sculterus Schultheiß hieß), den Münzmeister und den Zoller. (Walchners Geschichte der Stadt Radolphzell. 8. Freyburg 1825. S. 69.) So erscheint auch in den Urkunden vom IX. und X. Jahrhundert (bey Neugart Cod. diplom.) der Tribunus unter den königlichen Reichsbeamten, und zwar stehen dieselben in folgender Ordnung: zuerst der Comes seu Missus regis, dann der Judex oder Advocatus, hierauf der Tribunus. Wie der judex publicus, später advocatus, kaiserlicher oder Reichsvogt genannt, der Stellvertreter des Grafen (Comes) in seinem Amte; so war der Tribunus Stellevertreter des Advocatus oder Judex in minderwichtigen Gerichtssachen, namentlich in der bürgerlichen Rechtspflege, welches Richteramt eben der Schultheiß verwaltete. Daher ist Tribunus und Sculterus unzweifelhaft dieselbe Person.

(456) Schon in der ältesten Stadtverfassung von Straßburg waren die gewerbtreibenden Einwohner in Genossenschaften und Aemter (Officia) vertheilt, deren, außer der Innung der Kaufleute, noch zwölf, aus Handwerkern bestehend, dort einzeln benannt werden, und die alle ihren Meister (Magister) hatten, welchem auch die Gerichtsbarkeit über dieselben in Innungssachen zukam. Sie standen wahrscheinlich unter den vier Oberhofämtern, des Marschalls, Truchsessen,

Kämmerers und Schenken, je nach Verschiedenheit der Dienste, welche sie dem Bischofe zu leisten hatten, dessen Dienstleute sie eigentlich waren. Eine politische Bedeutung hatten übrigens diese Genossenschaften oder Aemter nicht, welche auch überall die Zünfte vor dem XIII. Jahrhundert nirgends erhielten. Dieß war vermuthlich die Art, wie die Zünfte überall in Deutschland entstanden. So finden sich auch in Magdeburg schon im Jahr 1153 Handwerkszünfte mit ihren Meistern. In den lombardischen Städten hingegen scheinen die Zünfte militärischen Ursprunges gewesen zu seyn. Da nämlich diese Städte, zur Behauptung ihrer Freyheit und Sicherheit von Außen, nöthig fanden, auch die zahlreichste Classe ihrer Einwohner, die Handwerker, zu bewaffnen, so mußten sie dieselben in gewisse Corps eintheilen, deren jedes seinen Vorsteher und sein Panner erhielt. Diese Eintheilung schien ihnen am schicklichsten, und zwar nach den Handwerken selbst, in Zünfte zu geschehen; wie auch bereits die Römer zur Zeit Arnolds von Brescia in ihrem Aufstand wider die päbstliche Herrschaft gethan hatten. Diese italienische Einrichtung mag sich Zürich zum Theil auch für seine zu errichtenden Zünfte zum Muster gewählt haben.

(457) Vielleicht ward dieß strenge Verbot der Zünfte auch darum erlassen, weil Kaiser Friedrich II. im Jahr 1232 in jeder Stadt Deutschlands ausdrücklich alle Bruderschaften und Gesellschaften von jedem Handwerk (cujuslibet artificii confraternitates seu societates) für ungültig erklärte und aufhob, nach dessen Willen auch Zürich sich zu richten hatte.

(458) Es ist das Haus No. 232 „zum Paradies" genannt. Andere glauben, es sey das kaiserliche Schloß noch viel weiter vorwärts gegen die Limmat hinaus gestanden, und wollen selbst den Namen des Hauses No. 222 „zum Schlößli" genannt, mit dieser Vermuthung in Verbindung bringen, als ob derselbe auf die Stelle des alten Schlosses hindeute. Es ist aber der Name jenes Hauses eines sehr späten Ursprunges, indem dasselbe in älterer Zeit, namentlich im XV. und XVI. Jahrhundert „im Vogelsang" hieß, wahrscheinlich von den

Sängern auf den nahen Linden. Da hingegen sein späterer Name wahrscheinlich von dem steinernen Thor und Thorweg herrührt, durch welchen man zu diesem Hause, wie zu einem Schlößlein, heran kommt.

(459) Daß in ältester Zeit der Lindenhof, als zur kaiserlichen Pfalz gehörig, auch mit einem Graben umzogen war, dergleichen die festen Schlösser und Burgen überall hatten, wird auch durch den Richtbrief bestätigt, worin es heißt: „Wer sich des Hofes oder des Grabens, der dazu gehört, annimmt oder unterwindet und kümmert, also daß er an irgend einem Dinge geschwächert werde, der gibt zu Buße 5 Pfund."

(460) Auch noch im XV. Jahrhundert und später diente der Lindenhof Gesellschaften von jungen Männern, die da oder dort ihre Trinkstube hatten (Gesellen), zum öffentlichen Belustigungsplatze, wo sie im Freyen allerley Spiele trieben z. B. den Wolf jagen, Stein stoßen, Kegel schieben, und anders dergleichen.

(461) Dieses Haus „zum Kindli" war schon im XIV. Jahrhundert ein Wirthshaus (in den ältesten Steuerbüchern vom Jahr 1357 kommt hier ein Rudolf Glarner, Wirth, vor) und blieb solches ununterbrochen, bis es im Jahr 1619 von einem Hrn. David Werdmüller erkauft ward, der es in ein Privathaus verwandelte. Im folgenden Jahrhundert war es dann die Wohnung Herrn Bürgermeister Joh. Caspar Eschers. Der Tavernenschild ist übrigens noch vorhanden.

(462) Diese Sage hat sich durch die Nachsuchungen, welche, vor einem Jahrzehend ungefähr, von den jetzigen Eigenthümern des Hauses zum Kindli dießfalls angestellt wurden, vollkommen bestätigt. Das Ergebniß, wie ich es durch gefällige Mittheilung erhielt, war nämlich folgendes: „Der Eingang dieses wirklich vorhandenen Ganges findet sich im Keller des besagten Hauses, ungefähr ein Stockwerk tief unter dem Boden des Lindenhofes. Als er im Dezember 1818 aufgebrochen ward, fand man ihn — in der Richtung nach dem Oetenbach hinüber, und in einer Länge von etwa 20′ in der gleichen Höhe und Breite fortlaufend, die er

beym Eingange hat, so daß nämlich ein Paar Menschen darin aufrecht neben einander stehen können, und die Mauern zu beyden Seiten mit großen Quadern so stark aufgeführt, daß die beabsichtigte Festigkeit derselben keinem Zweifel unterliegt. Dagegen war oben keine Spur eines Gewölbes mehr zu entdecken. Vermuthlich hatte die Feuchtigkeit des Bodens im Laufe so vieler Jahrhunderte die gewölbte Decke zernagt und selbst die Steine aufgelöst. Im Gange selbst lagen große Haufen von Erde, hier und da hingen auch Wurzeln der auf dem Hofe befindlichen Lindenbäume herunter, welche das Gewölbe nach und nach zersprengt haben mögen. Weiterhin neigte sich dann der Gang in die Tiefe. Aus der Richtung der Seitenmauern bewies sichs, daß er von dort weg beträchtlich niederwärts muß geführt haben. Wahrscheinlich war nämlich an der Stelle, wo der Gang sich zu senken anfängt, eine Treppe. An eben dieser Stelle verminderte sich auch die Breite des Ganges; die Seitenmauern traten einander näher. Hier lag aber eine solche Menge heruntergefallener Erde auf dem Boden, daß man, um weiter vorwärts zu gelangen, dieselbe erst hätte herausschaffen müssen. [Schade, daß dieß nicht wirklich geschah oder geschehen konnte!] Endlich wurde die Oeffnung [die gemauerte?] so klein und enge wie ein Loch, durch welches kaum ein Mensch hätte kriechen können. Man stieß jetzt eine Stange durch dasselbe, die, so weit sie reichte, nur auf locker liegende Erde traf. Zu weiterer Untersuchung hatte Niemand Lust."

(463) So hatten ja bekanntlich die alten Burgen und Schlösser gar häufig unterirdische Gänge und geheime Ausgänge für Fälle der Noth. Man denke zum Beweise nur an die Geschichte der Belagerung des Schlosses Utznaberg unter dem Hauptmann der Züricher, Graf Rudolf von Habsburg (1267). Es ist daher auch die in der Erzählung vorgetragene Erklärung weit wahrscheinlicher, als die erst seit der Reformation aufgekommene gewöhnliche Meinung, daß jener Gang in das Kloster am Oetenbach geführt, und durch ihn Mönche oder Andere eine heimliche Gemeinschaft mit den

dortigen Nonnen zu bewerkstelligen gesucht haben. Denn, mochte es auch in ältern Zeiten vielleicht nicht ganz an solchen Beyspielen fehlen (wiewohl auch da die Sage, die an so manchem Orte von solchen geheimen Mönchsgängen wissen will, es weit übertrieb), so streitet doch hier der gedoppelte Umstand völlig dagegen: Erstlich, daß das Haus zum Kindli niemals eine klösterliche Bestimmung hatte, sondern, so weit die Nachrichten reichen, ein Wirthshaus war; demnach und hauptsächlich, weil es nicht denkbar ist, daß Priester oder Layen den unsäglichen Mühe- und Kostenaufwand (den damals vielleicht nur Fürsten und Herzoge bestreiten konnten) sollten gewagt haben, durch einen Hügel zu graben, nur um auf diese Weise in ein Kloster zu gelangen, zu welchem, wie die Geschichte lehrt, der Eintritt durch die ordentliche Klosterpforte leicht genug war.

(464) Die Strehlgasse hat ihren Namen von dem an derselben befindlichen Hause „zum Strehl" genannt, (No. 187) wie viele Gassen unserer Stadt in früherer oder späterer Zeit von gewissen an ihnen gelegenen Häusern benannt worden sind. Man findet die meisten derselben in der Note 21 angegeben.

(465) So hieß ehemals das jetzige Wirthshaus zum Schwan (No. 201). Nach der Mitte des XV. Jahrhunderts (1466) ward das Haus zum Rindsfuß, an der Gasse, welche damals „Blümlis Gäßlein" hieß, gelegen, zum Wirhtshause, und behielt seinen Namen bis ins XVII. Jahrhundert bey.

(466) Es war der Georg Tummelhauser von Insbruck, welcher auf jenem Schießen unter den Büchsenschützen die beste Gabe, bestehend in 100 Gulden, gewann.

Register

der bemerkenswerthesten Sachen und Personen.

(Die Zahl, vor welcher ein n. steht, zeigt die Notenzahl an.)

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Erklärung der Kupfer.

Noch sind, mehrseitigem Wunsche zufolge, ein Paar Kupfer beygegeben worden, welche einige der ausgezeichnetesten Gebäude unserer Stadt in der Gestalt zeigen sollen, die sie zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatten.

Die Titelvignette stellt das alte (vorletzte) Rathhaus von zwey Seiten dar (Seite 5), nebst dem anstoßenden Gesellschaftshause zum Schneggen und einem Theile der untern Brücke, auf welcher der Geistliche mit seinen beyden Begleitern sich dargestellt findet. Entfernter ist die Rüdenzunft noch sichtbar.

Auf dem zu Seite 28 gehörigen Kupfer erblicken wir die Vorderseite der Großmünsterkirche, nämlich den Chor derselben, unter ihm die Gruft und daneben die Zwölfboten-Capelle (Seite 36). Hinten erheben sich die beyden Münsterthürme mit ihren damaligen hohen Spitzhelmen.

Das zu Seite 92 gehörende Kupfer endlich zeigt uns die Kirche des Frauenmünsters mit ihren zwey niedrigen Thürmen und der St. Niklaus-Capelle neben an (Seite 100); ferner einen Theil des Hofes der Aebtissin, so wie das alte Werkhaus der Stadt. Rechts tritt zum Theil noch der alte Einsiedlerhof (Seite 91) hervor, und ganz im Vordergrunde das damalige Helmhaus, als niedrige, hölzerne, bedeckte Vorhalle der Wasserkirche (Seite 11).

Empfehlenswerthe Verlagsbücher

von

Orell, Füßli und Comp. in Zürich.

Aiguilles, les, à tricoter. Drame en quatre actes. Trad. de l'allemand d'Auguste de Kotzebue, par Mad. Maulaz. 12. broch. 45 kr.

Ali und Ala, oder die kleinen Insulaner. Versuch einer wahrscheinlichen Kulturgeschichte für die Jugend. 2 Bändchen. 12. Mit illuminirten Kupfern, geb. 4 fl.

— — dasselbe mit schwarzen Kupfern 3 fl.

Archiv für Schweizerische Geschichte und Landeskunde. Herausgegeben auf Veranstaltung der Zürcherschen vaterländisch-historischen Gesellschaft, von den Prof. H. Escher u. Joh. Jak. Hottinger. 1r Bd. 3 Hefte. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Arnold von Winkelried; ein Trauerspiel von L. Christ, mit einem Titelkupfer. 12. 1 fl. 30 kr.

Bilder des griechischen Alterthums: oder Darstellung der berühmtesten Gegenden und der wichtigsten Kunstwerke des alten Griechenlandes. Zwey und siebenzig lithograph. Blätter in gr. Quart, nebst erklärendem Text von J. Horner, Professor. Vier Lieferungen, cartonnirt 21 fl.

Bonstetten, K. V. von, über Nationalbildung. 2 Theile. 8. 3 fl. 30 kr.

— — kleine Schriften, enthaltend: Briefe über ein schweizerisches Hirtenland; Idyllen und kleine historische Aufsätze. Zweyte durchgesehene und vermehrte Auflage. 12. 2 fl.

— — Briefe an Matthisson, nebst Erinnerungen aus seinem Jugendleben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben von H. H. Füßli. 12. br. Auf Velinp. 2 fl. Auf Postp. 1 fl. 45 kr. Auf Druckp. 1 fl. 15 kr.

Conradi, M., Taschenwörterbuch der romanisch-deutschen u. deutsch-romanischen Sprache. 2 Thle .12. br. 2 fl. 30 kr.

Engelhard, Dr. J. Fr., der Croup in dreyfacher Form. Mit einer lithogr. Abbildung. gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Eugenia's Briefe an ihre Mutter, von H. Hirzel. 3 Theile. 3te Aufl. 12. 6 fl. 30 kr.

Gemälde, kleine, Reminiscenzen und abgebrochene Gedanken, von einem Dilettanten (D. Hefs); mit 17 Vignetten und Musik. 8. 1 fl. 30 kr.

Gertrud von Wart, oder Treue bis in den Tod, von J. C. Appenzeller. 3te Aufl. 12. 2 fl.

Gott beschert über Nacht. Vaterländisches Lustspiel von E. Spindler. 12. 45 kr.

Hartmann, G. L., Helvetische Ichthyologie, oder ausführliche Naturgeschichte der in der Schweiz sich vorfindenden Fische. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Hegner, U. Die Molkenkur. 3 Bändchen. 3te Ausgabe. 12. br. 3 fl.

Kirchhofer, M., Bertold Haller, oder die Reformation von Bern. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Neuffer, L., Gesänge der Liebe und Treue, aus den schönen Tagen der Jugend. 12. geb. 1 fl. 15 kr.

Novellen, schweizerische, von J. H. M**; aus dem Französischen. 12. 1 fl. 15 kr.

Ortis, Jac., letzte Briefe. Ein Nebenstück und keine Nachahmung der Leiden des jungen Werthers; aus dem Italienischen. gr. 8. 1 fl.

Prinzessin, die, von Wolfenbüttel, von H. Zschokke. Neue Auflage. 12. 2 fl.

Reise eines ältern Zürchers durch Zürich. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von einem jüngern Nicht-Zürcher. 12. br. 36 kr.

Robinson, der Schweizerische, mit seiner Familie. Für die Jugend bearbeitet von Professor J. R. Wyß. 4 Bändchen. Mit Kupfern. 8. geb. 8 fl.

Rose, die, von Jericho, eine Weihnachtsgabe. von David Heß. 12. geb. 1 fl. 15 kr.

Scherr, J. Th., zwey Abende unter den Zöglingen der Blindenanstalt in Zürich, im Frühjahr 1826. Ein poetischer Versuch. 12. br. 30 kr.

Scherz und Ernst, in Erzählungen von Dav. Heß. 8. 1 fl. 45 kr.

Verhandlungen, neue, der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, über Erziehungswesen, Gewerbsfleiß und Armenpflege. 4 Thle. gr. 8. 5 fl.

Wessenberg, J. H. von, das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles, nach griechischen Schriften. 2te verbesserte Ausgabe. 8. broch. 2 fl. 30 kr.

Zschokke, H., Alamontade der Galeerensklav. 5te Originalausgabe. 12. 2 fl.




Digitized by Google



